p. 233.

Schubert del. Grigory fec.

Theobald

oder

die Schwärmer

---

eine wahre Geschichte

von

Heinrich Stilling.

Erster Band.

Mittelmaaß die beste Straß.

Zweiter Druck.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung

1797.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

Vorbericht

welcher durchaus gelesen werden muß.

Ich verspreche auf den Titel eine wahre Geschichte; über diesem Punkt muß ich mich rechtfertigen. Denn mancher wird sehr oft über dem Lesen meines Buchs an der Haltung dieses Versprechens zweifeln.

Die Vorsehung hat mich von meiner Jugend an durch viele Schwärmereyen mitten durch geführt, ohne Theil daran zu nehmen; viele rissen mich auch in ihrem Strom mit fort; mein noch lebender, ehrwürdiger Vater war ehemals in gewisse Verhältnisse mit verwickelt, doch niemals in fanatische, nicht

einmal in ganz schwärmerische, ob gleich viele Männer von allerhand Schlag uns besuchten; er liebte alle, die Werk von der Religion machten, und ließ sich auch mit allen in Gespräche ein; doch aber weiß ich mich nicht zu besinnen, daß er einmal pietistischen Versamlungen beygewohnt hätte, er gieng von jeher in die Kirche, war nie ein Separatist, und doch hieng er auch den Symbolen nicht an, und las zugleich allerhand mystische Schriften, so daß er eigentlich ein Mittelding zwischen einem Mystiker und evangelisch reformirten Christen war; sein Leben und Wandel aber war und ist noch immer unsträflich, und der Lehre Jesu, menschliche allgemeine Schwachheiten ausgenommen, gemäß. So wurde ich auch erzogen, ob gleich im Anfang mehr mystisch als hernach; durch die vielfältigen Besuche so vielerley Gattungen von Menschen, hörten wir alles, wir wurden ganz bekannt mit dem Gang der Erweckungsgeschichten, alle dabey intreßirte merkwürdige Männer, ihr Leben, ihr Charakter, wurden so oft und so lebhaft, in unserm ländlichen Stübchen, geschildert, daß ich noch immer, wenn ich mir jene Scenen vor meine Seele führe, die frommen Erzähler, den breiten Wald, mit seinen

geflügelten Sängern, durch die Fenster, im Gold der Abendsonne glänzen sehe.

Nach der Hand kam ich aus meinem so schwärmerischen Vaterland ins Herzogthum Berg, wo es wiederum eine ungeheuere Menge kleiner Sekten giebt, deren Ursprünge alle wichtige Beyträge zur Seelenlehre, und Geschichte der Menschheit ausliefern. Kurz, ich bin gleichsam durch meine Erfahrungen dazu berechtigt, eine Geschichte der Schwärmer dieses Jahrhunderts zu schreiben, oft hatte ich mir dies auch vorgenommen, allein die Liebe verbietet es mir, denn es leben noch zu viele würdige, und dabey hin und wieder sehr intreßirte Männer, deren Namen und Geschichten ich auslassen müßte, mithin würde meine Geschichte sehr unvollkommen ausfallen.

Ich leiste also im folgenden Werk so viel ich kann, ich erdichte mir einen Helden, und setze dessen Leben aus lauter wahren Geschichten zusammen, so daß eigentlich nichts erdichtet, sondern nur der Gang der Dinge anders geordnet ist, sogar aus meinem eigenen Leben sind einige wenige Anecdoten mit eingeflochten,

hin und wieder sind Namen verändert, und wo es mit Fug geschehen konnte, da habe ich die rechten Namen beybehalten.

Mein Zweck ist, unser teutsches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück, zwischen Unglauben und Schwärmerey mitten durchgehe.

Das erste Hauptstück.

Der Gang der teutschen Nation im 15ten Jahrhunderte hatte viel ähnliches mit dem Gange derselben im 18ten. Der Geist fieng an Morgenluft zu wittern; je nachdem nun der Stand eines Menschen höher oder niedriger, weiter vorne oder mehr hinten war, je nachdem verhielt sich auch der Grad des Lichts, der alles um ihn her zu erleuchten anfieng, man sagte sich unter einander ins Ohr, was man sahe, und so verbreitete sich das Licht noch mehr. Die Erfindung der Buchdruckerey und der neuen Welt wirkte gewaltig mit, und so kams endlich im 16ten Jahrhundert zu der großen Veränderung, die denn doch, man mag dagegen sagen was man will, zur allgemeinen Erkenntniß der Wahrheit ganz erstaunend mitgewirkt hat.

Die Reformation machte einen großen Theil der Menschen von dem Regiment der Geistlichkeit frey. Vorher wars Pflicht zu glauben, was die Kirche vorschrieb, nun aber

giengs dem großen Haufen der Protestanten, wie es ehemals von den Israeliten hieß: Zu der Zeit war kein König in Israel, und ein jeder thät, was ihn recht däuchte. Freylich fiengen die Consistorien, und einzelne Geistlichen an, auf ihre durch Reichs- und Friedensschlüsse befestigte Symbolen zu wachen, und der weltliche Arm gieng ihnen auch tapfer an Handen, allein jeder konnte und hatte Materie zu lesen. Die Bibel, als der allgemeine Grund der Religion, war verteutscht in allen Läden und wohlfeil zu haben, daher gabs viele, theils fähige, theils stolze, theils auch phantasiereiche Köpfe, die entweder weiter sahen, oder zu sehen glaubten, oder die gar der Reformationsgeist belebte. Diese wollten sich nun ihrer republicanischen Freyheit bedienen, sie traten auf, schrieben oder lehrten, und wurden je nach Beschaffenheit der Sachen Schwärmer, oder Häupter kleiner und großer Sekten. Ob diese Verfassung dem Reich der Wahrheit zuträglich sey? ist eine Frage, die schon der große Apostel mit Ja beantwortet, er sagt, es müssen Spaltungen unter euch seyn, damit die Wahrheit ans Licht komme. Wenn jeder frey denken darf, so erscheinen Millionen Lehrsätze, die jeder beleuchten kann, dadurch entstehen allge-

meine Gährungen, die dem Geist immer mehr Licht und Reinigkeit geben.

Unter den Schwärmern und Sektenhäuptern des 16ten Jahrhunderts sind schon viele aus dem Andenken der heutigen Welt verschwunden, außer wenn man sich ihrer noch aus der Kirchengeschichte erinnert. Indessen sind noch immer zween Männer merkwürdig, die von jenen Zeiten bis daher, und vielleicht auch noch weit in die Zukunft hin, unvermerkt unter dem Publikum fortwirken; der eine ist das Haupt der Wiedertäufer, Simon Menno, und der andre der bekannte Jakob Böhm. Die Wiedertäufer leben ruhig fort, und ihre Religion ist so wenig von der protestantischen verschieden, daß der Unterschied blos auf einer andern Uniform beruht, ihr Daseyn bringt weiter keine Bewegung in die allgemeine Gährung im Reiche der Wahrheit; aber Böhms Wirkungen sind noch immer ins geheim und unter dem gemeinen Volk sehr mächtig; seine überaus bilderreiche und bey aller seiner Einfalt erhabene Sprache, die erstaunungswürdige Materien, welche er verhandelt, und die feine Gnosis, welche bey allen, oft sehr ungereimten Ausdrücken und Redensarten, doch überall hervorleuchtet, machen solche Eindrücke auf den ge=

meinen Mann, besonders wenn das Feuer der Einbildungskraft in ihm glüht, und dazu Drang der Vervollkommnung sein Herz belebt, daß der Erzschwärmer im Huy fertig ist, wenn er nicht bey Zeiten zurücktritt, und die einfache Bahn des christlichen Kirchenglaubens wieder vor die Hand nimmt; aber wie schwer das sey, kann nur der beurtheilen, der einmal geschmeckt hat, wie süß der Geist der Schwärmerey ist.

Aber wenn Böhm so viele Schwärmer gemacht hat, und noch macht, so ists doch noch die Frage, ob er darum selber einer war? es kommt hier alles auf die Erklärung an, was eigentlich ein Schwärmer ist; dies Wort ist im Teutschen noch nicht hinlänglich bestimmt, man nennt den Enthusiasten sowol Schwärmer als den Fanatiker, und doch sind beyde weit von einander unterschieden. Enthusiast nenne ich einen Menschen, der wenigstens mehrentheils richtige Vernunftschlüsse und Wahrheitsbegriffe ins Lichtgewand der Phantasie einkleidet, und nun diese Bilder selber für die nackte Wahrheit ansieht, und sie auf seinem Schauplatz mit lebhafter Wärme agiren läßt; hingegen der Fanatiker nimmt alle lebhafte Vorstellungen der Einbildungskraft für Wahrheit an, und giebt sie noch wohl für göttliche Begeisterung aus;

Schwärmer von dieser Art sind höchst gefährlich, so wie die erstern oft herrliche Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind, und sehr selten Schaden stiften. Zu dieser Classe muß Jakob Böhm gezählt werden; ein großer Theil seiner Lehrsätze ist mit der gereinigten Christus-Religion übereinstimmend, ein anderer Theil ist philosophische und gar nicht gefährliche Hypothese, und wieder ein großer Theil ist gar keiner Erklärung fähig, mithin völlig unnütz.

Dem allem ungeachtet haben Böhms Schriften hin und wieder Schaden angestiftet, wie meine Leser im Verfolg finden werden. Sie gehören für Philosophen, die das Reine vom Unreinen zu scheiden wissen, und dann kann noch viel Nützliches darinnen gefunden werden. Dies behaupte ich nicht allein, sondern viele große weitsehende und nichts weniger als schwärmerische Männer haben das nämliche gesagt, und sagen es noch. Doch ich gehe weiter.

Das 17te Jahrhundert war durchaus kriegerisch. Der Geist hatte keine Ruhe zu spekuliren, sondern es lag ihm daran, zu behalten was er hatte, damit ihm niemand seine Krone rauben möchte. Was zur Zeit der Reformation war gesäet worden, das wurde nun zum Theil geerndtet; dennoch aber setzte noch

immer der Geist der Schwärmerey seine Wirkungen fort, besonders hatte auch die paracelsische Sekte der Aerzte vielen Einfluß auf die Schwärmerey; man räumte im Bombastischen Chaos auf. Johann Baptista, Franziskus Merkurius von Helmont, und noch andere brachten eine Art von System heraus, wieder andere verbanden den Böhmismus damit, und so entstanden wunderbare Sachen, während der Zeit suchten Thomasius und Gottfried Arnold durch ihre ungemeine Gelehrsamkeit im Reich der Schwärmerey Wahrheit, und besonders benutzte letzterer durch sein vortrefliches Beyspiel, denn er war ein sehr frommer Mann, und durch seine ausnehmende Geschicklichkeit, das Feuer der Schwärmerey zur thätigen Vervollkommnung; seine Geschichte weist aus, welch einen unsäglichen Nutzen er gestiftet habe. Ein großer Theil Menschen lasen insgeheim dergleichen Schriften, aus Furcht für den Juden; viele verbanden den Paracelsismus damit, es gab wohlmeinende und betrügerische Goldmacher die Menge; so schwärmte man unter dem Getöse des Kriegs fort; da aber, wo der Same auf ein gutes Land fiel, da wurden auch in der Stille vortrefliche Menschen gebildet, die allgemeine schwere Landplage reinigte sie vol-

lends, und so wurden sie in Bündlein gebunden, und in die ewige Scheuren gesamlet.

Nun folgte endlich der Friede. Ludwig der 14te war zu der Zeit die bewegende Kraft von ganz Europa; man hielt seinen Hof für die Schule der Artigkeit, und des guten Geschmacks; der teutsche Adel, der bis dahin unwissend und grob gewesen war, reiste dorthin; aber anstatt Aufklärung mit nach Hause zu bringen, brachte man Frankreich mit, und verpflanzte es mitten in Teutschland; mit der Zeit wurde es zur Schande, ein wahrer Teutscher zu seyn, das blieb dem Pöbel übrig, der feine Weltmann war völlig Franzoß. Inzwischen wurden wir doch auch mit der französischen Litteratur bekannt, welche abermal vielen Einfluß auf die Schwärmerey der Teutschen hatte.

Zu der Zeit war in Frankreich der Jansenismus im Gang, und man kann nicht leugnen, daß sich sehr viele wackere Menschen unter demselben befanden. Diese Leute hielten es vorzüglich mit der mystischen Religion, welche bis dahin in Teutschland, wenigstens unter den Protestanten, noch nicht viel bekannt war; doch es wird nöthig seyn, daß ich kürzlich die wahre Beschaffenheit dieser Religion entwickele,

weil sie so oft in folgender Geschichte ein Gott aus der Maschine seyn wird.

Das Klosterleben war von jeher dazu bestimmt, daß der Mensch Gelegenheit haben möchte, ohne die geringste Sorge und Hinderniß, blos und allein den Uebungen der Religion abzuwarten; aus Gottes und Menschenliebe zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts wirksam zu seyn, war ehemals kein Theil der Religion, sondern nur eine Nebensache, oder Folge derselben; wenigstens glaubte man nicht dadurch Gott ähnlicher zu werden. Statt dessen wählte man sich gewisse innerliche und äußerliche Mittel, wodurch man glaubte, sich selber zu vervollkommnen; fromme Stiftungen und Allmosengeben machten gleichsam den ganzen Wirkungskreis der Menschenliebe des klösterlich-gesinnten Christen aus. Fasten, die täglich bestimmten Gebete und Kirchenceremonien erfüllten das ganze Leben des Klostergeistlichen, und auf die strengste Erfüllung dieser Pflichten gründete man die Heiligkeit des Christen. Nun gab es aber von jeher in den Klöstern, so wie in allen Ständen, verständige Große und rechtschaffene Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche wohl

einsahen, daß obgedachte Werke wenig zur sittlichen Vervollkommnung des Geistes beytrügen; der Grund aller Vollkommenheit besteht in der Gottähnlichkeit; um diese zu erlangen, setzten also jene erleuchtete Lehrer gewisse Grundsätze fest, um welche sich die ganze Sphäre der mystischen Religion umwälzt. Diese sind kürzlich folgende: Gott ist ein ewig und unendlich liebendes höchst sanftes Wesen, die höchste Güte und die höchste Weisheit, in ihm ist die Quelle aller Seligkeit und aller wahren Freude.

Der Mensch ist von allem dem das gerade Gegentheil, er liebt nur sich allein, und andere nur in sofern, als sie den Zwecken seiner Eigenliebe beförderlich sind; was ihm darinnen entgegensteht, das haßt und verfolgt er. Er ist der Ball seiner Leidenschaften, und ungestüm in seinem Wollen, sehr kurzsichtig und schwach am Verstand, und lebt also in seinem natürlichen Zustand unglücklich, und misvergnügt.

Christus hat durch sein Erlösungswerk dem Menschen die Fähigkeit erworben, daß er nun durch die Anstrengung seiner Kräfte und Anwendung der gehörigen Mittel, zur Gottähnlichkeit gelangen kann, für die, welche diesen

schweren Prozes durchgehen, hat der Erlöser genug gethan, für alle andre nicht, auch tilgt sein Versöhnblut nur die Schwachheitssünden, und die nun einmal geschehen sind, und nicht mehr geändert werden können, in sofern man sie herzlich bereut; alle andere müssen noch nach dem Tode durch schwere Prüfungen abgefegt werden.

Der Weg der Christen fängt also damit an, daß ein Mensch den felsenfesten Vorsatz faßt, von nun an nicht mehr zu sündigen, sondern immer vollkommener zu werden; dazu werden folgende Mittel erfordert.

1) Ein beständiges Wachen auf die Gedanken und die Einbildungskraft, wobey man alle Gedanken und Vorstellungen sanft sinken läßt, und eigentlich nichts denkt, als daß man sich selbst bewußt ist. Dies heissen sie die Einkehr. Daß man ferner

2) Statt dessen sein Bewußtseyn beständig auf die Gegenwart Gottes richtet, und also im wahren Verstand immer an ihn denkt, womit man dann eine beständige Sehnsucht zur Vereinigung mit ihm, eine vollkommene Ueberlassung an ihn, mit einem Wort, eine ganz vollständige Abhänglichkeit von ihm, verbindet, dies heist wandeln in der Gegenwart Gottes,

und das tiefe Wünschen und Sehnen der Seele nach Gottähnlichkeit, heist, das innere oder unaufhörliche Gebet. Und endlich

3) Weil im Umgang mit den Menschen, beständige Versuchung und Hinderniß gefunden wird, so muß man sich immerfort einsam halten, und von allen Menschen so viel möglich entfernen, aus diesem Grunde, und weil der Trieb zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts die Seele mit irdischen und von Gott entfernenden Lüsten erfüllt, so ist unehlich Leben besser als im Ehestand.

Diese Religionsübung leitete, nach dem Begriffe jener Mystiker, die Seele durch mancherley Stände der Buße, der Erleuchtung, der Verlassung, des dunkeln Glaubens, des mystischen Todes, der lautern Liebe, zur Vollkommenheit. Sie nahmen die Bibel zu ihrer Richtschnur an, gaben ihr aber neben der buchstäblichen und historischen noch eine mystische Bedeutung, so daß alles auf den innern Menschen gezogen wurde; z. B. das Volk Israel bedeutete die eine Kreatur, oder die guten Gesinnungen, die Heiden aber die Leidenschaften. Christus wurde auch wesentlich existirend in der Seele angenommen, als wenn Er sie bewohne und regiere, da wurde er angebetet. Daher

ist so oft die Rede von einem Christo in uns, man behauptet, daß der Mensch für sich weiter nichts könne, als der Wirkung des Geistes Gottes stille halten, daher waren jene Uebungen, der Einkehr, des innern Gebets, und des Wandels vor Gott, die besten Mittel, Gott in sich wirken zu lassen, und was dergleichen Lehren mehr waren.

Ein jeder vernünftiger Leser wird gestehen müssen, daß die mystische Lehre bey gutgesinnten Menschen in den Klöstern viel Gutes stiften mußte; und wirklich brachte sie außerordentlich gute und vortrefliche Menschen hervor; besonders sind drey Personen merkwürdig, welche in der katholischen Kirche gar vielen Beyfall funden, nämlich die heilige Catharina von Siena, die von Genua, und Johannes a Cruce. Molinos gehört auch hieher, wiewol sich in seinem System noch einige Besonderheiten finden; alle vier waren bey dem allen vortrefliche Menschen.

Die allgemeine Aufklärung und der Flor aller Wissenschaften, hatte auch Einfluß auf die Religion; Cartesius räumte zugleich in der Philosophie auf, und so kam dort der menschliche Geist auf eine gewisse Epoque, die eine Nationalveränderung zu bewirken fähig war.

In dieser Zeit fand sich in Frankreich eine auſserordentliche Frauensperson, Namens Johanne Marie Baviere de la Mothe, die Tochter streng katholischer Edelleute, welche von der Wiegen an einen außerordentlichen Trieb bey sich spürte, eine heilige Person zu werden; man trift oft Kinder an, die gleich vom Anfang den Beruf entdecken, zu dem sie gleichsam ihrer Anlage nach bestimmt sind, so wars auch mit diesem Kinde. Gespräche und Geschichten der Heiligen flammten es so an, daß es von nichts anders sehen und hören wollte, als von der Religion und ihren Uebungen. Da man nun in der römischen Kirche glaubte, der höchste Grad der Heiligkeit müsse im Kloster erreicht werden, so bezeugte auch Johanne gleich anfangs die größte Lust zum Klosterleben, ihre Eltern erlaubten ihr auch, daß sie sich einige Zeit darin aufhalten durfte; hier nahm sie nun unter den strengsten Casteyungen und Uebungen außerordentlich in der mystischen Religion zu, denn die Vorsteherin des Klosters war selber eine große Freundin derselben. Es ist unglaublich, welche Gewalt sich dies junge zarte Frauenzimmer anthat, um alle ihre Lüste und Leidenschaften zu besiegen; z. B. nur eins: weil sie außerordentlich ekel war, so diente sie den Kranken,

welche stinkende Geschwüre hatten, am liebsten, und weil sie glaubte, daß alle Neigungen überwunden und getödtet werden müßten, so übte sie sich so lange, bis sie die stinkenden eiternden Wunden ohne Scheu und Ekel mit der Zunge und den Lippen berühren konnte; so machte sie es mit allen ihren Neigungen und Begierden, und so erhielt sie endlich eine solche Herrschaft über ihre Seele und über sich selbst, daß sie ganz Willenloß wurde, und schlechterdings nichts über sich herrschen ließ, als die Grundsätze, welche sie für göttlich und wahr erkannte. Ob eine solche Ueberwindung seiner selbst möglich sey, wird wohl keiner leugnen, dem die Geschichte der Braminen bekannt ist, denn diese treiben das Casteyen um lerer Grillen willen noch weit höher; unsere Johanne aber that es blos um vollkommen zu werden, daher plagte sie auch ihr Fleisch nicht mehr, als sie zu ihrem Zweck für nöthig hielt. Die Klippe, an welcher solche Leute so leicht scheitern, nemlich den geistlichen Stolz, vermied sie gänzlich, denn sie setzte den Grund der Vollkommenheit in das Beyspiel der Demuth Jesu Christi, und verbarg daher alles im höchsten Grad, was ihr nur einigermaßen zum Ruhm gereichen konnte; kurz man mag von ihr und ihren Schriften

sagen was man will, wahre ächte Menschentugend, Sanftheit des Karacters, überschwengliche Güte des Herzens, und alles umfassende Menschenliebe, macht das Bild dieses Frauenzimmers in ihren praktischen Leben aus.

So sehr sie nun auch wünschte im Kloster bleiben zu dürfen, so wenig erlaubten es ihr ihre Eltern. Sie war engelschön und wohlgewachsen, daher fanden sich viele Verehrer; dazu kommt noch, daß die Sanftmuth und Huld ihrer schönen Seele, und ihr durchdringender Verstand, sich in der erhabenen und regelmässigen Gesichtsbildung dergestalt auszeichneten, daß man nicht leicht etwas Vortreflichers sehen kann, als ein wohlgetroffenes Porträt dieser Person; bey ihrer Gesinnung aber fand niemand offenen Zutritt; keusch im höchsten Grad und eifersüchtig auf ihr eigenes Herz, redete sie nicht einmal mit einer fremden Mannsperson, ihren Grundsätzen nach, mußte sie ihren Eltern gehorsamen, und nicht den wählen, der ihr gefiel, denn wenn sie hätte wählen sollen, so würde sie gewiß gerad den gewählt haben, bey dem sie am mehresten Kreuz und Leiden vermuthet hätte. Das hat sie in ihrem ganzen Leben bewiesen, und so zu handeln, ist gerade der Gang des Geistes des Mystizismus.

Endlich machte sich ein gewisser Herr von Guyon bey ihren Eltern beliebt, sie versprachen ihm ihre Tochter ohne sie zu fragen, sie gehorchte und nahm ihn ihrer Denkungsart nach, ganz gegen ihre Neigung; ihr Leiden während ihrem Ehestande war unaussprechlich, ihr Mann hielt sie für dumm; ihren Grundsätzen gemäß mußte sie die schlechteste Hausarbeit thun, und alles dulden, ohne dagegen zu murren; sie wurde von ihrem Kammermädgen gehofmeistert und übers Maul gehauen, das alles aber litte sie mit unglaublicher Geduld und Sanftmuth; sie bekam einige Kinder. In den Blattern verlohr sie ihre Schönheit, und nun liebte sie ihr Mann noch weniger, mit einem Worte, man muß ihre Geschichte selbst lesen, um sich von alle dem Elende zu überzeugen, was diese in allem Betracht edle Person gelitten hat. Endlich starb ihr Mann, und nun hatte die Madam Guyon eine Zeitlang Ruhe, sie kleidete sich wie eine Nonne, und blieb lebenslang Witwe. Jetzt fing sie an als Lehrerin aufzutreten; sie wurde bekannt, und von vielen hohen und vornehmen Personen geschätzt, unter andern suchte sie Franz von Salignac-Fenelon auf, dieser war ein vortreflicher edler junger Mann, und Hofmeister bey einem königli-

chen Prinzen; ganz Europa kennt ihn aus seinem Telemach, und die Freunde der Religion aus seinen geistlichen Schriften. Die Frau von Guyon wurde seine geistliche Führerin, er nahm ihre Grundsätze an, und ihr hatte er ganz alleine seine geistliche Bildung zu danken, er wurde hernach Erzbischof zu Cambray, und unterhielt seine Bekanntschaft mit ihr bis an ihren Tod.

Es ist schändlich, daß man vorgiebt, die Frau von Guyon sey Fenelons Mätresse gewesen; wer das lästert, der hat so wenig ihre Geschichte als ihre Schriften gelesen, solche Lästerer beurtheilen immer andre Leute nach sich selbst, sie glauben nicht, daß es möglich sey, daß Personen beyderley Geschlechts vertraulich mit einander umgehen können, ohne etwas Strafwürdiges zu begehen; denn was ihnen unmöglich ist, das, glauben sie, sey auch nicht in der menschlichen Natur gegründet. Indessen werden in diesem Werk sehr wichtige Geschichten vorkommen, wo dieser Umgang freylich nicht die besten Folgen hatte, dort werde ich auch meine Gedanken über diese Sache genug an den Tag legen. Ich leugne sogar nicht, daß auch bey so reinen, und ich darf sagen, heiligen Personen, wie die Frau von Guyon

und Fenelon waren ihnen selbst unbemerkt, ein sehr feiner und erhabener Platonismus einschleichen kann, der freylich bey nicht so weit gereinigten Menschen allmählig erschreckliche Folgen haben wird; allein so lang er in den Grenzen der Unschuld bleibt, so lange ist er sehr erlaubt, und sogar nützlich, besonders wenn keine Ehe dadurch gestört und kein Aergerniß erweckt wird. Die vielfältigen Schriften der Frau von Guyon, Ihre Briefe, Ihre geistliche Ströme, Ihre Lieder, Ihr Buch vom innern Gebet, von der Kinderzucht, Ihre Bibelerklärungen, Ihre Lebensbeschreibung u. s. w. machten zu Ende des 17ten und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ein erstaunliches Aufsehen in ganz Europa, besonders aber in Teutschland. Der reinste und schönste Mystizismus, der in der sanften und lautern Sprache des Herzens, ohne Schwulst und Fanatismus, dem schlichten, freylich aber mystischen Menschenverstand gemäß, auf allen Blättern athmet, nahm Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte ein. Es ist erstaunlich, welch einen Anhang diese Frau allenthalben hatte, und noch hat. Sie blieb indessen den Lehren der römischen Kirche getreu, und in allen ihren Schriften findet man nichts, das die strengste

Censur, ja selbst die furchtbare Inquisition hätte tadeln und rügen können, indessen gerieth sie doch durch boshafte Cabalen in eine langwierige und sehr beschwerliche Gefangenschaft; hieran war blos der Jansenismus schuld, denn weil unter diesen Leuten die mehresten Anhänger der Frau von Guyon waren, so beschuldigte man sie auch dieser Lehren, und eben wegen ihrem großen Einfluß hielt man sie gefährlich, dazu kam noch Neid der Geistlichkeit, und endlich ihre Liebe zum Leiden, so daß sie sich nicht einmal gehörig vertheidigte, sondern lieber gewünscht hätte, den Martertod zu sterben. Endlich wurde die berühmte Frau von Maintenon aufmerksam auf ihr Schicksal, sie erkundigte sich nach ihr, und es traf sich, daß sie an Leute gerieth, die der Frau von Guyon zugethan waren; nun war ihr bald geholfen, sie kam mit Ehre aus dem Gefängniß, und wo ich nicht irre, so starb sie im Jahr 1717. im 70sten Jahre ihres Alters ruhig und in Ehren. Ich habe bis daher nur solche Personen anführen wollen, welche den mehresten Antheil an der allgemeinen Bildung des teutschen Nationalgeistes, in Ansehung der guten und bösen Schwärmerey haben; denn man muß nicht denken, daß die Personen, die ich hier karakterisirt habe,

alle diejenigen sind, die Aufmerksamkeit verdienen, im Verfolg wird noch mancher bekannt werden, der wohl großen speciellen, darum aber eben keinen allgemeinen Einfluß aufs Ganze hatte. Doch kann ich nicht umhin, noch zween englische Schriftsteller zu bemerken, die nebenher sehr viel zum Colorit des Gemäldes beygetragen haben: John Pordage und Johanne Leade schrieben Werke, die, wenn man sie auch nur blos als Geburten einer erhitzten Einbildungskraft ansieht, erhaben in ihren Vorstellungen, mit einem Wort, auch in ihrem Fach Brittisch sind; es gab Teutsche, die sie übersetzten, und so kamen sie in die Hände der Liebhaber. Die übrigen englischen Sekten, der Quaker, der Methodisten u. dgl. kamen nicht nach Teuschland herüber, und hatten also auch weiter keinen Einfluß.

Seit der Reformation war also noch kein Zeitpunkt gewesen, in welchem sich unsere Nation recht hätte besinnen, und ihren eigenen Geist entwickeln können. Im 16ten Jahrhunderte war die allgemeine Erkenntniß noch zu weit zurück, man war, etliche wenige Denker ausgenommen, noch allgemein gewohnt, den Geistlichen zu glauben, und diese den Diktator zu machen; im 17ten hinderten Kriege und

Landplagen die allgemeine Aufklärung, wenigstens wurde sie aufgehalten. Indessen verdrängte eine gesundere Philosophie die scholastische zum Theil; Frankreich stralte Licht, es mag nun wahres oder falsches, oder beydes zugleich gewesen seyn. Obige Lehrer der Menschen wurden bekannt, man las ihre Schriften bey dem Licht, das man hatte, und so entstand allmählig eine allgemeine Stimmung der Nation, in welcher man alle die Keime findet, die sich bis daher so erstaunlich entwickelt haben, und in Zukunft noch erstaunlicher entwickeln werden. Dazu kam nun noch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Viele tausend Hugenotten zerstreuten sich in Teutschland, und brachten französische Künste, Ueppigkeit, Feinheit, Artigkeit, Frömmigkeit, Mystizismus, Weisheit, Thorheit, Licht und Schatten mit. Das alles wirkte rund um sich ins Ganze, und trug zur allgemeinen Stimmung vieles bey.

Nun kriegte man in diesem Jahrhunderte freylich noch immerfort, allein das waren lauter Partikulärkriege, und zudem bey weitem nicht so drückend als vorher, folglich hinderten sie die fernere Entwickelung des Geistes nicht sonderlich, wenigstens nicht allgemein; man fieng also an, sich mehr mit Spekulationen ab-

zugeben; die französischen Flüchtlinge brachten die Bücher der Frau Guyon mit, andere mystische Schriften kamen dazu, und so wurden die Gemüther durchgehends auf folgende Scenen vorbereitet.

Indessen lebte in den Niederlanden Peter Poiret, ein sehr gelehrter rechtschaffener Mann, der aber der mystischen Religion ganz zugethan war, er war Fenelons Schüler, und hatte sich ganz nach ihm gebildet; auch hatte er, wo ich nicht irre, mit der berühmten und frommen Antoinette Bourignon persönlichen Umgang gepflogen, wenigstens lebte sie noch zu seiner Zeit auch in den Niederlanden; er übersetzte die Schriften der Frau von Guyon, der Jungfer Bourignon, des Johannes a Cruce, und noch viele andere mystischen Schriftsteller in die hochdeutsche Sprache, und so kamen sie in jedermanns Hände. Die vortreflichen Schriften des Thomas a Kempis übersetzte er auch. Dieser Poiret erregte sowol durch diese Arbeit, als auch durch seine höchst moralische und wohltätige Lebensart rund um sich her eine außerordentlich starke Bewegung in den Niederlanden. Dies geschah in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, und von hier gieng nun die Kraft des Enthusiasmus über ganz Teutschland

aus. Der Nationalgeist war also bis dahin mystisch-Böhmisch, und mit unter paracelsisch. Wenn ich vom Nationalgeist rede, so verstehe ich darunter denjenigen Theil der Nation, der mit der gewöhnlichen Symbole nicht zufrieden, oder dem sie nicht genugthuend ist, und dieser Theil ist wahrhaftig weit größer, als die Herren glauben, die sich heut zu Tage vorstellen, das helle Licht des Unglaubens habe sich, Dank sey es dem Himmel! so sehr ausgebreitet, daß die einfältigen Grillen des Christenthums nicht lange mehr Stand halten würden.

Zu dieser mystisch-Böhmischen Gesinnung kam noch eine außerordentlich mächtige und höchstwirksame Hypothese, ich meine die Lehre von Wiederbringung aller Dinge; ein gewisser Petersen schrieb einen Tractat von der göttlichen Haushaltung, in einem feurigen orientalischen Styl, der so viel Aehnliches mit dem Bibelton hatte, daß jedes zu solchen Dingen gestimmtes Gemüth ganz hingerissen wurde, und Petersen alles glaubte. Seine Lehre gründete sich vornemlich auf die Sätze: daß kein Mensch in diesem Leben den hohen Grad der Reinigkeit erlangen könne, der zum Anschauen Gottes und zur Seligkeit erfordert werde, und

daß also eine Reinigung nach dem Tode nothwendig sey. So weit war Petersen mit den Mystikern aus; nun kam aber noch folgendes hinzu: auch die Gottlosen, und sogar die bösen Geister stünden im Reinigungsfeuer der göttlichen Liebe, so daß alle Geschöpfe, je nach dem größern, oder geringern Grad der Bosheit, eine längere oder kürzere Zeit der Quaal würden auszustehen haben; endlich würde aber doch alles wieder zu seinem ersten Ursprunge kehren, und Gott alles in allem seyn. Zu dieser nicht neuen, dem Menschenverstand so leicht eingehenden und angenehmen Lehre, kam nun noch das tausendjährige Reich Christi auf Erden, nebst der dazu gehörigen ersten und zweyten Auferstehung. Dies war eigentlich Petersens Lieblingssache, er lehrte den Chiliasmus erhaben und rein, ohne fleischliche, irdische und sinnliche Begriffe, wie man ihm fälschlich Schuld gab. Petersen, der auch in den nördlichen Gegenden Teutschlands lebte, stimmte einen großen Theil Menschen auf seine Seite, und gab dem Bilde eine Nüanze mehr.

Johann Tennhard, ein Peruckenmacher in den fränkischen Gegenden, und Johann Georg Rosenbach, ein Sporersgeselle zu Heylbronn,

waren im eigentlichen Sinn Schwärmer, die es zwar gut meinten, allein in deren Köpfen eine sehr subtile Verrückung, misverstandene Bekehrungssucht, und unverständige Grillen herrschten, und sie unglücklich machten; hätte sie die Geistlichkeit verständiger behandelt, so hätten sie weniger Bewegungen gemacht, allein da man sie für wichtig hielt, und sie einkerkerte; da sie doch eigentlich keine Irrlehren, sondern nur Buße und Bekehrung predigten, so fanden sie desto mehr Beyfall; der christlichgesinnte Pöbel fand hier die ungemein große Aehnlichkeit zwischen den armen Gefangenen und Christo, und zwischen ihren Verfolgern und den Schriftgelehrten und Pharisäern, daher fiel ihnen das gemeine Volk noch mehr zu. Dergleichen Auftritte gabs in Teutschland allenthalben.

Hier muß ich eine Bemerkung machen, die werth wäre, daß sie durch die ganze Christenheit auf allen Gassen und Straßen beständig ausgerufen würde, denn sie ist unaussprechlich wichtig. Die erstaunliche Trägheit und Schläfrigkeit der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit in der Seelsorge, und bey dem allen ihre unbiegsame Herrschsucht, war mehr

Schuld an der Schwärmerey, als die Schwärmer selber. Das Anhören einer erbärmlichen Predigt, die kein Mensch verstund, die Taufe, der äußere Genuß des Abendmals und dergleichen blos äußerliche Mittel, machten bey ihnen das Wesentliche der Religion aus, ein jeder wurde tyrannisirt, der anders dachte und anders handelte. Ich verkenne keinesweges die höchstehrwürdigen Lehrer, die hin und wieder hellscheinende Lichter in der Finsterniß waren, ich rede nur vom gemeinen Haufen der Geistlichkeit. Man verfolgte Tennharden und Rosenbachen nicht darum, daß sie Irrlehrer wären, sondern daß sie den Geistlichen ins Amt fielen, und daß es durch so schlechte geringe Leute herabgewürdiget würde; das empörte dann nothwendig das Herz des gemeinen Mannes, welcher in der Aufklärung wuchs, während der Zeit sein Herr Pastor weit zurück blieb, so wurde nach und nach der klärste Theil des Volks gegen den geistlichen Stand eingenommen, und so der Grund zur Schwärmerey und zum Unglauben gelegt. Herr Pastor Stollbein pflegte zu sagen, wenn Leute aus seinem Kirchsprengel in andere Kirchen giengen: eine jede Saue soll bey ihrem Trog bleiben!!! herrliche Anspielung auf die Beschaffenheit der Kirche Christi!

wenn die Schweinehirten ihren Säuen Träber vorschütten, und die Schafe dann nicht mitfressen wollen, so peitscht man sie herzu. Wenn der Geistliche ist was er seyn soll, so behaupte ich von Grund der Seelen, daß er würdig sey, von aller Welt geehrt zu werden, ich kenne keinen herrlichern Stand; sobald er aber auch ein Mann von gewöhnlichen Schlag ist, so ist er das abscheulichste Geschöpf unter der Sonnen, und aller Verachtung werth; blos die Polizey der Stadt Gottes soll ihn schützen, daß seine Uniform nicht beschmutzt wird; man soll sie um ihres Amts willen ehren, und sie nicht verspotten. So war der geistliche Stand im Anfange dieses Jahrhunderts in der protestantischen Kirche durchgehends beschaffen; damals war aber seine Gewalt noch größer als jetzt. Vortrefliche Theologen hatten es schon lange beklagt, und beklagten es noch; man lese nur Speners, Gottfried Arnolds, Johann Casper Schadens, Christian Hoburgs, und anderer Schriften, so wird man finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Nun traten zween Männer von ganz verschiedenem Charakter auf, die aber beyde den geistlichen Stand zur Geisel dienten. Der eine war der in ganz Niederteutschland bekannte

Hochmann, und der andere, der weltbekannte Christian Dippel, oder Christianus Demokritus, wie er sich in seinen Schriften nennt. Diese zween Männer sind eigentlich die Haupttriebfedern der Schwärmerey, des Pietismus, des Separatismus, und mit unter auch warlich des wahren Christenthums in Teutschland gewesen.

Ich kann eigentlich nicht sagen, wo Hochmann her war, ich vermuthe aber, er sey ein oberländischer Handwerksgesell gewesen, der in die Niederlande auf sein Handwerk gewandert, und dort in Poirets Schule zu seinem eigentlichen Beruf gebildet worden. Genug, er redete hochteutsch, war ein gemeiner Mann und kein Gelehrter, er war ehrbar, sauber und bürgerlich gekleidet, und vom vortreflichsten Charakter, den man sich nur denken kann. Gegen das Ende der zwanziger und in den dreyßiger Jahren gieng er aus Holland aus, durchzog die Herzogthümer Jülich, Berg, Cleve, und die umliegenden Gegenden; überall suchte er Gelegenheit zu lehren; er versammelte wenige und viele Menschen, wie es die Gelegenheit gab, und lehrte sie den reinsten Mystizismus, gänzliche Sinnesänderung, vollkommene moralische Besserung, nach dem Beyspiel Christi,

vollkommene Liebe Gottes und der Menschen, u. s. w. Hochmann redete mit erstaunlichem Enthusiasmus, und mit unbeschreiblichem Feuer, aber ohne Schwulst und Schwärmerey, in der Volkssprache, und alles was er lehrte, belebte er selbst; ganz Meister über sein Herz und über seine Leidenschaften, demüthig und gelassen im höchsten Grad, stahl er jedem das Herz, der mit ihm umgieng. Wo er geladen wurde, da gieng er hin, setzte sich unten an, oder bey das Gesinde, er schwieg, bis er glaubte mit reden etwas ausrichten zu können; mit einem Worte, er war ein herrlicher Mann.

Stilling ist, weis Gott! selbst ein Schwärmer! — wie oft mag das schon mancher meiner Leser gedacht haben! — liebe! liebe teutschen Brüder und Schwestern! laßt euch doch um Gotteswillen nicht so mit dem Strom fortreissen, daß ihr gleich alles, was warm von der Religion und ihren Verehrern spricht, für Schwärmerey erklärt; beurtheilt mich nicht, bis ihr mein Buch ausgelesen habt, bin ich dann noch ein Schwärmer, so haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen, und für euch habe ich dann nicht geschrieben.

Hochmanns Predigen mochte so unschuldig und so nützlich seyn, als es wollte, so würde

es ihm doch von der Geistlichkeit verboten, und als das nicht half, so warf man ihn ins Gefängniß; wie ich oben sagte, so wars das beste Mittel, Hochmanns Lehren den größten Beyfall zu verschaffen. Die Freunde der Religion unter dem gemeinen Volk fanden in den wenigsten Kirchen Nahrung, viele konnten die mystischen Bücher nicht kaufen, viele hatten kaum etwas davon gehört, nun kam ein Mann, der redete mit Kraft die Wahrheit, gleich wurde er für einen Gesandten der Gottheit gehalten; man beobachtete ihn, und fand alle Merkmale eines solchen Mannes an ihm, und nun auch das, daß er verfolgt wurde, nun wurde der Beyfall erstaunlich groß. Nicht nur alle, die vorher schon Böhms und der Frau Guyon Schriften kannten, sondern noch viele, die an keine Verbesserung ihrer selbst bis dahin gedacht hatten, fiengen nun erst an, daran zu denken, und so wurde die Erweckung allgemein, einer steckte den andern an. Hochmann saß oft lange, dann wurde er wieder frey, und sobald er das war, zog er weiter, und setzte sein Lehren und Ermahnen eifrig fort.

Hier muß ich einem Einwurf begegnen: man könnte sagen, die Obrigkeit und die Geistlichen hätten recht gehabt, Hochmann zu verfol-

gen, oder ihm wenigstens das Lehren zu verbieten; weil die Polizey mit Recht Conventikel und Winkelpredigten nicht duldet. Darauf antworte ich: Conventikel und Winkelpredigten, die mit Recht nicht geduldet werden können, sind solche, wo Leute insgeheim lehren und zusammenkommen, und nur gewissen Personen der Zutritt erlaubt ist; diese Zusammenkünfte sind allemal so lange wenigstens unerlaubt, als die Obrigkeit nicht selber Theil an dem Geheimnisse hat; wo aber ein Mensch öffentlich redet, Leute öffentlich zusammenkommen, so daß jeder freyen Zutritt hat, da ists Pflicht der Obrigkeit und der Geistlichkeit, solchen Reden und Zusammenkünften erst selbst beyzuwohnen, oder doch in Geheim durch andere vernünftige Leute beywohnen zu lassen, und also erst zu prüfen, ob und in wiefern solche Anstalten den Grundgesetzen der Religion und des Staats- beförderlich oder hinderlich sind; im erstern Fall soll jeder Lehrer oder auch jede Obrigkeit denken, wie Mose: wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weissagte! im letztern aber muß man dennoch sehr behutsam seyn, weil jeder Schwärmer auch bey den verdientesten Strafen glaubt, er leide um Gottes willen, wodurch sein Anhang nur noch immer größer wird.

Nach und nach fand Hochmann einen Ruhepunkt zu Mühlheim an der Ruhr, einem Flecken nicht weit von Duysburg. Nahe dabey liegt der Rittersitz B . . . auf demselben wohnt ein gewisser T . . . welcher ehemals Kandidat der Theologie gewesen, und überhaupt ein gelehrter Mann war. Böhms und Paracelsus, nebst noch andern Schriften, waren schon in seinen Jünglingsjahren seine liebste Lectüre, er hatte sich also mit dem mystischen System schon sehr bekannt gemacht, als er Hofmeister an einem gewissen Reichsgräflichen Hofe wurde; hier verliebte sich eine junge Gräfin in ihn, und gieng mit ihm fort; er heirathete sie, und sie wurden endlich mit den Eltern in sofern ausgesöhnt, daß ihnen jenes Rittergut zum Unterhalt für sie, ihre Kinder und Kindeskinder angewiesen wurde. Hier lebte nun T . . . mit seiner Gemahlin ganz ruhig, und sie übten sich beyde nach ihren Grundsätzen im Christenthum so gut sie konnten. T . . . arbeitete auch Böhms Schriften um, indem er die uneigentlichen Redensarten verbesserte, viel Ungereimtes wegließ, viel Dunkles erklärte, und überhaupt das ganze Werk brauchbarer machte. Sonst hielten sich diese Leute in ihrer Einsamkeit ganz still, und hatten mit niemand Umgang;

doch Hochmann suchte sie auf, und verweilte eine Zeitlang bey ihnen, denn dort durfte ihn niemand etwas thun; öfters gieng er auch nach Mülheim, wo er zu lehren Gelegenheit suchte und fand. Hier hielt sich nun zu der Zeit ein gewisser Kandidat der Theologie, Namens Johann Wilhelm Hofmann auf, ein Jüngling, der alle Anlagen zum wahren und thätigen Christenthum hatte. Dieser hörte Hochmann öfters reden, und wurde so durch ihn gerührt und erbaut, daß er mit dem feurigsten Entschluß, sein ganzes Leben Gott zu widmen, beschloß; nun hatte er aber Theologie studirt, und war also gewohnt, richtiger zu schließen und zu denken, als andere, und als Hochmann selber, mithin reinigte er Hochmanns Lehre, und Art zu lehren. Dieser ließ sich auch willig unterrichten, und reiste endlich selbst gebessert von Mülheim ab. Der Kandidat Hofmann, der bey dieser Gesinnung, und der damaligen Verfassung unmöglich Rechnung auf eine Pfarrstelle machen konnte, wandte sein kleines Vermögen recht wohl an, er baute sich ein sehr kleines Häuschen, das nur aus einer Stube und einer Kammer bestand, hier ernährte er sich so gut er konnte, ganz allein, dabey war sein Leben allen Menschen erbaulich, er diente

jedem wo er konnte, und war überhaupt ein Muster eines rechtschaffenen Mannes. In diesem Häuschen wurde er alt, und er starb auch darinnen. Weil er sich niemals mit Lehren und Bücherschreiben abgegeben hatte, so hatte er auch nichts zu leiden, jedermann ließ ihn in Ruhe. Sein Häuschen steht noch; zu Tersteegens Zeiten, als der Zulauf von allen Seiten her groß war, pflegte man wohl Leute hinein zu logiren, daher es von der Zeit an die Pilgerhütte genannt wird.

Hochmann kam nun ins Herzogthum Berg, hier fand er nirgends mehrern Eingang als zu Elberfeld und Solingen; an diesen Orten blüht die Handlung und die Fabriken, daher sind sie sehr volkreich, und der Geist der Nation ist auch thätiger und aufgeklärter. Hundertweis lief das Volk dem Hochmann zu, und die Erweckung wurde so allgemein und so heftig, daß es nicht zu beschreiben ist. Ein alter Pietist erzählte mir, Hochmann habe einsmals auf der großen Wiese unterhalb Elberfeld, der Ochsenkamp genannt, gepredigt, und das mit einer solchen Gewalt und Beredtsamkeit, so daß sie alle ihrer viele hundert Zuhörer, ganz sicher geglaubt hätten, sie alle würden empor gehoben zu den Wolken, ihnen sey nicht anders

zu Muthe gewesen, als wenn der Morgen der Ewigkeit wirklich am Anbrechen sey.

Hochmanns Predigten brachten ungemein viele Menschen zur Herzens- und Sinnesänderung; er machte keine Fanatiker, sondern enthusiastische Verehrer Gottes und Christi. Das einzige Tadelhafte bey der ganzen Sache war, daß alle Hochmannische Anhänger Feinde der Geistlichen, und überhaupt des äußeren Gottesdienstes wurden. Dies war freylich kein Wunder, da die Geistlichkeit nebst der Kirchenverfassung so äußerst schlecht bestellt war; allein der wahre Christ schickt sich in die Zeit, und bezeiget auch durch die äußere Ceremonien, daß er ein Christ ist: so lange die äußern Kirchenceremonien Gott und Christum nicht verunehren, und daß geschieht eigentlich in keiner der christlichen Religionspartheyen; ja so lange sich noch sogar etwas Erbauliches dabey denken läßt, so ist es pharisäischer Stolz, Eigendünkel und schwere Sünde, wenn man sich von der äußern Gemeinschaft der Kirchen absondert, man hält sich für besser, als sein armer Nachbar, der oftmahls weit edler ist, und glaubt sich zu verunreinigen, wenn man mit ihm zum Abendmal, zum Liebesmal desjenigen geht, der so gern mit Zöllnern und Sündern zu Tische saß.

Hochmann und seine Anhänger meintens indessen recht gut; daß sie zu weit giengen, war menschlich, wo ist denn etwas Vollkommenes in der Welt? Gewiß ists auch, daß sich die Vorsehung dieses Werkzeugs bediente, die schlafende Geistlichkeit zu wecken, denn auch hier hatten Hochmanns Predigten herrliche Folgen. Endlich konnte er doch auch im Bergischen nicht länger bleiben, man fieng wieder an, ihn zu verfolgen; nun fand er aber eine Freystadt, wo er sein Leben ruhig beschließen konnte.

Graf Kasimir von Wittgenstein Berlenburg war ein Freund der Künste und Wissenschaften, ein eifriger Verehrer der Religion, und bey dem allen ein nicht gemeiner Kopf. Dieser Herr machte heimlich und öffentlich bekannt, daß alle diejenigen, welche entweder wegen der Religion, oder wegen Meinungen verfolgt würden, eine ruhige und sichere Duldung in seinem Ländchen zu erwarten haben würden; diese Nachricht zog Leute von allerhand Schlag nach Berlenburg, und unser Hochmann war einer von den ersten, der dahin reiste, und sein Predigen fortsetzte. Der Herr Graf hörte ihn predigen, oder reden, er nahm seinen Hofprediger mit, welcher auch ein rechtschaffener Mann war; da nun beyde an seiner Lehre nichts aus-

zusetzen fanden, so gab ihm der Graf Erlaubniß zu predigen, wie, wo und wenn er wollte; zu Schwarzenau, einem Dorf im Berlenburgischen, fand er den mehresten Eingang; hier setzte er sich fest, und sammlete sich gleichsam eine besondere Gemeinde. Nun war es aber auch Zeit, daß Hochmann starb; denn blos enthusiastische Gemeinden gerathen bey aller Reinigkeit doch bald ins Schwärmerisch-Fanatische, und dann gehts auf ein Lami aus; so wenig als in dieser Periode der Welt ein Geist ohne Leib, Mensch seyn kann, so wenig kann auch eine Religion, sie mag so rein und erhaben seyn als sie will, ohne äußere kirchliche Verfassung, Ceremoniel und Symbole bestehen: das ist eine ewige Wahrheit, und daher kommts eben, daß der Separatismus und alle besondere Sektirerey so selten gute Folgen hat, die Sache mag so rein und heilig angefangen werden als sie will. Dies alles wird der Verfolg dieses Werks bewahrheiten.

Hochmann starb also zu Schwarzenau, und wurde auch dort auf den Kirchhof begraben. Der selige Gerhard Tersteegen machte ihm folgende Grabschrift, die auf den Grabstein eingehauen ist:

„Wie Hoch ist nun der Mann, der sonst ein Kindlein, gar
„Einfältig, voller Lieb, und voller Glaubens war.
„Für seines Königs Reich er kämpfte, und drum litte,
„Sein Geist flog endlich hin, und hier zerfiel die Hütte.

Ich habe einen Urheber der Separatisten geschildert, nun folgt der andere, und das ist oben gemeldeter Dippel. Dieser war, wo ich nicht irre, ein Elsaßer, er studirte zu Strasburg, kam aber auch über die Schriften Paracelsi, Böhms und der Mystiker, und nahm auch viele ihrer Sätze an; sein Vorhaben, Theologe zu werden, wurde dadurch vereitelt. Dippel war ein großer Kopf, zugleich aber unbiegsam, stolz, emporstrebend, und ein beißender Tadler, er fürchtete nichts in der ganzen weiten Welt; es scheint, daß er gerne ein Geistlicher geworden wäre, und mir kommts so vor, als wenn er in diesem Stande das unterste zu oberst gekehrt haben würde, denn der Reformator lag ganz in seinem Charakter. Das beständige Räsonniren über den Verfall der Geistlichkeit, zog ihm ihren bittern Haß zu, er verlor nun auch alle Hofnung, bey ihr Beförde=

rung zu finden, daher studirte er die Medizin, in welcher er recht viel leistete. Nun that der Czaar Peter von Rusland die berühmte Reise durch Teutschland; wo er Dippeln mag angetroffen haben, weiß ich nicht, seine Lebensbeschreibung hab ich nicht bey der Hand; mein Zweck geht aber auch nicht weiter, als nur zu beschreiben, in wiefern er zur Bildung des Nationalgeistes etwas beygetragen hat; genug Dippel ging mit dem rußischen Monarchen nach Rusland und galt viel bey ihm, auch war er sein Leibarzt. Es ist bekannt, daß der Czaar bey allen seinen großen Talenten öfters etwas übereilt und zu streng handelte; freylich dürfen wir ihn nicht als Beherrscher eines cultivirten Volks betrachten, er hatte es mit einer rohen Nation zu thun, welche gleich muthwilligen Knaben noch oft die Ruthe nöthig hat, wenn bey andern vernünftige Vorstellungen hinlänglich sind; indessen konnte Dippel das Hängen, Köpfen und Knutpeitschegeben nicht verdauen, er verwieß es dem Czaar, und als das nicht half, so bediente er sich so strenger Ausdrücke, daß der Kaiser für gut fand, ihn seiner Dienste zu entlassen. Dippel ging also von Petersburg oder Moskau nach Stockholm, hier hielt er sich eine Zeitlang auf, und verrich

rete manche schöne Cur, denn er war in der That ein sehr geschickter Arzt; eine muß ich doch im Vorbeygang erzählen, weil sie Dippels Charakter ziemlich ins Licht setzt.

Ein Bürger in Stockholm war hypochondrisch, vorzüglich quälte ihn eine Grille so, daß er beständig im Bette liegen mußte, und weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, er sah nämlich unaufhörlich ein fürchterliches Gespenst vor seinen Augen, sobald er nur die Augen öfnete, so war es da, es mochte Tag oder Nacht seyn. Der arme Mensch war dadurch in die erbärmlichsten Umstände versetzt, alle Aerzte hatten sich zu Schanden an ihm curirt, und ein grosser Theil Menschen glaubte, er sey behext.

Dippel hörte von diesem armen Manne, oder seine Freunde consultirten ihn, genug Dippel gieng hin; nach ein paar gravitätischen Spaziergängen durchs Zimmer auf und ab, und einigen majestätischen Blicken ins Bette, setzte er sich zum Kranken. Denn das ist gewiß, Dippel war einer der ansehnlichsten Männer, die je gelebt haben, und in seinem Gesicht lag eine Hoheit, die man sehen mußte, denn beschreiben läßt sichs nicht; eben so anständig aber auch sehr prächtig kleidete er sich. „Ich

hôre

höre Sie werden von einem Gespenst vexirt? Ach ja, lieber Herr Doctor! das quält mich so lang, bis ich sterbe, und dann mag Gott wissen, wies mir gehen wird.

„Das ist abominabel; aber wo ist's denn „jetzt, ich seh's nicht?

Da, da drängt sichs längs die Wand, ach! wenns doch auch ein Mensch sehen könnte! Sehen Sie das greuliche Gesicht, wie's die Zähne blöckt, es ist in ein graues Tuch gehüllt, und schlupft so daher.

Dippel forschte unvermerkt die ganze Gestalt aus, und nun sagte er: Jetzt will ich mir auch die Augen öfnen, und den Dämon betrachten. Nun schmierte er sich etwas über die Augen, machte einige Ceremonien, und jetzt sahe er das Gespenst auch. Das ist ein horribeler Kerl! sagte er, aber ich will ihn zur Hölle jagen, der soll in Ewigkeit mit keinem Fuß wieder auf Gottes Erdboden kommen; geh' er zum T.... wo er hingehört. Nun beschrieb er dem Kranken den Geist, und zeigte ihm den Ort, wo er stand oder gieng, so genau, daß er voller Freuden rief: seht ihrs nun, daß ich Recht habe, das ist der rechte Mann, der wird mir gewiß helfen. Nun verfügte sich Dippel

wieder nach Hause, und maskirte seinen Bedienten genau so, wie das Gespenst aussah. Des Abends gieng er mit dem Bedienten hin, stellte ihn zu den Füßen des Bett's hinter den Vorhang, so daß ihn der Kranke nicht sehen konnte. Nun fieng er seine Beschwörungen an, allmählig kam der Bediente längst die Wand geschlichen; der Kranke mußte die Augen öfnen, und nun sah er den Geist deutlicher als je; nun fieng Dippel an das Gespenste mit der Peitsche zu jagen, und es zu beschwören, bis er es endlich dahin brachte, daß er versprach, nie wieder den Kranken zu beunruhigen, und damit nahm es Abschied. Dippel brauchte nun auch andere physische Mittel, und brachte den Kranken bald wieder vollkommen zu recht.

Sein Haß gegen den geistlichen Stand fand in Schweden volle Nahrung, hier war die Herrschsucht, die Dummheit und Unwissenheit desselben noch größer als in Teutschland, er redete und schrieb also gegen die Geistlichen, und war überall so beissend, daß er beym Kopf genommen, und auf die Insel Bornholm gefangen gesetzt wurde; wie lang er da war, weiß ich nicht, und eben so wenig, wie er von da weggekommen. Genug er kam wieder nach Teutschland, und nach mancherley wunderlichen

Schicksalen und Verfolgungen, die er sich durch seinen stolzen und kritisirenden Charakter zuzog, fand er endlich auch seinen Ruhepunkt zu Berlenburg. Zuweilen hielt er sich auch zu Lasphe, der Residenz des Grafen von Wittgenstein-Wittgenstein auf. In diesen und den benachbarten Gegenden fand er einen erstaunlichen Anhang, und er breitete den allerstrengsten Separatismus noch weiter aus. Seine Schriften zeigen alle den unbiegsamen, stolzen Satyr, und seine Anhänger waren durchgehends eingebildete und oft unerträgliche Leute. Dippels Grundsätze näherten sich auf der einen Seite dem Sozianismus, und zuweilen gar dem Naturalismus; denn gegen das Ende schien Christus dem Dippel eine sehr gleichgültige Person zu seyn; er verband also die mystische Moral mit der Glaubenslehre unserer neusten Theologen, und nebenher noch mit allerhand schwärmerischen Grillen. Das war in der That ein wunderlicher Mischmasch. Endlich starb Dippel in den vierziger Jahren zu Lasphe an einem Schlagfluß plötzlich.

Ich kann von allen diesen Dingen mit Gewißheit reden; denn Dippel lebte in meiner Nachbarschaft, und alles, was ich bis daher erzählt habe, sind mehrentheils eigene Erfah-

rungen, oder doch Erzählungen sicherer Augenzeugen.

Hochmann hatte also pietistische fromme Separatisten gebildet, und Dippel naturalistische Spöttische; doch vertrugen sich alle recht gut zusammen, weil sie beyde in der Sittenlehre übereinkamen. Ob nun gleich die Hauptpersonen, welche ich bis daher geschildert habe, besonders Hochmann, nicht so unmittelbar auf ganz Teutschland wirkten, so geschahe es doch insgeheim, wenigstens in den beyden protestantischen Kirchen desto mehr und unbemerkter. Obrigkeiten und Gelehrte sind auf die Denkungsart des gemeinen Volks gar nicht neugierig, sie lassen solche Sachen ihre guten Wege haben, so lange ihr Intresse oder die öffentliche Ruhe nicht darunter leidet, und doch sind solche vor den Augen der Menschen geringe Dinge, gerade die Mittel, wodurch die Vorsehung die Bildung ganzer Völker leitet. Böhms, der Frau von Guyon, Speners und Arnolds Schriften stimmten viele Menschen zum reinen oder auch wohl zum schwärmerischen Pietismus; der berühmte Hallische Theologe, August Hermann Franke, und seine Freunde Christian Friedrich Richter, und Carl Heinrich von Bogatzky, erhielten ihre ganze Richtung aus dieser Quelle;

und wer weiß nicht, welchen unaussprechlichen Nutzen diese Männer durch die ganze protestantische Kirche verbreitet, und wie viele rechtschaffene Lehrer sie gebildet haben? Mit ihnen fieng ein besserer Zeitpunkt der Geistlichen und der Kirchenverfassung an. Der berühmte Graf Nicolaus Ludwig von Sinzendorf schöpfte aus eben den Brunnen, und sein außerordentlicher Wirkungskreis wirkt heimlich und öffentlich bis in die entlegensten Winkel der Erde fort, wo er, man mag sagen was man will, ungemeinen Nutzen stiftet; in Sinzendorfs System liegt mehr Plan, Weisheit und Politik, als in den Symbolen beyder protestantischen Kirchen zusammen, nur schade, daß seine Glaubenslehre zur sittlichen Vervollkommnung nicht die wahren biblischen Mittel anweist.

Noch einen merkwürdigen Mann muß ich bemerken, dessen Einfluß aufs Volk unaussprechlich gewesen ist, und der noch immer fortdauert, nämlich den bekannten Johann Friedrich Rock, dieser war ein gemeiner, ungelehrter, sonst aber guter und frommer Mann, und ein Schuhmacher seines Handwerks; er wohnte meines Wissens nicht weit von Büdingen im Isenburgischen, und nährte sich, seine Frau und Kinder ordentlich. Die mystischen und

pietistischen Schriften, welche nunmehr häufig anfiengen in die Hände des gemeinen Mannes zu kommen, las Meister Rock auch sehr fleißig, und sie brachten auch in ihm den festen Entschluß zu Wege, ein ganz anderer Mensch zu werden. Durch seine Uebungen und eifriges Bestreben zu diesem Zweck, wurde er immer hitziger und feuriger, endlich gerieth er in einem so starken Enthusiasmus, daß er Paroxismen bekam, die sonderlich genug waren; er gerieth nämlich außer sich, dann bekam er gelinde Zuckungen, und darauf redete er mit einem solchen Fluß der Worte, und mit einer solchen Energie, daß selbst Hochmann weit hinter ihm blieb; endlich kam er wieder zu sich selbst, und dann wußte er von allem, was er geredet hatte, kein einziges Wort. Die Sache ist ganz gewiß, denn in meiner Jugend predigte er durch mein ganzes Vaterland, so daß ich das, was ich sage, zuverläßig versichern kann. Rocks Reden waren ziemlich zusammenhängend, und ganz im Ton der biblischen Propheten. Z. B. wenn die Zuckungen vorbey waren, so wurde sein Gesicht sehr ernsthaft, er reckte die rechte Hand aus, und fieng gewöhnlich mit den Worten an: So spricht der Herr! — oder auch: So spricht der Herr durch seinen Knecht Rock

u. s. w. alle seine Reden zielten auf Buße und Bekehrung nach den Grundsätzen der Mystiker, zugleich strafte und bedrohte er die verfallene Geistlichkeit, verkündigte auch wohl nahe Strafgerichte u. s. f. Das gemeine Volk, ja auch ein großer Theil aufgeklärter Menschen, erstaunte über diesen neuen wunderbaren Lehrer; denn da es wenige gab, die so viel Licht in der Seelenlehre hatten, daß sie die Sache physisch erklären konnten, so wurde er häufig für einen wahren Gesandten Gottes gehalten, besonders da er ein unsträflicher frommer Mann war, und seine Reden nichts enthielten, das der Bibellehre zuwider lief.

Erst machte Rock nur in seiner Nachbarschaft Aufsehen, bald aber bekam er einen Trieb, andre Länder zu durchziehen und zu predigen, denn er hielt sich selbst für einen von Gott gesandten Lehrer; Ein benachbarter Edelmann nahm seine Frau und Kinder in Versorgung, und Meister Rock zog fort und predigte. Der Zulauf des Volks war erstaunlich; etliche Männer hielten sich zu ihm, und schrieben seine Reden aus seinem Munde auf; diese begleiteten ihn allenthalben, und dienten ihm. Eine Menge dieser Reden wurden gedruckt, und noch mehrere liegen noch hin und

wieder in Handschriften, ich hab ihrer ganze Kasten beysammen gesehen. Seine Schriften zeigen ihrem Verfasser auf dem Titelblatt mit dem Buchstaben F. R. an. Ueberall wo er durchreiste, bekam er viele Anhänger, die noch unter dem Namen der Inspirirten bekannt sind; sie sind auch strenge Separatisten, halten auf die äußern Kirchenceremonien, Taufe und Abendmal nichts, in ihren Versammlungen singen, beten und lesen sie, und erwarten, so wie die englischen Quaker, göttliche Begeisterung zum reden; sonst sind sie stille, untadelhafte, fromme und rechtschaffene Leute.

Endlich kam auch Rock mit seinem Gefolge ins Fürstenthum Nassau-Siegen. Weil dies Land sehr bevölkert ist, und auch durch die Fabriken und Handlung, gute Schulen, Wohlstand und einen gewissen Grad der Aufklärung bekommen hat, so findet hier jeder gute und böse Schwärmer bald Beyfall. Hochmann und Dippel hatten hier schon vorgearbeitet, und die mystischen Schriften wurden häufig gelesen; zudem war der allgemeine Widerwille gegen die Geistlichkeit und Kirchenverfassung aufs höchste gestiegen, so daß man Rock als einen Engel vom Himmel, oder als einen großen Apostel aufnahm; er hielt sich auch lange in dasigen Ge-

genden auf, und war willens auch nach Berlenburg und Schwarzenau zu gehen, um dortige Freunde zu besuchen.

Nun wohnte ein gewisser französischer Flüchtling, Namens von Marsay, im Siegenschen auf einem einsamen adelichen Gut zum Hainchen genannt; er hatte sich dasselbe gekauft, reiste zuweilen nach Berlenburg, und dann kehrte er wieder in seine Einsamkeit zurück. Dieser Marsay war ein Schüler der Frau von Guyon, er hatte sie selber noch gekannt, und war viel mit ihr umgegangen; er war ein ganz vortreflicher Mann von Geist und Herzen, so daß ihn jedermann liebte und ehrte; mit dem feyerlichen Ernst des Pietisten verband er eine ungemeine Leutseligkeit, Menschenliebe, und Duldung, die sonst bey solchen Leuten sehr selten ist. Er hat ein Werk geschrieben, welches den Titel führt: Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, in drey Bänden, in welchem er behauptet, daß die Fixsterne die vielen Wohnungen in des Vaters Hause sind; und daß jeder Stern, oder auch mehrere zusammen, mit ihren Einwohnern Königreiche seyn, die den frommen Christen nach ihrem Tode zur Beherrschung übergeben würden; wenn nun Marsay bey dieser Lehre keine

göttliche Eingebung vorgäbe, so wäre sie immer eine schöne Hypothese, die wenigstens des Nachdenkens werth ist. Uebrigens war er in seinen Lehrsätzen ein vollkommener Mystiker.

Zu diesem berühmten Mann reiste nun auch Rock mit seinem Gefolge. Viele Menschen folgten ihm nach, und viele versammleten sich auch noch aus der umliegenden Gegend vor dem Hause des Herrn von Marsay. Dieser kannte aber die Beschaffenheit der Sache besser, er sagte dem versammleten Volk: Rocks Reden seyen freylich gut und erbaulich, dennoch aber nicht göttlichen Ursprungs, und es sey nicht recht, daß die Leute so geäfft würden, denn es sey ein falscher Geist der aus dem Rock redete, und das wollte er beweisen; jeder war aufmerksam auf diese Sache geworden, und verlangte auf den Ausgang. Bald merkte man die Annäherung des Paroxismus; das Volk wurde in einen großen Saal zusammen berufen, wo Friedrich Rock und sein Schreiber schon saßen, und Marsay stellte sich auch ein. Als nun Rock recht im Reden begriffen war, kam Marsay mit einem Eimer voll kalten Wassers, und stürzte es auf einmal über den Redner her; dieser erschrack, kam zu sich selbst, und von der Zeit an kam der Paroxismus nicht wie-

der, und Rock hielt auch keine Reden mehr. Nun stellte Marsay sowol den Rock als den Zuhörern sehr bündig vor, daß sich der Geist Gottes durch einen Eimer voll Wasser nicht hemmen ließe, sie sollten suchen durch ordentliche und vernünftige Mittel auf den rechten Weg zu kommen, und nach den Regeln der Bibel sowol lehren als leben. Rock selber ließ sich weisen, er gieng wieder nach Hause, doch setzte er noch seine Ermahnungen, die er aber nun, sich selbst bewußt hielte, fort, und besuchte auch noch zuweilen seine Anhänger, die theils obigen Vorgang leugnen, theils auch es dem Marsay sehr übel nehmen, daß er auf solche Weise mit dem Rock umgegangen ist.

Durch alle diese Personen wurde unter dem gemeinen Volk eine allgemeine Gährung zuwege gebracht, die durch ganz Teutschland wirkte; überall gabs Leute, die einsahen, daß die gewöhnliche Art zu leben, nicht zur höchsten Glückseligkeit führte, sondern daß eine gänzliche Herzens- und Sinnesänderung nothwendig sey; jeder schlug den Weg dazu ein, der ihm durch den Mann, den er den meisten Beyfall gönnte, vorgezeichnet wurde; diese Nachfolger waren nun jeder an seinem Orte, und in seinem Theil wiederum Vorgänger, und obgleich immer noch

die wenigsten den Weg der Bekehrung und Sinnesänderung einschlugen, so wars doch nicht anders möglich, es mußte überall Licht, Wärme und Enthusiasmus für die Religion verbreitet werden.

Diese allgemeine Bewegung in Teutschland wurde von den Gelehrten und großen Köpfen nicht einmal bemerkt, wenigstens nicht so viel geachtet, als sie es in Ansehung der Geschichte der Menschen verdiente; aber die lichtvollesten Köpfe unter den Pietisten selber ahndeten große Veränderungen. Die Offenbarung Johannes wurde stärker gelesen als je, man glaubte die glücklichen tausend Jahre seyen vor der Thür, mit einem Wort, man gieng hin und wieder so weit, daß theils lächerliche, theils traurige Ausschweifungen begangen wurden, wie man in diesem Werk finden wird; man kann nirgend besser diesen Enthusiasmus kennen lernen, als in den Liedern dieser Zeit: da sieht und hört man nichts anders als philadelphische Gemeinde, sieben Leuchter und dergleichen Anspielungen auf die heiligen Hieroglyphen.

So wie also der eine Theil der teutschen Nation von diesem Geist belebt wurde, so war der andere theils Buchstaben- und strenger Kir-

chenchrist, oder praktischer Gottesleugner ohne Grundsätze. Von Freigeistern oder Zweiflern wußte man noch wenig, denn die engländische deistische Schriften waren in Teutschland noch wenig bekannt. Indessen waren doch die zween große Apostel des Unglaubens schon heimlich am Wirken: in Teutschland lebte Edelmann, welcher anfänglich ein strenger mystischer Christ war, mit seinem großen hellen Kopf forschte er aber weiter. Dippels System leuchtete ihm ein, er fand allmählich die Erlösungslehre Christi lächerlich, las darauf die Schriften Benedikts Spinosa, Balthasar Beckers, und nun auch der engländischen Deisten, wurde also von einem Extrem aufs andere geworfen, und aus dem enthusiastischen Mystiker, ein Spötter und Verläugner der Religion. Seine Schriften erschienen nun auch im Druck, und diese machten eben so große Bewegungen, als die mystischen; Menschen, denen die Moral und Lehre Jesu Christi zu sauer und zu geringschätzig vorkam, fanden Vernunft und Weisheit in Edelmanns Lehre, und finden sie noch. Er reisste nach Berlin; dort fand er großen Beyfall, und meines Wissens ist er auch dort gestorben.

Der andre Lehrer des Unglaubens ist der bekannte von Voltaire. Von diesem Mann

hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß sein Wirkungskreis ganz Europa in Taumel gesetzt, und dem größten Theil der Vornehmen, Gelehrten und Ungelehrten den Kopf verdreht habe.

Jetzt kann ich nun den Standpunkt genau auszeichnen, in welchen man stehen muß, wenn man mein folgendes Gemälde in seinem wahren Licht betrachten, und zugleich auf die Zukunft schließen will: Zwo sehr widerwärtige Kräfte wirken also jetzt in Teutschland, und bringen eben die heftige Gährung hervor, oder haben sie hervorgebracht, auf der einen Seiten, Drang und Eifer für die Religion, und auf der andern Drang und Eifer wider dieselbe. Beyden Kräften bahnte die Leibnitzische-Wolfische Philosophie den Weg, der höchst gefährliche und höchst nützliche Grundsatz: daß man nichts glauben muß, als was Erfahrung und Vernunft untrüglich beweisen, giebt dem Religionszweifler einen festen und sichern Tritt auf dem Wege zur Verwirrung und zur äußersten Ungewißheit, und dem gutartigen Christen in seiner Bibel und Religionsforschung das herrlichste Mittel an die Hand, das lautere, reine, einfältige Licht der Wahrheit von allem schwärmerischen Glast und Irrlichtern zu reinigen. Hier gilt mein Motto:

Mittelmaß
Die beste Straß.

Auf solche Weise ist also unser Jahrhundert freylich um vieles aufgeklärter, als das funfzehnte; allein dem allen ungeachtet gerad so geschickt zu den Wirkungen eines zweyten Luthers, und gewiß ein solcher Mann wird auch zu seiner Zeit auftreten, denn die Religion Jesu Christi hat warlich wiederum eine Fackel vom Himmel nöthig, denn die große Welt findet sie lächerlich, und hält sie schon so gut als zu Grunde gerichtet.

Das zweyte Hauptstück.

Nur etliche Stunden von dem Berlenburgischen Lande fängt die Grafschaft Leisenburg an; nahe an der Grenze auf einem hohen Gebirge schlängelt sich ein Thal gegen Morgen zwischen den Waldungen hin, welche sich rund um weit in die Ferne erstrecken, und dem Wild sowohl als den Kohlenbrennern einen ruhigen Aufenthalt bereiten. Oben am Anfange des Thals liegt ein ruhiges kleines Dörfchen, Namens Rulheim, dessen biedere und gute Bewohner weit von ihrer Obrigkeit und ihren

Beamten entfernt, weniger von Druck und Elend wissen als andere. Ihr Pfarrer wohnt anderthalb Stunden entfernt, und seine Erscheinung ist ihnen das, was den Dörfern nahe um eine Residenz die Erscheinung des Fürsten ist. Unter ihnen wohnt ein Oberförster als die vornehmste Person des Orts, dessen Frau die Kabale der Menschheit mit einer eben so wichtigen Miene regiert, als an großen Höfen die Mätresse; und er, der Herr Oberförster kann thun was er will, wenn ers anders recht versteht. Hier wohnte im Anfang dieses Jahrhunderts ein Bauer, Namens Hans Theobald; sein Haus stand einen Steinwurf weit vom Dorfe ab, zu aller oberst am Ende, nahe am Silberquell des Bachs, der dem ganzen Dorf seine Wiesen wässert; er war gewissermaßen ein Separatist in politischen Sachen; er so wenig als seine eheliche Hausfrau bekümmerten sich um die Wichtigkeiten des Dorfs, sie blieben beyde zu Hause, und ließen die ganze Welt ihre gute Ruhe haben; freundlich und dienstfertig gegen jeden, aber gegen niemand vertraulich, verhüteten sie vielen Verdruß, der in den Dörfern eben so gut die Familien zwistig macht, als in den Städten. Ihre Kinder

schickten

schickten sie ununterbrochen zur Schule, und jeden Sonntag Morgen reiste Hans mit seiner ganzen Haushaltung zur Kirche, und des Nachmittags las er mit unbedeckten Haupte seinem Hause aus Dr. Conrad Mels Hauspostille, Zions Lehr und Wunder genannt, eine Predigt vor, darnach las er sich und seiner Frau noch Stücke in seiner großen Bibel, und gegen Abend, wenns Sommer oder sonst gut Wetter war, schlenderten alle übers Feld, und dann wieder zur trocknen Brodsuppe und Fleischbrühe nach Hause.

Das ist die Lebensgeschichte Hans Theobalds und seiner Frauen bis an seinen Tod; er gab dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, und bekümmerte sich weiter um nichts; nebst seinem gehörigen Auskommen und einem Noth- und Ehrenpfennig in der Kiste, dachte er auch an keinen Reichthum. Er hatte fünf Kinder, Söhne und Töchter; das älteste war ein Sohn, ein hübscher ansehnlicher Jüngling, der auch so, wie mans aus dem Charakter seiner Eltern schließen kann, nach seiner Art gut erzogen war. Nach den dortigen Landesgebräuchen gehörte ihm das elterliche Haus und Gut; er hieß Dietrich Theobald, und war gerad als der selige Hochmann in die

Gegend kam, 24 Jahr alt; seine Eltern hätten gern gesehen, wenn er nun auch geheirathet hätte, allein er wollte sich noch nicht recht dazu anschicken.

Einsmals kam Hans mit seiner Frau und Kindern nach Hochborn, um in die Kirche zu gehen. Da war nun der ganze Flecken voll von Erstaunen über einen neuen Apostel, den Gott gesandt habe, um die trägen und schlafenden Menschen zur Buße und zum Christenthum zu erwecken. Das war etwas erstaunliches; einer sahe den andern an, und es fehlte nicht viel, so hätte man geglaubt, dieser neue Apostel Hochmann sey gar kein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel, besonders da auch der schwärzeste Neid nichts Tadelhaftes an ihm finden konnte. Viele Leute waren ihm schon entgegen gereist, um ihn zu hören, und jedermann erwartete mit einer Art von Entsetzen, was diese für Nachricht bringen würden. Hans hörte auch aufmerksam zu, allein er war so ruhig, und mit sich selbst so zufrieden, daß er sich zwar verwunderte, übrigens aber keine Mine machte, den Hochmann zu hören; als im Wirthshause so viel Redens von der Sache war, so nahm er sein kurzes Pfeifchen aus dem Maul, und sagte mit seiner langsamen Baßstimme: Sie

haben Mosen und die Propheten, wenn sie die nicht hören, so wirds auch nichts helfen, wenn gleich ein Engel vom Himmel kommt, und ihnen predigt. Jeder sah ihm mit Verachtung an, als er das sagte, und hielt ihn für einen zum Guten ganz erstorbenen Menschen. Bey seinem Sohn Dietrich machte das Ding aber tiefen Eindruck, er dachte: wenn doch Gott einen solchen Mann sendet, so ists doch Schuldigkeit, daß die Menschen folgen; daher bat er nächsten Samstag seinen Vater, er möchte ihm doch erlauben, des andern Tages auch einmal zu dem neuen Apostel zu reisen; Hans schüttelte den Kopf und sagte: du hast ja den Schatz des Worts Gottes im Hause, sagt dir der neue Apostel etwas anders, so ist er ein Lügner, und sagt er das nämliche, nun so brauchst du ihn nicht zu hören, so kannst du's selber lesen. Nun auf die Weiß, antwortete Dietrich, haben wir ja auch keinen Pfarrer nöthig. Ey Gott bewahre! versetzte der Alte, sag lieber, wenn wir ordentliche Pfarrer haben, so haben wir keinen neuen Apostel nöthig; doch sieh, du kannst gehen, da hast du ein halb Kopfstück, geh in Gottes Namen, es schadet doch nicht, wenn junge Leute so etwas hören und sehen. Dietrich freute sich, und machte sich des Sonntags

Morgens um vier Uhr auf, und reiste fort. Vor dem Dorfe traf er einen andern Burschen aus seinem Orte, den Schreiner Kolb an. Dieser war ein stiller ordentlicher junger Mensch, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, bey seinem ältern Bruder in die Kost gieng und sein Handwerk trieb. Beyde Burschen grüßten sich und entdeckten sich bald, daß sie die Neugierde einerley Wege führte.

Nachdem sie vier Stunden zurückgelegt hatten, so kamen sie in dem Ort an, wo sich Hochmann aufhielt; sie fanden das Dorf voller Fremden, und vornehmlich das Haus, wo Hochmann logirte, war gedrang voller Menschen. Theobald und Kolb wurden mit erstaunlicher Ehrfurcht erfüllt, als sie die Menschen alle sahen, und noch mehr, als sie bald hie bald da einen sehr ernsthaften und ansehnlichen Mann am Fenster entdeckten, von denen man ihnen sagte, das seyen Hochmanns Begleiter. Alles Volk stand herum, und schwätzte sich so voller Enthusiasmus und Andacht, daß es kein Wunder war, wenn in solchen hochgespannten Seelen hernach Hochmanns Reden einen so tiefen Eindruck machten. Hochmann selber ließ sich bey solchen Gelegenheiten nicht blicken, denn er war in der That und Wahrheit

demüthig; er bedauerte oft, daß ihn Gott zu solch einem Amte berufen habe, allein eben, weil er seinen Trieb zu predigen für göttlich hielt, so gehorchte er, und hielts für Sünde, nicht zu gehorchen; niemals hielt er seine Reden während dem öffentlichen Gottesdienst, um nicht gegen die Polizey anzustoßen, sondern blos des Nachmittags.

Theobald und Kolb giengen vom Volk weg hinten in den Hof, und längst die Stubenfenster spekuliren, um irgendwo den neuen Propheten zu entdecken; ein feiner Mann in der Stube bemerkte sie, trat ans Fenster und fragte sie freundlich, wo sie her seyen, sie antworteten: von Rulheim. „Seyd ihr denn auch hergekommen, um Hochmann zu hören?

Ja.

„Möchtet ihr ihn denn auch gern sehen?

Das wünschen wir von Herzen.

Dem Mann flossen die Thränen die Backen herab; er hatte einen schönen braunen Rock, hübsche weisse Wäsche an, und eine ordentliche braune Perucke auf dem Kopf, er gefiel den Burschen gar gut, und sein Gesicht machte tiefen Eindruck auf sie: er fuhr fort:

„Freunde! Hochmann ist ein armer Mensch wie ihr, ein Mensch, der ganz und gar nichts

Gutes an sich hat, der werth wäre, ein Auskegsel unter den Menschen zu seyn, aber eben aus dem Munde der Säuglinge und jungen Kinder bereitet sich Gott ein Lob. Und eben das Verachtete macht Er zu seinem Werkzeug, damit Er allein die Ehre haben möge. Warum möchtet ihr aber gern den Hochmann sehen?“

Wir möchten doch gern sehen, wie ein Mensch aussieht, den Gott zu einem Apostel und Propheten gesandt hat.

„Hochmann ist kein Apostel und kein Prophet, so was müßt ihr bey Leibe nicht denken. Ein Apostel ist nur der, der eine neue Religion lehrt, und ein Prophet ist nur der, der zukünftige Dinge vorher sagt; das alles thut Hochmann nicht, sondern er ist nur ein Knecht Gottes, der dem Volk die Wahrheit sagen, und es aufwecken muß, weil die Lehrer und Prediger mehrentheils alle schlafen, und ihre Heerden versäumen.“

So ist denn doch der Hochmann ein sonderbarer Mann, den wir gern sehen möchten.

„Habt Geduld! geht in der Wittwe Bergerin Haus, oben auf dem großen Saal wird Hochmann den Nachmittag reden, sagts aber niemand, so könnt ihr nah dabey seyn.

Dietrich und Kolb giengen fort, und freuten sich in der Seelen, daß sie unter allen Menschen, die da waren, allein das Glück hatten, von einem aus Hochmanns Gefolge bemerkt zu werden. Sie fragten das Haus aus, giengen hinein, und hielten sich ganz stille.

Des Nachmittags um zwo Uhr kam Hochmann mitten im Gedränge; unsere beiden Burschen arbeiteten sich zuerst die Treppe hinauf und auf den Saal: bald war alles voll und nun stellte sich Hochmann nicht weit von Dietrich und Kolb ans Fenster; er lächelte sie an, nun sahen sie, er war es selbst, der des Vormittags mit ihnen geredet hatte. Jetzt fieng Hochmann an: er reckte die rechte Hand aus, machte eine ernste und feyerliche Mine, und rief mit einer durchdringenden aber sanften Stimme: Stille! Stille! Volk des Herrn! — da wo sein Wort verkündigt wird, da ist er gegenwärtig! Gott ist gegenwärtig! Alles beuge sich vor seiner Majestät, denn Er ist jedem unreinen Gedanken ein verzehrendes Feuer — So spricht der Herr! u. s. w.

Wenn ein ordentlicher Prediger nur die Energie, den Anstand, das Feuer, und überhaupt die Geberden und den Ton Hochmanns mit seiner Weltkenntniß und wahrer Gelehr-

samkeit verbände, was würde er thun können? aber der Fall ist selten. Hochmann war ein Genie in der Beredtsamkeit. Kolb erzählte mir oft die Geschichte dieses Nachmittags, er sagte mir: (man nehme die Worte im Kolbischen Sinn,) Hochmann sey so vom Geist Gottes durchdrungen gewesen, daß man geglaubt habe, es giengen feurige Stralen aus seinem Munde, alles Volk habe die Kleider aufgerissen, und mit lautem Heulen gerufen: Herr Gott! was sollen wir thun, daß wir selig werden?

Dietrich und Kolb sahen sich oft mit nassen Augen an und seufzten, mit wehmüthiger Stimme sagten sie, welche Worte! welche Kraft! Hochmann redete zwo Stunden in einem fort, und niemand regte sich, keinen wurde die Zeit zu lang; er schloß mit einem kurzen Gebet, und gieng wieder fort in seine Einsamkeit. Unsere zween Rulheimer wanderten nun auch wieder nach Hause. Kolb war so ganz umgeschaffen und verändert, daß er den ganzen Weg über weinte, öfters auf die Knie fiel, die Hände gen Himmel reckte und sagte: so können wir nicht selig werden. Dietrich schwieg wohl still, aber er hatte auch immer Thränen in den Augen. Als sie nach Hause

kamen, so erzählte Theobald seinem Vater alles, was er heut gesehen und gehöret hatte, und das alles so siedwarm, daß der alte Hans selbst nicht recht wußte, wie er dran war, er schüttelte den Kopf, reckte mehr als einmal die Hand aus, und sagte: das begreif ich nicht, sollte ich denn unrecht haben? Indessen bliebs dabey. Dietrich und Kolbe kamen alle Abende zusammen, dann saßen sie ganze Nächte, und fiengen an das zu beleben, was sie gehöret hatten; sie wurden still, sonderten sich von den Menschen ab, und thäten in ihrem Beruf treu und fleißig, was ihnen vorkam. Allmählig kam Hochmann näher, und nun fieng der Hochborner Pfarrer an, nicht ihn zu widerlegen, sondern gegen ihn mit Bannstralen zu donnern, das war nun gerade das Mittel, die Leute aus der Kirche und in Hochmanns Versammlungen zu predigen; hätte er sanft und ruhig die Religion Christi gelehrt, und gezeigt, daß man keine außerordentliche Lehrer nöthig habe, so lange sie keine neue Wahrheit verkündigten, so hätte er besser gethan; so aber legte mans ihm für Neid aus, und man mochte wohl recht haben.

Dietrich und Kolb hatten Gelegenheit Hochmann noch ein paarmal zu hören, und

sich mit ihm zu unterreden, er empfahl ihnen mystische Bücher: und Kolb, der sein eigener Herr war, schafte sich alle an. Dies gab Dietrichen Anlaß sie auch zu lesen; mit einem Wort, diese beyden jungen Leute wurden vollkommene Mystiker, und weil ihr Pastor beständig gegen die neue Lehre predigte, ohne sie zu widerlegen und was besseres zu sagen, so wurden sie auch zugleich sehr strenge Separatisten.

Nicht lange hernach setzte sich Hochmann zu Schwarzenau zur Ruhe. Da nun dieser Ort nur 4 Stunden von Rulheim ist, so giengen Kolb und Dietrich wenigstens alle 14 Tage dorthin, und wurden also immer mehr überzeugt, und in ihren Grundsätzen befestigt. Der alte Hans war sehr oft hinter seinem Sohn, aber er konnte ihn nicht widerlegen, und da er ihm nichts versäumte, und zugleich auch ein besseres Leben führte als vorher, so gab er sich endlich zur Ruhe und ließ ihn gehen. Nun trug es sich einmal zu, daß Kolb und Theobald auch an einen schönen Sommermorgen früh nach Schwarzenau giengen; sie wanderten fröhlich das Thal hinab, und unterhielten sich von der Seligkeit in jener Welt. Diese Materie nahm sie so ein, daß Theobald, der voran-

gieng, sich mit lachender Freude umkehrte, und sagte: Bruder! in meinem Leben heirathe ich nicht, damit ich ruhiger Gott dienen kann. Siehst du, die allerfrömmsten Leute, von denen wir in unsern Büchern lesen, hatten auch nicht geheirathet, ich wüßte mir kein grösseres Vergnügen, als wenn ich in einem wilden Wald mit dir alleine seyn könnte. Kolb antwortete: das Heirathen mußt du nicht verreden, denn du weist nicht, ob du immer stark genug seyn wirst, dem Triebe deines Fleisches zu widerstehen.

„O Kolb! sieh ich schwöre dir hier vor Gott, daß ich nicht heirathen will, in meinem Leben nicht.“

Schweig Bruder! was ist das nöthig, überlaß dich der Führung Gottes, denn Er könnte dir bald zeigen, daß du ohne Ihn nichts thun kannst.

„Hör Bruder! darin muß ein Christ sich zeigen, daß er seine Lüste überwinden kann, wenn ich das nicht vermag, so bin ich ja nicht werth, ein Nachfolger Christi zu heissen.“

Gut! aber du sollst sehen, du hältst dein Gelübde nicht.

Unter dergleichen Gesprächen wanderten die beyden nach Schwarzenau; sie giengen ge-

rade zu in Hochmanns Haus, wo sie verschiedene vornehme und geringe Leute antrafen, die sich mit Hochmann vertraulich unterredeten, und alle so voller Empfindung und Andacht waren, daß ihnen Leben und Freude aus den Augen blitzten. Hochmann bewillkommte die beyden Bauernbursche nach seiner Art sanft und leutselig, gab ihnen die Hand, hieß sie Brüder, und alle anwesende Vornehme und Geringe thäten desgleichen; unter diesen war ein junges Frauenzimmer, eine Fräulein von Wirthen, welche mit einem schönen Gesicht und Wuchs zugleich einen guten sanften Charakter verband, übrigens aber vielleicht ein wenig zu empfindsam seyn mochte. Diese drückte auch Theobalden lächelnd die Hand, und nannte ihn Bruder; das gieng ihm durch die Seele, von einer solchen Person Bruder genannt zu werden; er drehte sich zu Kolb mit nassen Augen und sagte: Schau Bruder! die Gottseligkeit ist doch etwas herrliches, sie macht die Menschen alle gleich. Wer mag doch wohl die Jungfer seyn? Kolb antwortete: das wollen wir wohl erfahren; sie setzten sich, und hörten ferner dem Gespräch zu. Ueber eine kleine Weile kam die Fräulein und setzte sich neben die Rulheimer auf einem Stuhl, und fing an freundlich mit

Theobalden zu reden, sie fragte nach seiner Seelenbeschaffenheit, wie lang er schon erweckt wäre? und dergleichen. Theobald erzählte ihr das, nun fragte er auch nach ihr, sie entdeckte ihm ebenfalls ihr ganzes Herz, und nun fand sichs, daß ihre Gemüthslage einerley war, beyde gestunden sich, daß Gott sie einerley Wege führe, daß sie also auch näher verwandt wären, als die andern unter einander; sie erklärten sich ferner die Seelenverwandtschaft, wie unendlich inniger und erhabener sie sey, als die fleischliche, und mit herzlichem innigen Seufzen schlossen diese beyde, in einem Zeitpunkt, wo sie Welt und Verhältniß tief unter ihren Füßen hatten, eine ewige Bruder- und Schwesterschaft, welche durch fleißigen Briefwechsel unterhalten werden sollte.

In solchen Versammlungen vermuthet keiner vom andern etwas Verdächtiges, und es ist auch offenbare Lästerung, wenn gesagt wird, die Pietisten trieben Schandthaten in denselben. Ob sich aber nicht ein und anderes Uebel auf die Zukunft darinnen erzeugen könne, das ist eine andere Frage. Genug, keiner von den Anwesenden dachte das geringste Böse von diesen beyden, und hatten auch keine Ursache dazu, nur der feine Menschenkenner hätte sie beyde

bewacht, und frühzeitig von einander getrennt, aber es war keiner zugegen. Mit Wehmuth schieden sie beyde am Abend von einander, sie empfanden tiefen Kummer. Das träumte aber keins von beyden, daß eine geheime Liebe der Grund desselben sey; nein! sie wußtens gewiß, daß blos die Uebereinstimmung ihres Seelenzustandes und ihre gleiche Gesinnungen die einzige Ursache ihrer Liebe sey. Bruderliebe! — O das süße, süße Wort Schwester! Bruder! über diese Worte gieng jetzt dem Theobald nichts, in seinen Augen war eine geistliche Schwester mehr für sein Herz als eine Braut. Unterwegens redete er mit Kolb von nichts anders, als von geistlichen Verwandtschaften, und von seiner Fräulein Schwester, er erhob sie bis an den Himmel, und glaubte, sie würde die heiligste Person werden, die je gelebt habe. Kolb hatte gegen das alles nichts einzuwenden, sie hatte ihm auch nicht übel gefallen, aber doch auch nicht besser als andere.

Indessen Theobalds Ruhe war hin, er marterte sich durch 8 Tage als durch eben so viele Jahre, er prüfte sich oft, woher es doch kommen möchte, daß er so schwermüthig wäre, und dann fand er allemal, daß blos die Unterredung mit seiner geistlichen Schwester Erbauung

und Frieden in sein Herz flößen würde; er sehnte sich also unbeschreiblich nach ihr. Den folgenden Sonntag konnte er nicht nach Schwarzenau kommen, doch hofte er etwas von dorther zu hören; des Abends kam auch ein Nachbar aus dem nächsten Dorf, der zu Schwarzenau gewesen war, und brachte ihm einen Brief. Theobald brach ihn auf, und fand mit einer Freude, die dem Anblick der Seligkeit ähnlich ist, daß er von seiner geistlichen Schwester war.

Leser! ich schreibe in der Furcht Gottes Wahrheit; ich weiß wie entsetzlich schädlich der Spott auch nur über Misbegriffe in der Religion ist, man soll einer Krone nicht spotten, wenn sie auch ein Affe trägt, nicht einmal des Affens, denn er ist König. Weder Laster noch Tugend ist ein Gegenstand der Satyre, sondern blos und allein das, was missieht, das Lächerliche; macht man das Laster als etwas Strafbares lächerlich, so vermindert man die Wichtigkeit des Verbrechens, dasjenige was Gott und Menschheit entehrt, kann unmöglich lachenswerth seyn. Tugend lächerlich machen, ist teufelisch. Warum sollte man aber nicht Scheintugend, Heucheley belachen dürfen? darum nicht, weil sie Aehnlichkeit mit der Tugend hat, und das Aehnliche immer zugleich

einfällt, und ebenfalls lächerlich wird. Dies sind die Ursachen, die mich abhalten, Briefe mit einzurücken, der Ton derselben ist allemal biblisch, der Inhalt aber oft läppisch; würde ich also nicht zugleich die Bibelsprache dadurch verächtlich machen? — hätte ich aber dann lieber gar nicht dieses Werk schreiben sollen? mir dünkt doch es sey nothwendig, es giebt gar viele Menschen, die durch die Schwärmerey unglücklich werden, und also eben so der Religion wie jene Kundschafter dem gelobten Lande, ein böses Geschrey machen, wie es jezt am Tage ist, wo man jede Wärme für die Lehre Christi und den Glauben an ihn Schwärmerey, oder welches eben dasselbe ist, Narrheit heist.

Theobald las den Brief der Fräulein von Wirthen, und fand ihn für seinen Zustand erbaulicher als die Schriften der Madame Guyon selber, schleunig lief er zu Freund Kolb, und las ihm den Brief vor, der ihn auch schön fand, ob gleich nicht in so hohem Grad als Theobald. Man sollte nun meinen, es werde weniger Menschenkenntniß als Kolb hatte erfordert, einzusehen, daß eine fleischliche Liebe die Triebfeder dieser Freundschaft war, und doch wähnen die mehresten Erweckten so etwas nicht

einmal

einmal von ferne, auch die klügsten Köpfe straucheln hier, und das darum, weil sie gewöhnlich alle gute Regungen des Herzens für unmittelbare Einwirkungen der göttlichen Gnade halten, und sich also eine nach ihren Begriffen so niedrige Lust nicht dazu denken können. Da nun viele Heirathen unter dieser Menschenklasse auf solche Weise entstehen, und oft die traurigsten Folgen für Religion und häusliches Glück haben, so glaub ich Gottgefällig zu handeln, wenn ich durch lebhafte Beyspiele den unerfahrnen Anfänger warne und belehre.

Kolb glaubte also von Herzen, die ungemeine Gemüthsähnlichkeit der Fräulein mit seinem Freund sey die Ursache, warum dieser so viel für sein Herz in dem Brief fände; er tadelte also nichts, warnte ihn auch nicht, sondern erklärte es ihm vielmehr so wie ers begriff, so daß Theobald noch mehr befestigt wurde. Die Fräulein bat ihn auch sehnlich, künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau zu kommen, denn jedes Wort von ihm sey ihr so wichtig und so erbaulich vorgekommen, daß sie glaube, niemand könne ihr besser in dem Anfange ihres Wegs zu Gott rathen, als er; gerad so dachte auch Theobald, er hielte es also für die

größte Pflicht, mit der Fräulein vertraulichen Umgang zu pflegen, weil er glaubte, sie beide könnten dadurch im Christenthum befördert werden. Hätten diese beiden guten Seelen nun Erfahrung genug gehabt, hätten sie folgende herrliche Strophe aus einem von Gottfried Arnolds Liedern verstanden, so würden sie den ersten Funken zu dieser Flamme, und also auch viel Verdruß, Spott und Hohn über sich und die Religion vermieden haben. Die Strophe heißt:

„Greifst du die angeborne Seuche *)
„nicht an der tiefsten Wurzel an,
„So bleibts, daß sie im Finstern schleiche
„und hinters Licht sich stecken kann.
„Das tiefste Gottes-Liebs-Bewegen,
„wird unvermerkt ins Fleisch geführt,
„Wo nicht des Geistes starkes Regen,
„dich zum Gebet und Wachen rührt.

Kolb und Theobald reisten den Sonntag wieder nach Schwarzenau, wo die Fräulein den letztern in ein besonderes Haus beschieden hatte, weil sie gern allein ihres Herzens Angelegenheiten vor ihm ausschütten wollte: Theobald fand dies billig, er traf sie dort an. Sie

*) Die üppigen geilen Triebe des Fleisches.

unterredeten sich diesen Tag etliche Stunden ganz allein, und ihre Herzen waren so unbeschreiblich nahe zusammengerückt, daß die Trennung am Nachmittag Wunden machte. Nun beschieden sie sich wieder auf den folgenden Sonntag, denn 14 Tage war zu lang, und blos diese Hoffnung sich wieder zu sehen, machte beiden den Abschied erträglicher.

Jetzt war aber Theobald den ganzen Weg über still. Kolb erkundigte sich nach allem was er mit seiner Freundin geredet hatte, allein er brachte nicht viel heraus, sie hatten mehr vom Vergnügen zweyer vereinter Herzen und der Freude in jener Welt gesprochen, als von der Verbesserung ihrer selbst. Jetzt fieng Theobald an zu merken, daß er die Fräulein gern zur Frauen haben möchte; er war auch redlich genug, sein Herz zu fragen, warum? allein es sagte ihm keinesweges die Wahrheit, es machte ihm weis, blos die beßre Beförderung ihrer selbst im Christenthum sey der einzige Grund seines tiefen Wunsches. Kaum wird man glauben, daß dies möglich sey, und doch ists gewiß wahr. O wie oft überlistet uns da die tausendringlichte Schlange, wir glauben unser Herz zu kennen, und kennen oft das Schlafkabinet des Dairi in Japan eben so gut. Ge-

rade so gehts auch unsern hochweisen Meistern in der Glaubenslehre, sie wissens gewiß, was sie wissen, und sehen nicht, daß ihre Vernunft noch ein größerer Betrüger ist, als ihr Herz. Doch darüber werden im Verfolg noch Haufen Zeugen auftreten.

Indessen trug doch Theobald Bedenken, seinen Freund Kolb etwas zu sagen; nicht aus Schaam, ey bey Leibe! wer wird sich einer guten Sache schämen? sondern weil er fürchtete, Kolb möchte nicht alle Gründe so tief einsehen, wie er, und es ihm also für böse Lust auslegen, und davon glaubte er noch weit entfernt zu seyn; auch seinem guten Vater sagte er nichts, denn der begrifs noch weniger, mithin behielt ers ganz für sich. Die ganze Woche über kämpfte er erstaunlich in seinem Gemüth, denn sein gesunder Menschenverstand sagte ihm: es sey ungereimt für einen armen Bauerjungen, an eine Heirath mit einer adlichen und noch dazu reichen Fräulein zu denken; es fiel ihm ein, ob nicht ihr Bruder, welcher das Rittergut bewohnte, und bey dem sie sich aufhielt, ihm bey aller seiner Frömmigkeit, denn er gehörte auch zu Hochmanns Freunden, eine Kugel durch den Kopf jagen könnte, und endlich fragte ihn seine unbescheidene Vernunft, was er denn mit

einer Fräulein in seines Vaters Hause und an seinen Tisch machen wollte? das alles schlug sein Herz mit dem einzigen Machtspruche zu Boden: Man muß die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen. Theobald glaubte das auch im Grunde seiner Seelen, allein das Warten der Dinge, die kommen sollten, und dann noch die Antwort auf die große Frage: ob ihn dann auch die Fräulein haben wolle? marterte ihn die ganze Woche durch nicht wenig. Den folgenden Sonntag flog er also wieder nach Schwarzenau, und er fand seine Fräulein schon in dem nämlichen Hause, wo sie sich zuletzt unterredet hatten, es war als wenn sie ihm hätte in die Arme und an den Hals fliegen wollen, als sie ihn sah, doch hielt sie sich zurück; sie gaben sich nach Gewohnheit die rechten Hände, und verfügten sich zusammen auf ein einsames Kämmerchen, um ihre erbauliche Unterredungen fortzusetzen. Jetzt arbeiteten sich in beiden Seelen die geheimen Wünsche und die Sehnsucht des Herzens in den Mund und die Zunge; es währte nicht lange, so entwickelte sie sich so verständlich, und zu beiderseitigen höchsten Vergnügen so nach Wunsch, daß weiter nichts als die Vollziehung übrig war. Der Adel war jetzt in den Augen der Fräulein

nichts weiter, als ein sündlicher Stolz, den ein Christ ganz verläugnen müßte, daher hielt sie's für Pflicht, einen Unadlichen, und zwar vom geringsten Stande zu heirathen. Theobald erkannte die Wahrheit dieses Satzes im hellesten Licht; ferner machte sie sichs zur Pflicht mit ihren Vermögen wohlthätig zu seyn, und Theobalden dadurch glücklich zu machen; auch dies schien ihm billig, und eine Folge der hohen Tugend seiner Fräulein zu seyn, sie wurden sich also einig, versprachen sich die Ehe, sunken neben einander auf die Knie, beteten feurig zu Gott um Segen, und glaubten ganz gewiß, sie hätten recht weise und gottgefällig gehandelt; denn da eins dem andern zur Erbauung diente, so mußten sie forthin im Christenthum außerordentlich zunehmen, und weil sie so ganz eines Sinnes seyen, so würde Friede, Segen, Einigkeit, und eine glückliche christliche Kinderzucht ihren künftigen Ehstand zum Himmel auf Erden machen. Dies waren die Vorstellungen dieser beiden jungen und unerfahrnen Seelen, und sie sind es gar zu oft bey vielen andern, die sich in den nämlichen Umständen befinden.

Nun mußte aber auch der Plan verabredet werden, wie die Ausführung ihres Vorhabens zu bewerkstelligen sey. Die Fräulein beschloß,

von nun an ihre vornehmen Kleider ganz abzulegen, und an deren Stelle sich wie ein ordentliches Bauermädchen zu kleiden, und eben so nahm sie sich vor, ihre bisherige Lebensart ganz zu verlassen, sich zur Arbeit und ländlichen Speise zu gewöhnen u. s. w. Sie wollte künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau kommen, während der Zeit sich die Kleider und alles zurecht machen lassen, dann ihre Kostbarkeiten einen Juden verkaufen, und mit dem Geld, welches sie daraus lösen würde, mit dem Theobald fortgehen; er sollte dann während der Zeit sehen, wo sie insgeheim so lange wohnen könnten, bis ihr Bruder besänftiget wäre, und sie zum alten Vater Hans ziehen könnten. So wurde alles bestimmt und beschlossen, und vor dem Abschied noch einmal mit vielen Thränen Gott um Beystand angerufen. Niemand in der Welt kann jemals fester vom Beyfall Gottes in einer Sache überzeugt seyn, als es diese junge Leute waren; nun giengen beide nach Haus. Daß die Fräulein von ihrem Vorhaben niemand etwas sagte, versteht sich von selber; Theobald aber wußte nicht wie ers am gescheutsten angreifen sollte, ob ers seinem Vater und Freund Kolben, oder nur seinen Vater, oder nur Kolb, oder gar keinem von beiden ent-

decken dürfte; nun erinnerte er sich der fürtreflichen Lehre, die er einsmals von Hochmann gehöret hatte: Wenn man den Willen Gottes oder was das Beste sey, in einer Sache nicht wisse, und weder Vernunft noch Offenbarung sichern Rath gäben, so sollte man gar nichts thun, sondern schweigen und ruhen, bis sich der Wille Gottes oder das wahre Beste entwickle; daher beschloß er, niemand ein Wort davon zu sagen.

Diese Woche über machten sich beide zu dem großen Schritt bereit, den sie vorhatten. Theobald wußte einen frommen Prediger in einem einsamen Dorfe im Heßischen, diesen hielt er für den Besten, sich von ihm trauen zu lassen, denn er hofte, der würde am besten das Schickliche in der Sache und den Willen Gottes einsehen, und sie also ohne Anstand copuliren, dort wollten sie sich dann auch in Geheim so lange aufhalten, bis das Gewitter vorüber wäre.

Den folgenden Sonntag begleitete Kolb Theobalden wieder nach Schwarzenau; unterwegens fieng jener an von der Fräulein Amalia zu reden, er sagte: Wie kommts, Bruder Theobald! daß du mir lange nichts von Ama-

lien erzählet hast, stehst du nicht mehr so gut mit ihr, als vorher?

„O ja wohl! aber wir sprachen letzthin eben nichts sonderliches, sondern nur so von unserm eigenen Seelenzustand, und davon kann ich dir nichts neues sagen, das weist du ja schon alles.

Als sie nach Schwarzenau kamen, so war die Fräulein schon da, die Bauernkleider hatte sie in einem einsamen Häuschen im Wald liegen, dahin wollte sie gleich nach Mittag gehen, er sollte ihr folgen, und von da wollten sie nach Tollberg zum Pfarrer reisen. Theobald beschloß aber unterwegens ein Pferd zu miethen, Amalien hinter sich zu setzen, und so seinen Weg ohne Müdigkeit zu beschleunigen. Alles gerieth nach Wunsch, und des Abends in der Dämmerung waren beide schon zu Tollberg, wo sie bey einen frommen Bauer einkehrten, dem sie ihr ganzes Geheimniß entdeckten, und ihn baten still zu schweigen. Dem ehrlichen Alten gefiel die Sache nicht recht, doch schwieg er dazu, denn er war zu furchtsam, und zu ungewiß, darüber zu urtheilen; er vergönnte beiden Aufenthalt in seinem Hause, Theobald schlief bey seinen Söhnen, und Amalia bey den Töchtern.

Des andern Morgens gieng Theobald zum Pfarrer Reins, um ihm sein Anliegen zu entdecken, und ihn um die Trauung mit seiner Amalia zu bitten. Ich weis nicht wie's war, daß dem guten Jüngling doch das Herz klopfte, er war ja des Willens Gottes in der Sache gewiß, und er war sich nichts übels bewußt, dennoch fühlte er ein geheimes Etwas, daß ihm schien Vorwürfe machen zu wollen; er hielt es für Menschenfurcht, und kämpfte dagegen; ich aber halte es für eine innere Ueberzeugung, für die Stimme der Gerechtigkeit oder des Gewissens, die ihn belehren wollte, daß seine Handlung, sein Weg nicht ganz richtig sey; doch erzählte er dem Herrn Reins die Sache ohne Umschweife und nach der Wahrheit. Dieser hörte ihn geduldig an, und fragte: „Wenn ein braver Tagelöhner, ein Korbmacher, oder sonst ein geringer Mann, der sonst nichts eigenes auf der Welt hat, oder wohl gar ein Bettler eure Schwester haben wollte, wenn sie sich selbst dazu verstünde ihn zu heirathen, mit ihm in Tagelohn zu gehen, oder mit ihm zu betteln, und in Lumpen mit ihm von Thür zu Thür zu gehen; wenn sie beide vorgeben, es sey der Wille Gottes so, würde das eure Familie glauben?“

Nein!

„Wenn sie nun mit ihm heimlich fortgienge, würde das nicht euren alten Vater, würde euch das nicht alle betrüben?“

Ja! aber wir müssen uns alle darein schicken, denn wenn es wirklich geschähe, so wäre es der Wille Gottes, sonst geschähe es nicht.

„Das ist wohl wahr, Gott läßt viel Böses zu, wenn ich aber was Böses thue, so ist das drum der wohlgefällige Wille Gottes nicht. Gerad so wie ich euch da einen Fall mit eurer Schwester vorstelle, so ist es mit euch und der Fräulein; Gott hats einmal so zugelassen, daß ein Unterschied unter den Menschen seyn soll, in dieser Welt hat auch dieser Unterschied seinen großen Nutzen, gesetzt aber auch, er wäre gar unnütz und unnöthig, so ist allemal eine Handlung sündlich und strafwürdig, welche Aergerniß anrichtet, wenn sie nicht nöthig ist, oder wenn sie nicht vielmehr Gutes ausgebührt als Böses. Nun bedenkt einmal, es giebt viel brave Mädchen von eurem Stand in der Welt, die gewiß eben so fromm sind, als die Fräulein, die eben so gut für euren Seelenzustand sich schicken, und noch besser in euren Stand und Haushaltung; eben so ists auch mit der Fräulein, es giebt wackere junge Herren von Adel,

die sie glücklich gemacht hätte, und die durch die Fräulein glücklich geworden wären, das alles wäre Gott wohlgefällig gewesen, und doch geschiehts nicht, denn ihr verhindert es durch eure Unordnung, und thut also sehr Unrecht.

Herr Pastor! wir sind beide vom Willen Gottes in dieser Sache vollkommen überzeugt, wir thun also was Gott haben will, und bekümmern uns weiter um die Folgen nicht, oft scheint ein Sache wunderlich und ungereimt, und am Ende sieht man doch, daß es Gott so recht heilig und weislich gefügt hat.

„Ihr stellt mir da zwo Sachen vor, die ich beantworten muß: erstlich sagt ihr, ihr seyd vom Willen Gottes in der Sache überzeugt; womit könnt ihr das beweisen?

Damit, daß unsre Herzen zu gleicher Zeit so innig und tief zu einander gezogen wurden, daß wir beide in einem Augenblicke eines Sinnes waren, und daß wir so ganz für einander geschaffen sind, wir fühlen es so tief in unsern Seelen, daß uns der Geist Gottes ins Herz gegeben hat, daß wir uns heirathen sollen.

„Freund! ihr Pietisten begeht da durchgehends einen erstaunlichen Fehler, ihr gebt auf die tiefsten Regungen eurer Seelen acht, fühlt ihr nun eine Neigung in euch, die nicht gerade

dem Wort Gottes widerspricht, so glaubt ihr gleich, es sey eine Eingebung vom Geiste Gottes; ihr haltet viel auf den Hochmann, ich hab auch nichts dagegen, denn er ist ein braver Mann, und er wirds gewiß nicht gut heissen, was ihr gethan habt; wißt ihr, was der zu sagen pflegt? Wenn ein Mensch eine Neigung in sich fühlt, und er will wissen, ob sie vom Geiste Gottes ist, so prüfe er die Neigung; findet er, daß sie seinen Lüsten und Begierden zuwider ist, so kann er sicher schließen, daß sie von Gott ist, schmeichelt sie aber seinen Lüsten, so ist sie sicher aus seinem eigenen Willen entsprungen. Ich finde diesen Satz durchgehends wahr, unsre Lüste und Begierden machen uns gemeiniglich unglücklich, wenn wir ihnen also zuwider handeln, so gehen wir viel sicherer, als wenn wir ihnen folgen. Darnach prüft euch nun einmal "

Das kann doch nicht immer wahr seyn, denn man hat doch auch oft eine herzliche Freude etwas Gutes zu thun, und eine rechte Lust dazu, wenn man dem nun zuwider handelte, so thäte man ja sehr unrecht.

„Das ist wahr; untersucht euch nur einmal recht genau, ob das Verlangen, die Fräulein zu heirathen, eine reine Lust Gutes zu thun

zum Grunde habe? was thut ihr denn Gutes? ihr wollt ein schönes reiches Mädchen gegen den Willen ihrer Familie, und gegen die weltliche Ordnung heirathen, ist das Trieb Gutes zu thun? ihr werdet glauben, ihr und die Fräulein würdet euch glücklich machen; das ist noch eine große Frage, und wenn ihr auch beide glücklich würdet, so ists noch lange nicht ausgemacht, ob man recht thue, wenn man sich durch so vieles Aergerniß glücklich macht?"

Ey! warum ärgern sie sich? soll sich denn ein Christ da immer an kehren, so würde viel Gutes unterbleiben.

„Wenn sich auch die Leute mit Unrecht ärgern, und das ist hier nicht einmal der Fall, so soll sich doch der Christ in die Welt schicken, und ohne Noth kein Aergerniß machen. Wenn er nicht etwas Großes zur Ehre Gottes ausrichten kann, oder wenn er nicht dadurch veranlaßt wird, etwas nothwendiges Gutes zu versäumen, so soll ers lieber unterlassen, als die Leute ärgern, wehe den, durch welchen Aergernisse entstehen! und das ist gerade der Fall bey euch; ob eure Heirath mit der Fräulein so viel Gutes wirken wird als ihr glaubt, das ist noch eine große Frage, und auf diese Frage hin, gebt ihr doch große Aergerniß, mehr als ihr denkt,

ihr macht auch, daß die Welt über das Christenthum lästert, denn sie wird ganz gewiß sagen: da sieht man die Früchte von euren Versammlungen! und sie hat nicht ganz unrecht."

„Aber ihr sagtet auch vorhin, eine Sache scheine oft im Anfang ungereimt und verkehrt, und am Ende sähe man doch, daß Gott alles wohl gemacht habe, und daß es so sein Wille gewesen sey; darauf stützt sich auch mancher, und thut ungereimte Dinge. Wenn Gott das Böse was die Menschen thun, endlich herrlich zum Guten wendet, so folgt daraus nicht, daß man Böses thun müsse, damit etwas Gutes daraus entstehe. Und wenn ein rechtschaffener Mann etwas Ungereimtes thut, das dem Willen Gottes gemäß ist, so wird er wirklich durch die Schickung der Vorsehung in solche Umstände verwickelt, daß er anders nicht kann, er muß wider seinen Willen so handeln, mit Willen thut aber kein wahrer Christ etwas Unschickliches. Z B. ich bekam einmal Nachricht, daß eine gewisse reiche Gräfin hier durch reisen, mich besuchen, und etwas sehr wichtiges mit mir reden würde; mir war auch der Tag und die Stunde bestimmt, mir wurde sogar geschrieben, sie würde des Mittwochs zu Mittag mit mir

essen; ich erwartete sie also, meine Frau richtete sich in der Küche darnach, und wir schickten uns recht auf diesen angenehmen Besuch, Was geschah? des Mittwochs um elf Uhr kam ein Bauer gelaufen, der klagte mir mit Jammern und Wehklagen, seine Frau sey am Rand der Ewigkeit, ich müßte so mit fort, denn sie könnte nicht ruhig sterben, bis ich sie zum Tod bereitet hätte. Das kam mir gar ungelegen, denn ich wußte, daß es ein großes Glück für mich seyn würde, wenn ich mit der Gräfin sprechen könnte; ich sagte also, ich wollte den Nachmittag kommen. Nein! antwortete der Bauer, das geht nicht an, wer weis ob wir sie so noch lebendig antreffen werden, da dürfen wir nichts versäumen; ich mußte also zu meinem größten Verdruß fort. Seht, das war etwas recht Ungereimtes, und doch mußte ichs thun, denn es war meine Pflicht. Ich gieng also recht unwillig mit den Bauern, er wohnte eine Stunde von hier. Was geschah? auf dem halben Wege mußten wir queer über eine Landstraße, nun kam da eine Kutsche, welche just daher fuhr, als ich an den Weg kam. Die Gräfin guckte heraus, und schlug ihre Hände zusammen, denn sie kannte mich; ich wußte

auch

„auch nicht, was ich sagen sollte, sie stieg aus, und erzählte mir, daß sie durch einen besondern Zufall genöthiget gewesen wäre, diese Straße zu reisen, nun habe sie aber es dermaßen bedauert, daß sie mich nicht besuchen könnte, und jetzt schicke es Gott doch so wunderbar. Nun erzählte ich ihr auch wie's mir gegangen wäre, und wir beide verherrlichten Gott über seine gnädige Fügung; jetzt thät nun auch die Gräfin, was sie mir thun wollte, und ich erlangte das Glück, das ich erwartet hatte. Das war dem Ansehen nach etwas Unschickliches, welches Gott zum Guten leitete. Wer aber mit Fleiß etwas Ungereimtes thut, der wird sehen wie es ihm geht."

Alles was Sie mir da sagen, Herr Pastor! nehmet mir nichts übel, ist Vernünfteley, die Vernunft handelt aber immer dem Glauben und dem Willen Gottes zuwider, wir müssen sie unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen; wer immer der Vernunft folgt, wird betrogen.

„Habt ihr das auch schon gelernt? das ist eine entsetzliche und höchstgefährliche Lehre, und doch behaupten sie so viele in der That gute Menschen. Sagt mir doch um Gottes willen,

wem wollt ihr folgen? wer soll euch in euren ganzen Leben zeigen, was recht und gut ist?“

Ey das Wort Gottes!

„Recht, wie wißt ihr dann, ob dasjenige, was ihr thut, dem Wort Gottes gemäß ist?“

Da prüf ich mich, ob das, was ich thun will, im Wort Gottes geboten oder verboten ist.

„Wie macht ihr das Prüfen?“

Ja das kann ich nicht so beschreiben, ich bin nicht gelehrt.

„Nun so will ich es euch sagen: ihr haltet euren Willen gegen den Willen Gottes, und wenn ihr findet, daß euer Wille mit dem Willen Gottes übereinkommt, so glaubt ihr, es sey recht, und ihr thut es, nicht wahr?“

Ja freylich.

„Können das die unvernünftigen Thiere wohl?“

Wie sollen sie das können?

„Warum nicht?“

Weil sie — ja jetzt merk ich, wo es hinaus will, weil sie keine Vernunft haben.

„Recht! also dankt dem lieben Gott, daß ihr Vernunft habt, und gebraucht sie hübsch.“

Ja so meine ichs nicht, ich meine nur so, die Vernunft will immer Meister seyn in gött-

lichen Dingen, und da ist sie doch blind, der natürliche Mensch vernimmt nicht die Dinge, die des Geistes Gottes sind.

„Ganz recht, das heist so viel: wenn die Vernunft Dinge begreifen will, die sie nicht begreifen kann, indem sie nicht alle Mittel hat, die zu dem Begreifen gehören, da soll sie glauben, wenns nur nichts ist, das wider, sondern nur über die Vernunft geht; aber Dinge, die zu unserm christlichen Wandel gehören, die sollen auch mit Vernunft überlegt werden. Z. B. warum wollt ihr die Fräulein heirathen?“

Das hab ich schon gesagt, Herr Pastor! weil wir für einander geschaffen sind, und weil ich glaube, daß es Gott so haben will.

„Woher könnt ihr das anders wissen, als weil es eure Vernunft so glaubt, nach eurer Einsicht haltet ihr also die Heirath ganz vernünftig?“

Das thu ich.

„Nun hab ich euch aber schon gesagt, daß ihr nicht vernünftig handelt, allein ich will es euch auch noch zum Ueberfluß aus der Bibel beweisen: leset einmal 1 Petr. 2, v. 13. da heist es: Seyd aller menschlichen Ordnung unterthan, um des Herrn willen; nun ist es menschliche Ordnung, daß vornehmere und geringere

Stände in der Welt sind, es ist menschliche Ordnung, daß sich Kinder nicht gegen der Eltern Willen verheirathen sollen, wenn anders die Eltern nicht auf eine ganz ungerechte Weise die Kinder an ihrem Glück hindern, das kann und darf aber niemand beurtheilen, als der, den Gott zum Landesvater bestimmt hat, nämlich die Obrigkeit. Nun wollt ihr aber eine Person außer eurem Stand, und das gegen eurer beider Eltern und Vorgesetzte Wissen und Willen, das ist gegen alle menschliche Ordnung heirathen; folglich auch gegen das ausdrückliche Gebot der Bibel, ist das nun auch eine Vernunft, die wider den Gehorsam des Glaubens streitet?

Ich bin nicht gelehrt, und kann nicht mit euch disputiren, Herr Pastor! ich halte mich an meine innere Ueberzeugung, ich habe mich ganz ohne Vorbehalt an die Führung Gottes übergeben, und da folg' ich seinem Triebe.

„Ich weis wohl, daß meine Ermahnung bey Euch und eures gleichen nicht hilft, aber ich habe nun meine Pflicht gethan, geht in Gottes Namen hin!"

Also werdet ihr uns nicht copuliren?

„Nein, das darf ich nicht, ein Pfarrer darf niemand ohne gesetzmäßige Erlaubniß von der Obrigkeit copuliren, und darnach will ich

auch nichts thun, daß meiner Einsicht nach dem Willen Gottes schnur gerade entgegen ist."

Theobald schied freylich nicht so ruhig vom Pastor weg, als er hingegangen war, wiewohl ihm schon damals das Herz pochte, doch aber überwand er bald allen Scrupel, denn er glaubte noch immer ganz gewiß, die Sache sey von Gott.

Das ist ein vorzüglicher Charakterzug der Schwärmerey; man fühlt in seiner Seelen eine tiefe Ueberzeugung, daß diese oder jene Empfindung von Gott sey, da mag nun die Bibel und die Vernunft mit Gewalt dagegen reden, das hilft alles nicht, man glaubt vielmehr, man verstünde die Bibel nicht recht, oder man dreht und wendet sie so lang, bis man einen Spruch findet, der uns schmeichelt, um die Vernunft bekümmert man sich vollends gar nicht. Dies ist eine Ursache vieler greulichen Ausschweifungen, wie im Verfolg dieser Geschichte mit mehrern erhellen wird.

Die Schwärmerey ist eine Art Seelengewohnheit, und es geht in diesem Fall dem Schwärmer, wie einem, der sich an ein starkes Getränke gewöhnt hat; weil er sich übel befindet, wenn er eine Zeitlang nicht trinkt, so glaubt er, das starke Getränke sey ihm gesund.

Die Vernunft und die Natur mag dagegen einwenden was sie will; gerade so gehts auch dem Schwärmer, in seiner Empfindung befindet er sich gar wohl, und außer derselben übel. O wie ists darum so unaussprechlich wichtig, sich von Jugend auf an richtige und wahre Empfindungen zu gewöhnen! denn es ist eine gewisse Erfahrung, daß auch der Vernünftigste zwar tausend und tausendmal sich vornimmt, der Vernunft und der Wahrheit zu folgen, und eben so manchmal folgt er doch seiner Empfindung. Ein vollkommen richtiges, durch die wahre Religion aufgeklärtes, und mit der Empfindung des Herzens ganz übereinstimmendes Gewissen, gebiert den hohen Gottes Frieden, der über alle Vernunft ist.

Theobald sagte von der Unterredung mit dem Pastor Reins seiner Amalien kein Wort, er klagte ihr nur, daß er sie nicht copuliren dürfte; nun war also guter Rath theuer; indessen da sie einmal von dem Willen Gottes in der Sache überzeugt waren, und sie ohnehin die Copulation nur für eine Ceremonie hielten, die man blos um der Menschen willen beobachten müßte, so war ihnen auch jedes Mittel gut genug, wenn sie nur copulirt waren, sie erkundigten sich also nach einen Geistlichen, der sich

aus solchen Trauungen nichts machte, wenn er nur Geld bekam; solcher Männer giebts nun freylich hin und wieder, und nur eine Stunde von Tollberg war einer. Theobald machte sich also mit seiner Amalien unverzüglich dahin; es war aber auch hohe Zeit, denn erstlich ließ Herr Pastor Reins dem ehrlichen Mann sagen, bey dem sie sich aufhielten, er sollte die Leute fortschicken, denn es könnte eine schwere Verantwortung darauf folgen, und zweytens kam noch ein anderer Sturm, den man leicht errathen kann.

Amalia war bey weitem nicht schlau genug, alle ihre Anstalten so geheim zu treffen, daß man nicht bald dahinter kommen konnte, daran lag ihr aber auch wenig, genug wenn sie fort war. Ihr Bruder, der Baron von Wirthen gehörte selber unter Hochmanns Anhänger und Freunde, aber er war ein feiner verständiger Mann, der immer Vernunft und Wahrheit gelten ließ, und nichts annahm, als was mit beiden harmonirte. Seine beide Eltern waren tod, auch hatte er keinen Bruder und keine Schwester mehr als Amalien; er liebte sie zärtlich, und freute sich sehr, daß sie auch Geschmack an der Religion bekam, daher ließ er sie ungehindert in Hochmanns Versammlun-

gen gehen, so etwas fiel ihm aber nicht ein. Als sie nun den Sonntag Abend nicht kam, so wurde er unruhig, er befürchtete ein Unglück, setzte sich zu Pferde, und ritte noch in der Nacht nebst einen Bedienten nach Schwarzenau. Er erkundigte sich genau nach allem, und hier erfuhr er auch schon alles, wer Theobald war, wie die Sache zugegangen war, dem Vorsatz beider, mit einem Wort, nichts blieb ihm verborgen, als der Weg, den sie genommen hatten. Der Baron entsetzte sich, verschloß sich in eine Kammer, und überlegte vor Gott und mit Vernunft was zu thun sey, hier ließ er seinen Zorn verrauchen, und gieng nun des andern Morgens zu Hochmann, dem er die Folgen solcher Versammlungen sanft vorhielt. Hochmann bedauerte die Sache sehr, indessen glaubte er doch, daß auch die heiligsten Anstalten zur Besserung der Menschen gemißbraucht werden könnten; das war nun freylich wahr, wenigstens der Baron konnte nichts dagegen einwenden.

Während der Zeit wurden überall Boten ausgeschickt, die beiden Verlornen aufzusuchen, einer derselben gieng auch nach Rulheim, um zu sehen, ob sie dort wären; jetzt erfuhren der alte Hans und Kolb die Geschichte. Der alte

Greis weinte, nahm seine Kappe vom Kopf, schlug die nassen Augen gen Himmel, faltete die Hände und sagte: nun siehst du doch lieber Gott! daß ich recht habe, wenn man hübsch einfältig und treu in seinem Beruf ist, und nicht klüger seyn will als du. Du hast mir eine Ordnung vorgeschrieben, der will ich folgen, dabey will ich leben und sterben. Nun sagte er zu dem Boten: sagt dem gnädigen Herren, daß ich ganz unschuldig wäre, und daß es mir sehr leid wäre, daß seine gnädige Schwester meine Schnur werden wollte, und ich wollte sie auch nicht im Hause haben, sagt ihm nur alles, er sollte doch mir armen Manne nichts thun, denn ich könnte nichts dafür. Der Bote versprach das alles treulich zu bestellen, und gieng fort; Hans diftelte nun etwas in der Küchen, schwatzte immer mit sich selber, und schüttelte den Kopf, seine Frau verwunderte sich auch in den Tod über die Sache.

Indessen kam Kolb daher gewandert, er war willens den alten Hans zu trösten, und wenn er irgend zornig wär ihn zur Vernunft zu bringen. Die Sache gefiel nun wohl dem Kolb auch nicht, allein er dachte just, wie Hochmann, und dann hofte er, es würde alles noch zum Guten ausschlagen. So wie Kolb zur

Thür herein trat, und guten Morgen Hans sagte, so dankte ihm Hans mit einem über seinem Kopf aufgehobenen Stück Holzes, Kolb grif ihm den Arm, und sagte: halt! halt! Nachbar! was hab ich gethan? ich kann ja für nichts.

„Hey! ihr Nichtsgutige Weisnasen! wollt klüger und frömmer seyn, als der große Gott, da droben im hohen Himmel, da gehts denn so, seht! da ist nun meinem guten Dietrich der Kopf verdreht, da dünkt er sich nun viel besser als sein alter Vater, glaubt er säß droben unserm lieben Herr Gott zu Füßen: und hängt sich an eine adliche Jungfer, wo kann ich armer Mann denn eine adliche ernähren? Du lieber Gott!“

Hört Nachbar Hans! Klüger als der grosse Gott, wollen wir nicht werden, aber so unsere ganze Lebenszeit durch fortzuschlafen, damit können wir nicht zufrieden seyn, wir möchten sonst erst auf dem Todbette erwachen, Nachbar Hans! dann ists zu spät.

„Was! ich bin alt und grau worden, und das mit Ehren, ich hab mein Leben nicht verschlafen. Was meinst Du Kolb? He!“

Ihr Leute versteht alles fleischlich, ich meyne es geistlich, man muß anders werden, als

man von Natur ist, wenn man will selig werden.

„Ha! Ha! so! Dann muß ein armer Bauerjunge ein adeliches Mädchen heirathen, wo steht das geschrieben?“

Das billige ich an euren Sohn auch nicht, Nachbar Hans! Das sind Fehler die Anfänger machen.

„Schweig Kolb! wenn Anfänger solche Fehler machen, wie würd's dann um die Weiber aussehen?“

Ich meyne Anfänger im Christenthum machen noch oft allerhand Fehler, je weiter sie kommen, desto mehr werden sie erleuchtet, und begehen dann immer weniger Fehler.

„Aber ein Fehler im Heirathen ist ein grosser Fehler, Guck! mein Junge hat sich nun für sein Lebtag verlappert, der Fehler kann nicht mehr geändert werden. Das heist, wenn er sie kriegt, die Fröle, und dann wer weiß, ob ihm der gnädige Herr nicht eine Kugel durch den Kopf schiest.“

Hört Hans, setzt euch da bey mir, ich komm deswegen her, ich will mit euch reden, es ist nun einmal geschehen, es läst sich nicht mehr ändern. Hört, wenn die Amalie nun ganz ihren Adelstand vergäß', Bauernkleider anzög',

und ganz ein Bauermädchen würde, wenn sie arbeiten lernte, und sich ganz in eure Haushaltung schickte, so als wenn sie auch von eurem Stand wär', hättet ihr was dagegen? sie ist reich, wenn sie auch nicht gleich alle Arbeit thun könte, sonst aber eine wahre Christin und recht brav wär, hättet ihr dann was dagegen?

„Ja es ist doch immer so eine Sache. Je nun, wenn das wär, aber ihr Bruder?“

Nun wenns denn auch ihr Bruder endlich so gehn ließ, der ist auch ein frommer Mann, der läst sich sagen. Wißt ihr was, ich will sogleich hingehn, will euren Dietrich aufsuchen, und wenns nöthig ist, auch mit dem Bruder reden, wir wollen sehn, ob wir das Ding nicht in Ordnung bringen, die adliche Jungfer wird sich recht wol zu euch schicken, sonst hätte sie den Dietrich nicht genommen.

„Kolb wenn du das in Ordnung bringst, so will ich dirs mein Lebtag Dank wissen.“

Kolb wanderte so gleich fort, zog sich an, und reiste nach Schwarzenau.

Der Bote kam nun wieder zum Baron, aber der war fort, denn er hatte nun ausgekundschaftet, daß Theobald mit seiner Schwester auf Tollberg gegangen wäre, er kam da

schon an, als Theobald kaum eine Viertelstunde fort war, da gieng er noch erst zum Pfarrer, welcher ihm kurz erzählte, was er mit dem jungen Menschen gesprochen hatte! Der Baron hielt sich hier nicht lange auf, sondern nahm einen Boten, und ritte nach dem Ort hin, wo die Copulation geschehen sollte. Er eilte dort zum Pfarrer, man sagte ihm, er habe Leute bey sich, aber er ließ sich nicht aufhalten, sondern stürzte ins Zimmer hinein, wo der Pfarrer just den Seegen über beide neu Verehlichte sprach, und mit dem Eintritt in die Thür, Amen sagte. Alle drey wurden im höchsten Grad bestürzt, Amalie sank in Ohnmacht, Theobald stand da, wie ein armer Sünder, der zum Gericht geführet werden sollte.

Der Baron grif den Pastor auf die Brust, und sagte: thut ihr euer Amt als ein Knecht Gottes, oder als ein Diener des Feindes aller Ordnung?

„Ich — Ich — Gnade Herr! Gnade! das wust ich nicht.

Warum copulirt ihr denn Leute, die ihr nicht kennt, und wo ihr gar nicht wißt, ob sie nicht schon verheirathet, oder versprochen sind?

Der Pastor wußte nichts zu antworten, als daß er um Gnade rief.

Nun bemühte sich der Baron die Braut zurecht zu bringen, denn Theobald konnte sich nicht rühren, mit ihm sprach auch der Baron kein Wort. Endlich schlug sie die Augen auf, Schwester fieng er an, ich komme nicht, um dir Vorwürfe zu machen, das ist nun zu spät, wäre ich eher gekommen, so hätte ichs versucht, ob ich dich durch vernünftige Vorstellungen überreden könnte. Jetzt will ich nur hören, was dein Vorhaben ist, und wie du dein künftiges Leben anordnen willst; rede frey mit mir, ich bin noch immer dein Bruder. Amalia erholte sich wieder, als sie das hörte, sie fieng an zu weinen, daß sie schluchste, und sagte: Nenne mich nicht mehr Schwester, du bist mein Bruder nicht mehr, sondern mein gnädiger Herr, und ein sehr verehrungswürdiger Mann; Sie sehen — —

„Schweig Schwester! ich bin in allen Fällen dein Bruder, so lange du nicht lasterhaft wirst, sag' kein Wort mehr, oder nenne mich Bruder.“

Amalia küßte ihm mit Thränen die Hand und sagte: das ist himmlische Güte, nun ich gehorche. Siehe Bruder! du siehst meine

Kleider, die sagen dir alles, zürne nur nicht; wie manches adliche Fräulein zieht ihre Staatskleider vor dem Altar aus, und kleidet sich in klösterlichen Ordenshabit, sag mir, wer thut besser, ich oder sie? — ists nicht besser, daß ich einen rechtschaffenen Bauernsohn glücklich mache, als daß ich mich zwischen vier Wänden einkerkere? wer dienet Gott besser, ich, der ich wills Gott! mein Brodt im Schweiß meines Angesichts essen, meinen Stall und meinen Garten versorgen, und zur Ehre Gottes fromme Kinder erziehen werde, oder die Nonne, die ihre Horen singt, wie der Vogel im Käfich?

„Du räsonnirst nicht übel, wie aber, wenn du einen Mann deines gleichen glücklich gemacht hättest? Wenn du ein Dorf voller Bauren mit Segen erfüllt hättest?“

Bruder! vergleiche mich nur immer mit der Nonne, sie hätte das auch gekönnt, sie thuts aber nicht, und ihre Verwandten misbilligen ihren Schritt nicht; hätte sie einen Bauernsohn geheirathet, so hätte sie ihr Vater oder Bruder vielleicht mit ihrem Geliebten erstochen, nun sie aber ins Kloster geht, so tadelt man sie mit Ehrfurcht, thu das auch Bruder!

„Ich thu's, Amalie! ich hab' dir weiter

nichts zu sagen, als: Gott segne dich, und gebe dir seinen heiligen Frieden.“

Amen, Bruder! Gott segne dich auch; nun noch ein Wort: ich thue auf meinen Adel und alle Vorzüge für mich und meine Kinder auf ewig Verzicht, aber gieb mir eine Aussteuer in Geld, was du willst, meine Erbschaft hab ich verscherzt, ich will arbeiten lernen, aber ich kanns sogleich nicht, ich mag nicht unverdientes Brod essen. Theobald fiel hier ein, nein Amalie, keinen Heller, bewahre mich mein Gott, ich will nur Amalien und des gnädigen Herrn Seegen, weiter nichts, ich kann für zween arbeiten.

Dem Baron drungen die Thränen in die Augen, er nahm beide an der Hand, schlug ihre Hände in einander, und sagte, Gott segne euch! ich geb' ein Kapital von 20000 Gulden ans Armenhaus zu Raasdorf, ihr könnt jährlich 800 Gulden Interessen dort holen, das Kapital bleibt als ein Fidei-Commiß für eure Kinder; sterbt ihr aber ohne Kinder, so stirbt das Geld wieder an mein Haus zurück, den Contrakt darüber will ich fertig machen lassen, und euch zuschicken.

Beide weinten und küßten dem Baron wechselsweise die Hand; Amalia sagte: Bruder! wir werden dich nie besuchen, ich weiß was schicklich ist.

„Besucht eine Nonne nie ihre Freunde?“

Ja, aber in ihren Kleidern, ich werde nie wieder an deinem Tisch essen.

„Hör Amalie! eine Nonne hält ihre Probjahre aus, wirst du in der Probe bestehen, so will ich dich und deinen Mann in euren Kleidern malen lassen, und eure Porträte mitten unter unsre Familie hängen, bis dahin besuche mich nicht, ich werde dir sagen, wann du kommen sollst.

Die beiden waren sehr wohl zufrieden: nun stund noch der Pfarrer elendig da. Der Baron wendete sich zu ihm und sagte: Geht, holt Feder, Papier und Dinte; der Pastor zitterte fort, und brachte alles.

„Nun setzt euch und schreibt den Trauschein.“

Das geschah; als er fertig war, gab ihn der Baron Theobalden, und sagte: verwahrt den wohl. „Nun Pastor, schreibt weiter, nehmt einen ganzen Bogen.“ Der Pastor gehorchte.

„Schreibt! ans Consistorium! macht den Titel:“

Gnädiger Herr!

„Kein Wort, oder ihr seyd unglücklich.“

Es ist geschehen.

„Ew. Hochwürden werden nicht ungütig nehmen,“

nehmen,

„daß ich als ein unwürdiger Hirte“

allmächtiger Gott! — Hirte

„bis daher mein Amt versehen habe;“

Herr Jesus! — habe. Ach Gnade! Gnade!

„Schweigt! — ich finde mich nicht tüchtig“

tüchtig,

„demselben ferner vorzustehen.“

stehen.

„Ich nehme also von meiner Stelle“

Stelle,

„und von Ew. Hochwürden diesen Augenblick Abschied;“

Abschied — gerechter Gott! wo soll ich armer Mann aber Brod bekommen?

„Schweigt! — der Herr Baron von Wirthen“

Wirthen

„beruft mich zum Rentmeister auf seinen
„Rittersitz Stockhausen,"

Gott im Himmel! Stockhausen,

„mit freyer Wohnung und Kost, und 400
„Thaler Gehalt,"

Gehalt,

„und ich werde folgen."

folgen.

„Empfehle mich also zu Ew. Hochwürden
„geneigten Andenken."

Guter Gott! Herr Baron! so bin ich ja glücklich.

„Macht euch nun gleich fertig, macht den Brief zu, und gebt ihn mir, ich will ihn besorgen. Zum Pastor taugt ihr nicht, ich kenne euch schon lange, ich will nun sehn wie ihr euch zum Verwalter schickt, aber ich werde euch mit Argusaugen beobachten, denkt nur immer dran, und finde ich die geringste Untreue, so sey euch Gott gnädig. Ich brauche just einen Verwalter, ich kann euch Brod geben, und acht auf euch haben, ob ihr eure Pflicht erfüllt; so wäret ihr reif zur Verdammniß worden, ohne daß ihrs je wieder hättet gut machen können.

Mit Theobald redete der Baron weiter nichts, seine Schwester fragte er noch, wie kommst du nun fort Amalie?

„Ich gehe mit meinem Dietrich zu Fuß in seine Hütte.“

Sonst wollt' ich dich hinter mich aufs Pferd nehmen.

„Ich danke dir Bruder! ich will von nun an meine Hände und Füße dazu gebrauchen, wozu sie mir der Schöpfer gegeben hat.“

Jetzt setzte sich der Baron auf, gab jedem die Hand, befahl dem Pastor unverzüglich zu folgen, und ritte fort.

Das dritte Hauptstück.

Meister Kolb wanderte nun auch seine Straße ruhig fort, und kam nach Schwarzenau. Dort fragte er den Weg aus nach dem adlichen Hause Wirthen; des andern Tages kam er dort an, gerade als der Baron von seiner Ritterfahrt wiederkam, und am Stiefelausziehen war. Es wurde ihm gesagt, es sey ein Mann draussen, der ihn gern sprechen möchte, er ließ ihn hereinkommen. Kolb kam.

„Was ist euer Begehren mein Freund?“

Ich hab' etwas mit Ew. Gnaden zu sprechen, ich bitte, Sie wollen mirs nicht übel nehmen; mein Nachbar Theobald hat die gnädige Jungfer Schwester, die Fräulein, liebgewonnen, und ist mit ihr fortgegangen, wie Ew. Gnaden wohl werden gehört haben, da komm ich nun her, um Gnad für ihn zu bitten, ich habe gehört, daß der gnäd'ge Herr gottesfürchtig sind, und da möcht' ich Sie gebeten haben, ein Aug' zuzuthun. —

„Halt Freund! ich weiß alles, ihr nennt das eine Thorheit, warum?“

Ha! weil es einmal so in der Welt eingeführt ist, daß Arme und Reiche unter einander seyn müssen, der Herr hat sie beide gemacht, darum sollte freylich ein jeder in seinem Stand heirathen.

„Das ist mehr als Thorheit, wenn man die Ordnung in der Welt umstößt, es ist Sünde.“

Aber Gott ist doch barmherzig, gnädiger Herr! schauen Sie, auch der größte Sünder erlangt Gnade bey Gott, verzeihen Sie auch.

„Wohl! Gott ist barmherzig, vergiebt Er aber die Sünden ohne Vergeltung? gewiß nicht. Seht, die Sünden der Menschen haben viel Unordnung, viel Böses in der Welt

angerichtet, das muß alles wieder zurecht gebracht werden, darum mußte Christus durch so viele Leiden, und durch einen so schmerzlichen Tod sich selbst zum König der Menschen geschickt machen, damit Er durch seine Regierung Macht über das Böse bekäme, es hinderte, zum Guten leitete, und so viel Gutes durch die Seinigen stiftete, als nur möglich ist; und doch finden wir; daß dem allen ungeachtet Gott noch immer die Sünden an den Seinigen ahndet; ihr werdet finden, Freund, daß Gott noch immer den züchtiget, den er lieb hat."

Das glaub ich, das ist auch gut, denn die Züchtigung ist uns gar nützlich.

„So denk ich auch, und darum hab ich meiner Schwester und dem Theobald auch eine scharfe Züchtigung zugedacht."

Ich bitte Ew. Gnaden, verschonen Sie die guten Leute, es ist doch einmal nicht mehr zu ändern, das Kreuz und die Züchtigung wird ihnen der liebe Gott doch wohl zuschicken, so viel ihnen gut und nützlich seyn wird.

„Mehr will ich ihnen auch nicht thun, als was ihnen gut und nützlich seyn wird."

Ja ich weiß doch nicht recht, ob ein Mensch gescheut genug ist, mit der Wage des

Heiligthums umzugehen? ein Vater züchtiget sein Kind bald zu viel, bald zu wenig.

„Also soll ers gar anstehen lassen?“

Das sag ich nicht, er muß es freylich züchtigen und erziehen.

„Nun so will ichs ja auch machen, und da deucht mir immer, ein wenig zu viel sey besser als zu wenig.“

Ich kann Ew. Gnaden freylich nichts antworten, aber mich dünkt, wenn sie dächten, die Fräulein sey gestorben, wenn Sie sie vergäßen, so hätten Sie nichts verloren, lassen Sie die armen Leutchen in Ruhe, Gott wird sie als seine Kinder behandeln, und sie mit Gnaden und Barmherzigkeit zu ihrer Seligkeit leiten, laßt uns die Finger nicht an ihnen verbrennen, gnädiger Herr! beide haben sich Gott und seiner Führung ganz übergeben, er wird sich ihrer gewiß annehmen, ihnen auch für ihre Thorheit oder Sünde genug zu tragen geben, so daß wir Menschen es nicht nöthig haben werden. Ja! — gnädiger Herr! der Adel ist eine löbliche, weltliche Ordnung, aber vor Gott sind wir alle gleich, wenn sich die Fräulein in Theobalds Haushaltung schickt, und ihre Haushaltung, ihren Beruf treulich wahrnimmt, so halt ich dafür, unser Herr Gott wird sich ihrer erbar-

men, und wenn sie ihr Kreuz geduldig ihrem Erlöser nachträgt, so wird ihr Lohn dereinst im Himmel groß seyn, denn sie hat aus Liebe zu Gott und ihrem Erlöser sehr viel verläugnet.

„Freund, wie heist ihr?“

Ich heisse Kolb und bin ein Schreiner.

„Nun Meister Kolb will ich euch sagen, wie ich meine Schwester züchtigen will: nicht wahr, ich könnte sie sehr glücklich machen, ich könnte ihr und ihrem Mann so viel geben, daß sie nicht mehr nöthig hätten zu sorgen, meiner Schwester käme das auch vermöge ihrer Erbschaft zu; allein das will ich nun alles nicht thun, ich will ihr Erbtheil zum Fidei-Commiß machen, und sie soll nur die Renten genießen, und hernach will ich sie ihrem Schicksal überlassen, sie mag sich nun in ihren Stand schicken. Seht, so will ich sie züchtigen.“

Ja nun so, das laß ich angehen, so dacht ich auch, daß es gehen müßte, Gott lohne Ihnen gnädiger Herr! gerad so macht ichs auch, wenn ichs zu thun hätte.

„Kolb, ich sehe ihr seyd ein rechtschaffener Mann, ich habe zu Stockhausen ein neues Haus gebaut, macht mir die Schreinerarbeit daran, ich will euch geben was recht ist.

Kolb freute sich über diesen neuen Verdienst, und accordirte mit dem Baron wegen der Arbeit; nun erzählte ihm auch dieser die ganze Geschichte der Trauung seiner Schwester. Kolb dankte Gott von Herzen, und gieng wieder nach Hause.

Nicht lange vor ihm war Dietrich Theobald auch mit seiner Amalien zu Rulheim angekommen; das Herz klopfte ihm, als er von ferne sein elterliches Haus sahe, denn er wußte noch nicht, wie ihn sein Vater empfangen würde, doch das schwerste war nun vorbey, er hofte sein Vater würde sich auch schicken.

Als sie zur Hausthür herein traten, so kam der alte Hans das Vorhaus herab, um in die Scheuer zu gehen, auf einmal stutzte er, und sahe seinen Dietrich und seine neue Schnur an, nicht weiter Junge! rief er, und winkte mit der Hand zurück, laß mich erst hören, was der gnädige Herr dazu sagt. Amalie antwortete, und fiel dem Alten um den Hals, willkommen lieber! lieber Vater! seyd zufrieden, mein Bruder ist es auch, ich bin jetzt mit Leib und Seel eure Tochter, ich will euch gehorchen wie euer Kind, und euch helfen arbeiten, wie auch eure andre Töchter, ihr sollt sehen, daß ich euch viel Freude machen will. Ist das alles wahr?

fragte Hans weiter, ja antwortete sein Sohn, das ist alles wahr, und der gnädige Herr giebt für uns ein Kapital von 20000 Gulden als ein Fidei=Commiß ans Armenhaus zu Raasdorf; wo wir jährlich 800 Gulden Renten zu genießen haben. Als der Vater dies alles hörte, so freute er sich so sehr, daß ihm die Thränen die Backen herunter liefen; nun bewillkommte er seine beiden Kinder, die Familie war auch sehr ruhig und wohlzufrieden. Dietrich ließ auch ein Zimmer für sich und seine Frau, nicht prächtig, sondern nur ländlich zierlich, zurecht machen, er thät ihr alles, was er ihr an den Augen ansehen konnte, und jedermann im Hause begegnete ihr mit Liebe.

Ich hab sehr oft erfahren, daß zwey ledige Leute sich unter einander sehr zur Erbauung dienten, so lange sie nur zuweilen zusammen kommen, sobald sie aber beständig bey einander wohnten, so fiel nicht nur der Nutzen der Erbauung weg, sondern sie wurden sich sogar widerwärtig im Punkt der Vervollkommnung; was das eine für gut fand, das war gerad dem andern zuwider, oder doch gleichgültig, oder seinem Zustand nicht angemessen; diese Bemerkung ist wahr, und man trift sie fast allemal bey jungen Leuten an, die auf eine fromme

Weise, wie Theobald und Amalie in den Ehestand gekommen sind. Es giebt auch hier Ausnahmen, aber sie sind selten; andere sind vor dem Heirathen sehr eifrig im Christenthum, hernach aber werden sie träg' und schläfrig. Woher kommt doch wohl dieser Umstand? Ich glaube ihn aus der Natur der Seelen erklären zu können: Wenn sich zwey junge Leute gefallen, und die Liebe bey ihnen anfängt tiefe Wurzel zu schlagen, so wird ihnen alles zur Vollkommenheit, jedes sieht am andern nichts als Güte und Schönheit. Dies geschieht auch eben so bey denen, welche ihrem höchsten Zweck in der Vervollkommnung ihrer selbst, oder in der Heiligung suchen, die also wahre Pietisten sind. Theobald sahe Amalien als eine Heilige an, und sie ihn desgleichen, das kam alles von der Liebe her, die vergüldet alles, sie macht die Wüste zum Paradieß, und den geringsten Anfang der Tugend zum höchsten Grad der Heiligkeit.

Verzeiht mir, theure Seelen! die ihr von ganzem Herzen sucht Gott zu gefallen, und ihm zu dienen, rechtschaffene wahre Pietisten! fürnehmlich euch zu vertheidigen, schreib ich, aber auch euch für vielen Klippen zu warnen, die

der guten Sachen so unendlich schädlich sind, und der Welt Anlaß zur Lästerung geben.

Was ist die Liebe zwischen solchen jungen Leuten anders, als natürlicher Geschlechtstrieb, der sich aber hinter die Larve erhabener geistiger verfeinerter Liebe versteckt, und durch sie hervor heuchelt, allerhand Rollen spielet, und sich dann doch endlich zu befriedigen sucht, daher läuft eine solche Seelenvereinigung gemeiniglich auf eine Heirath aus, sobald nun der Geschlechtstrieb befriediget ist, so fällt der rosenfarbne Glanz, der vorher alles so sehr verschönerte, vor den Augen weg, man sieht die Dinge nun wie sie sind, und also auch ein Ehgatte den andern, man sieht sich nun als gewöhnliche Menschen an, so wie man ist, und nun entdeckt man auch im genauen Umgang viele Gebrechen, die man vorhin nicht von ferne geahndet hatte, jetzt fällt die übermenschliche Verehrung weg, und nicht selten tritt Verdruß und Misbehagen an die Stelle.

Ich will nicht sagen, daß diese Bemerkung so ganz bey Theobald und Amalien eintraf, doch aber fand sich nach und nach ein und anderer Umstand ein, der sie beide so ziemlich herabstimmte.

Amalie fieng in ihrem neuen Stand mit

größter Munterkeit an, Bauernarbeit zu thun, aber bald fand sie, daß sich die Sache besser vorstellen als ausführen ließ; wer nicht von Jugend auf seine Glieder und Muskeln zur schweren Arbeit gewöhnt hat, der wird niemals geschickt dazu; sie gieng mit ihren Schwägerinnen ins Feld Grundbirn zu hacken. Das war ihre erste Arbeit, aber der rauhe Stiel der Hacke und das harte Anfassen machte ihr die Hände bald voller schmerzhafter Blasen, doch hielt sie alle Schmerzen und öfters Höhnen ihrer Mitarbeiter aus, und sie that mit Geduld was sie konnte. Theobalds Familie würde auch bald der ganzen Sache müde geworden seyn, aber die 800 Gulden, welche Amalie jährlich ins Haus brachte, hielten alles in Ordnung, man sahe also nicht so sehr darauf, ob sie ihre Kost verdiente.

Nach zween Monaten war der erste Jubel der Liebe vorbey, unsre junge Ehleute fiengen nun an nüchtern zu werden, und sich zu besinnen. Theobald fand an seiner Frauen keine Laster, aber gewöhnliche Menschenschwachheiten, oft fieng er an geistliche Gespräche mit ihr zu führen, aber er fand das Erbauliche nicht mehr wie vorher, noch immer war sie die gute fromme Seele, allein der hohe Glanz der Heiligkeit,

der Theobalden die Augen so geblendet hatte, fiel ganz weg; gerade so giengs ihr auch, Theobald war ihr nun ein guter ehrlicher Bauersmann, aber sie fand nichts besonders mehr an ihm. Es ist wahr, diese Entdeckung mißfiel beiden dergestalt, daß sie an allen erbaulichen und vertraulichen geistlichen Gesprächen gleichsam einen Ekel bekamen, so daß sie sich öfters dazu zwingen mußten, kamen sie aber mit andern Frommen zusammen, so waren sie beide überfließend an Fülle guter Worte und Ausdrücke, sogar kamen sie in ihren Gesinnungen selten überein, so daß bald eins am andern zweifelte, obs auch auf dem rechten Weg wäre; dem allen ungeachtet lebten sie einig, jetzt wars dern Religion nicht mehr, die sie vereinigte, sondie die wahre eheliche Liebe. Nach und nach begann auch Theobald wohl einzusehen, wie unglücklich er gewesen wäre, wenn sein gnädiger Herr Schwager nicht die milde Hand aufgethan, und seine Frau mit einem guten Kapital versehen hätte; sie arbeitete freylich recht fleißig, aber nichts gieng ihr von statten, und noch dazu war alles nicht recht, das konnte aber auch nicht anders seyn, sie verdiente also das liebe Brod nicht, sie verstand auch bey aller ihrer Sparsamkeit die Kunst gar nicht, wie

eine Bauernfrau hausen muß, folglich wären sie ohne jenes Kapital, ohne Rath und Hülfe an den Bettelstab gekommen. Der gute junge Mann grauste für der Gefahr, in die er so muthwillig gelaufen war; einsmals an einem Sonntag Nachmittag, als er mit seiner Frau auf seiner Kammer war, und sie beide in einem erbaulichen Buche lasen, so kam ihm diese Vorstellung so lebhaft ein, daß er zu weinen anfieng; Amalie, die aus Sympathie schon mitweinte, ließ nicht nach, bis er ihr sein ganzes Herz entdeckte. Seine Rede gieng dem guten Weibchen durch Mark und Bein, denn schon lange hatte die innerliche Vorstellung in ihrer Seele gearbeitet, sie verglich oft in der Stille ihr ärmliches Leben mit ihrem vorigen Zustande, und dann meldete sich ein geheimer Gram, den sie aber großmüthig aus dem Feld schlug, indessen kam er doch immer wieder. Diese beiden jungen Eheleute schütteten also ihre Herzen recht warm aus, da aber ihre Liebe gegen einander ohne Schranken war, so kams nicht zu reumüthigen Erklärungen, sondern zu Rathschlägen über die Einrichtung ihres zukünftigen Lebens. Das sahen sie beide wohl ein, daß sie im elterlichen Hause nicht würden ausdauern können, und daß es besser sey, wenn

sie ihre Haushaltung allein hätten; nach und nach kam Theobald auf einen Gedanken, der der Keim zu ihrem ganzen künftigen Glück war, ihm fiel nämlich ein, daß eine halbe Stunde von Rulheim der große herrschaftliche Hof Breitenau nächstens an den Meistbietenden in Erbpacht gegeben werden sollte, er liegt in einem flachen angenehmen Thal, hat zweyhundert Morgen schöner Wiesen, einen schönen Garten, herrlichen Baumhof, dreyhundert Morgen fruchtbaren an der flachen Sommerseite beysammenliegender Aecker, und bey zweyhundert Morgen schöner Waldung, deren Benutzung nebst freyer Jagd zum Gut gehörte. Theobald bekam Lust, das Gut zu pachten, er war ein sehr geschickter Bauer, geschwind von Entschlüssen, und rasch in der Ausführung, er glaubte also, wenn er jährlich 800 Gulden bekäme, so könnte er das Gut hübsch bestreiten, und wohl leben, auch noch wohl reich und wolhabend werden, wenn dann seine Frau nur die Mägde in Ordnung hielte, und die Oberaufsicht führte, so könnte sie, ohne sich zu plagen, doch ihre Pflicht erfüllen. Dieser Gedanke war Amalien so auffallend und so angenehm, daß sie keine Rast noch Ruhe hatte. Beide ver-

vereinigten sich also zu diesem Vorhaben, und jetzt beteten sie zum erstenmal auf ihren Knien gemeinschaftlich um den göttlichen Segen zu ihrem Vorhaben; es ist wunderbar, daß diese so fromme Leute erst jetzt zum erstenmal zusammen beteten, und doch ists nicht anders, Gott straft mit Kälte, Trägheit und Dunkelheit alle diejenigen, welche Heiligung und geistliche Vervollkommnung mit der sonst so edlen und Gottgefälligen Neigung zum Heirathen vermischen, jedes ist gut und Gottgefällig, aber alles in seiner Ordnung. Das erste was sie nun thaten, war, daß sie den Eltern die Sache vorstellten; sie giengen herab in die Stube, Hans saß hinter den Ofen und las in der Hauspostille, und die Mutter saß und flickte. Dietrich und Amalie setzten sich hin, und brachten den Vorschlag siedwarm vor; Hans fieng an zu lächeln, er legte die Brille in sein Buch, nickte dreymal mit dem Kopf, und sagte: Kinder! das Ding gefällt mir, hier giebts doch nichts mit euch, geht in Gottes Namen, unser Herr Gott segne euch, ich will euch zum Anfang mitgeben, was ich missen kann, aber wißt ihr auch, daß ihr Caution stellen müßt? ey, antwortete Dietrich, sollte ich denn meine Handschrift von den

zwanzigtausend Gulden nicht verschreiben können? das mag wohl angehen, versetzte Hans. Amalie aber hatte einen andern Vorschlag, sie wollte ihrem Bruder schreiben und ihn um Rath fragen; sie that das also fort, und schickte des andern Morgens einen Expressen mit dem Briefe fort. Dieser kam wieder und brachte die Antwort, daß der Baron an den Fürsten geschrieben, und ihn ersucht habe, Theobalden den Hof ohne öffentliche Versteigerung gegen ein billiges Geld in Erbpacht zu geben.

Diese Gefälligkeit freute die guten jungen Leute ausdermaßen, sie zweifelten nun nicht mehr am guten Erfolge; sie hatten aber auch gar keine Ursache dazu, denn in weniger als 14 Tagen kam der Erbpachtbrief, worinnen ihm der Breitenauer Hof für seine Erben und Nachkommen gegen eine gar erträgliche Abgabe, und noch dazu ohne Caution, übergeben wurde. Die Freude, welche die jungen Leute, und mit ihnen jedermann, der ihnen wohl wollte, darüber hatten, ist unbeschreiblich. Den folgenden Herbst zogen sie dahin, der alte Hans versahe sie mit Frucht und Hausrath, und der Baron schickte einen Schweizer mit 20 Stück sehr schönen Viehes zum Anfang.

Jetzt haben wir unsern Theobald mit seiner Frauen an einem guten Ort, in Sicherheit und Nahrung, ich will also nun meinen eigentlichen Zweck wiederum verfolgen. Theobald und Amalie giengen noch immer so oft nach Schwarzenau und in Hochmanns Versammlungen als sie konnten, er nahm sie allemal hinter sich aufs Pferd, und so ritten sie nach dortiger Landsart dahin. Um diese Zeit fanden sich allerhand sonderbare Leute in der benachbarten Residenzstadt Berlenburg ein; vorzüglich ein sehr merkwürdiger Mann, Namens Johann Heinrich Haug, ein sehr gelehrter Strasburger Magister, den die Intoleranz seiner vaterländischen Theologen um einiger paradoxen Sätze willen vertrieben hatte. Haug war ein vortreflicher orientalischer Sprachgelehrter, wie ein jeder, der seine Bibelübersetzung kennt, gestehen muß. Graf Casimir verliebte sich alsbald in diesen Mann, und nahm ihn auf Zeit Lebens ins Schloß zu sich. Das war aber auch kein Wunder, denn Haug war von sehr einnehmender Gestalt, vom sanftesten und liebenswürdigsten Charakter, von ganzem Herzen fromm, und in seinem sittlichen Leben ganz untadelhaft; seinen Grundsätzen nach, die man weitläuftig in den Glossen seiner Bibel findet, war er ein

in Lehr und Leben sehr strenger Mystiker, zugleich glaubte er die Wiederbringung aller Dinge und das tausendjährige herrliche Reich Christi auf Erden, aber ganz und gar nicht in einem fleischlichen Sinn, sondern auf eine erhabene und der Sache völlig angemessene Weise.

Hochmann besuchte bald diesen großen Mann von Schwarzenau aus, und da er fand was an ihm war, und alle seine Kenntnisse entdeckte, so stieg die Verehrung so hoch bey ihm, daß er in Haug etwas Großes ahndete; das glaubten nun einmal alle seine Anhänger, und alle Pietisten von Anfang dieses Jahrhunderts an, daß das tausendjährige Reich vor der Thür sey, folglich war ihnen jeder merkwürdig, der mit großen Talenten begabt und ihres Sinnes war, weil sie vermutheten, daß er, wo nicht der große Religionsverbesserer und Beglücker selber, doch wenigstens ein Vorläufer von ihm seyn müßte. Hochmann selbst wurde für einen Vorläufer Christi zu seinem herrlichen Reich gehalten, und da man nicht blos bey einem Elias stehen blieb, so konnten mehrere dieser Ehre theilhaftig werden; indessen, wie stark Haug selber in seinem Glauben an alle diese Dinge war, so kam es ihm doch nicht in den Sinn, etwas größeres aus sich zu machen,

als er war, er gab sich so wenig mit Lehren und mit dem Vorzeigen seiner Person ab, daß er fast wie ein Einsiedler lebte, und sich sehr wenig sehen ließ; sein Plan gieng auch auf weit etwas anders, wie ich an seinem Ort zeigen werde.

Ich habe mich vielleicht bis daher schon eines Verdachts schuldig gemacht, den ich viel ehender hätte ablehnen sollen; man wird von mir denken, was man von Arnold wegen seiner Kirchen- und Ketzerhistorie denkt, ich redete nämlich den Ketzern das Wort, und würde daher in Erzählung der Wahrheit verdächtig. Leser! ich muß hier eine wichtige Bemerkung machen: ganz gewiß geht man im Tadel der Pietisten zu weit; warum haltet ihr einen Mann für ein groß Genie, wenn seine Seele im Reich der Phantasie herumschwärmt, herrlich dichtet, herrlich mahlt, und vortrefliche Romanen schreibt? das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantasiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenstand hält, und von ihr Romanen- und Feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren, und einen solchen Mann aus der menschlichen Gesellschaft hinausbannen, ist das auch billig? Ja, sagt ihr, diese religiöse Romanenhelden führen das Volk irre,

sie stiften Schaden! — O bey weitem nicht so viel als eure Liebes- und vergiftete Romänchen! diese führen den Jüngling und das schuldlose Mädchen auf den schlüpfrigen Pfad der Empfindeley und des Lasters, da hingegen jene fast allemal den wirksamsten Entschluß auf ein tugendhaftes Leben haben. Ihr werdet fast allemal finden, daß ein Pietist untadelhaft unter den Menschen wandelt. Ich weiß besser, woher euer Tadel kommt, aus Handwerksneid, ein geheimes, unbekanntes Gefühl, das ihr durch allen Hang zur Freygeisterey nicht habt übertäuben können, posaunt noch immer durch alle Winkel eures Herzens, diese Menschen sind besser als ich, nun mögt, könnt und wollt ihr nicht ihren Weg wandeln, darum möchtet ihr ihn gern verdächtig machen; andere denken so weit nicht, sie geben sich nicht die Mühe, die Sache zu untersuchen, und halten obenhin jeden Pietisten für einen Heuchler, weil es unter zwanzigen einen giebt. Gott weiß, ich rede die Wahrheit, und es bleibe dabey, daß man auf beiden Seiten zu weit geht. Beobachtet diese Art Menschen, ihr große Menschenkenner! gebt Gott die Ehre, und prüft die Sache, es lohnt gewiß weit mehr der Mühe, als die Sammlung eines mineralischen Vögel- oder

Schmetterlingscabinet, so wenig ich auch diese Bemühung, den Schöpfer aus der Natur kennen zu lernen, tadle.

Ich kenne kein süßeres Leben, als die schöne Schwärmerey jener Zeiten gewährte; man setze sich einmal in die Stelle jener Menschen, jener Hochmannianer und anderer mehr: ein Mensch, der überzeugt ist, die ganze Welt liege im Argen, und es stehen ihr große Strafgerichte bevor, er aber habe nun den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freyheit gefunden, er sey nun sicher. Zudem ist er gewiß, daß er nun bald, er, als ein armer geringer Mensch, ein König und Priester im herrlichen Reich Christi werden würde, wo seine Herrlichkeit erst tausend Jahr hier in der Welt, ganz ohne Wechsel, und hernach eine ganze Ewigkeit durch, alle Majestät der größten Könige hinter sich lassen würde; was meint ihr wohl, ist ein Mensch, der so etwas von Herzen glaubt, nicht beneidenswürdig? alle seine Geschäfte thut er mit Lust, trägt alle Beschwerden mit Freuden, ist sanftmüthig und nachgebend gegen seinen Bruder, kommt ihm mit Liebe zuvor, ist der beste Bürger, der beste Mensch, weil er weiß, daß das alles nöthig ist, wenn er seinen Zweck erreichen will; sollte man eine solche Gesinnung un-

ter dem Volk nicht unterstützen, sie wenigstens mit Geduld leiten und tragen? — freylich giebts auch wilde Ausfälle unter diesen Leuten, die gehemmt werden müssen, aber sie sind bey weitem nicht so gefährlich, als viele der heutigen Philosophen und Theologen, die höchst vernünftig heraus demonstrirt haben, daß die bloße reine Naturreligion die einzige wahre ist; wohl ihr Herren! werdet reine vollkommene Menschen, so wird Christus seine Menschheit wieder ausziehen, und pur lauterer Logos, Jehovah seyn. Doch ich laufe mir selber vor.

Nicht lange nach Haug kam auch Tuchtfeld zu Berlenburg an, er war ein lutherischer vertriebener Prediger, der auch nicht ganz genau an den Symbolen seiner Kirchen klebte, er war ein Boanerges, ein Mann, der gewaltig predigte, mehr als die Ohren der Zärtlinge vertragen konnten; endlich kamen auch Dippel, von Marsay, und andere mehr dahin. Dieser Zulauf wirkte dergestalt auf den Enthusiasmus der Schwarzenauer Brüderschaft, daß sie sich die zweyte Erscheinung Christi etwas zu nahe dachten, und sich anfiengen, auf die Reise nach dem gelobten Land fertig zu machen; nun starb Hochmann, dies machte eine Hemmung; denn die Versammlung hatte nun keinen Mittelpunkt

mehr, es blieb also nun bey dem geheimen mystischen Wandel in der Gegenwart Gottes, und dies war auch wirklich das Beste, was die guten Leute thun konnten.

Als nun diese verschiedenen Gelehrten zu Berlenburg wohnten, und öftere Conferenzen bey dem Grafen hielten, so kam nun Haug mit seinem großen Plan und legte ihn vor, dieser bestund darin: er wollte eine ganz reine Bibelübersetzung liefern, und sie mit lauter mystischen Glossen und Erklärungen versehen, diesem Geschäfte wollte er sein ganzes Leben widmen; jeder sahe den Werth dieser Bibel ein, denn alle Commentarien, die man bis daher hatte, waren nach ihrer Sprache, von Schulgelehrten verfaßt, mithin dem Herzen nicht zugänglich; nun war aber die Frage, wer dieses wichtige Werk in Verlag nehmen sollte? keiner dieser Männer hatte Vermögen dazu, und der Graf, als ein vernünftiger Herr, sahe auch wohl ein, daß er seine Einkünfte, und mit ihnen das Wohl seines Landes und seiner Familie auf die Spitze setzen würde, dennoch aber war der Plan viel zu wohlthätig, um ihn fahren zu lassen; man verfiel also darauf, der Berlenburger Pfarrkirche den Verlang zu übertragen; denn im Fall Nutzen dabey herauskommen

würde, so käme er in eine gute Hand, und fehlte das, so könnte die Kirche den Schaden besser tragen, als jeder anderer. Der Kirchenvorstand nahm den Vorschlag an, und Haug gab sich ans Werk; er und seine Mitbrüder hatten alle, viele und große Bekannten durch ganz Europa, unter denen besonders in England und Dännemark wackere und trefliche Gelehrte waren; diesen allen machte Haug seinen Plan bekannt, und von allen wurde er mit Freuden angenommen. Nun fieng er an zu übersetzen, allemal wenn ein Stück fertig war, so sandte ers zur Prüfung an jene Correspondenten, bat sich auch die Erklärung von ihnen aus, las hernach selbst die Gedanken der besten Mystiker über diese Stellen, und schrieb hernach alles ins Reine. Solchergestalt arbeitete er über 20 Jahr unermüdet fort, und so entstand das Berlenburgische Bibelwerk von acht Folianten, welches bey allen paradoxen Sätzen unstreitig noch immer einen der besten Plätze in der Bibliothek eines Gottesgelehrten verdient.

Haug hatte einen Bruder Namens Johann Jakob, welcher ein Buchdrucker war, diesen zog er nach Berlenburg, wo er eine Buchdruckerey errichtete; hier wurden nun allerhand Schriften, die sonst kein Verleger würde über-

nommen haben, gedruckt, und weit und breit unter das gemeine Volk zerstreut. Eines Werks muß ich hier gedenken, das mir in meinen Kinderjahren, wo ich so von ganzen Herzen zur philadelphischen Gemeinde zu Berlenburg gehörte, unsägliche Freude gemacht hat, und ich weiß solcher seliger Menschen mehr, die Sonntags Nachmittags im Zirkel herum saßen, und bis in den vierten Himmel verzückt waren, wenn daraus vorgelesen wurde. Dieses Buch ist, wo ich nicht irre, zwanzig dicke Octavbände stark, und heist die geistliche Fama; mit demselben hat es folgende Bewandniß: Am Ysenburg-Büdingischen Hof war ein Leibmedikus, der Herr Doctor Carl, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, der in Halle studirt, und mit dem seligen Frank, dem vortreslichen Christian Friedrich Richter u. a. m. vertraulichen Umgang gepflogen hatte; dieser Carl wurde auf die Hochmannische und Berlenburger Bewegungen aufmerksam, er machte sich mit diesen Leuten bekannt, und trat in ihr Bündniß; nun hatte er viele Freunde in Amerika, andre in Asien und Ostindien, andre im gelobten Land, andre an dem türkischen Hofe, und so durch ganz Europa, alle waren seiner Denkungsart. Nun wollte er auch etwas nütz-

liches bey der Sache thun, und dies war eine geistlich-politisch-periodische Schrift, die das im Reich Gottes seyn sollte, was jetzt Schlözers Staatsanzeigen, das Hamburgische politische Journal u. dgl. im Römischen Reich sind; da kamen nun allerhand theils sehr interessante Nachrichten aus Süden und Westen, Norden und Osten zusammen, alles war mit Geistererscheinungen, höchstseltsamen Ahndungen, und den sonderbarsten Geschichten untermischt, so daß man bey Lesung solcher Sachen, besonders wenn man sie von Herzen glaubt, oft meint, in der reinen Himmelsluft zu schweben. Dies sonderbare Werk hieß die geistliche Fama. Dies war nun der Schauplatz, auf welchem mein Held Samuel Josaphat Theobald seine Kinder und Jünglingsjahre zubrachte. Dietrich Theobald und seine Frau Amalie, geborne Fräulein von Wirthen, lebten recht vergnügt auf dem Breitenauer Hof, alles gieng ihnen nach Wunsch, und Amalie schickte sich recht gut in den Stand, den sie sich erwählt hatte, niemand sah ihr ihren Adelstand mehr an, sie lebte in der Küche und in ihrer Haushaltung eben so gut, wie auch eine andre Bauernfrau, und diente ihrem Gott nach ihrer Weise mit ihrem Mann recht herzlich. Im

zweyten Jahr ihres Ehestandes gebahr sie ihm obigen Sohn, der in der Taufe den ganz ungewöhnlichen jüdischen Namen erhielt. Beide Eltern setzten sich nun vor, dies Kind in dem wahren Christenthum zu erziehen, und etwas rechts aus ihm zu machen; sie ahmten der gottseligen Hanna, Samuels Mutter nach, und widmeten auch ihren Samuel Gott von der Wiegen an; kaum hatte er sechs Jahre zurückgelegt, so wurde er nach Berlenburg in die Schule gebracht, und den dortigen Bekannten und Freunden anvertraut.

Ins allgemeine betrachtet, kann man sich die Erziehung dieses Kindes wohl vorstellen, allein in besondern Vorfällen war sie doch so einzig in ihrer Art, daß es wohl der Mühe lohnen wird, wenn ich mich etwas mehr ins tägliche Leben desselben einlasse. Tuchtfeld, der vertriebene Prediger, dessen ich oben gedacht habe, war eigentlich der Mann, dem die genauere Aufsicht anvertraut wurde, und der ihn bey sich im Haus hatte, er hatte selber Frau und Kinder, und unter andern einen Sohn, dessen ich auch zu seiner Zeit gedenken werde. Theobald wählte diesen Mann darum, weil er wegen seiner feurigen Strenge in einem außerordentlichen Ruf der Heiligkeit stand.

Die physische Erziehung Samuels bestund darin, daß man ihn angewöhnte, wenig zu schlafen. Abends um 9 Uhr mußte er zu Bett gehen, und Morgens um 4 Uhr wieder heraus; um sieben Uhr bekam er sein Frühstück, und nun keinen Bissen mehr, bis den Mittag, wo er an eine frugale Mahlzeit, mit einem frischen Trunk Wassers gewöhnt wurde, nun bekam er wieder nichts, bis zur Abendmahlzeit, diese bestund aus einem Butterbrod und Wasser. Die moralische Erziehung war höchst streng, wie man leicht vermuthen kann; aller Umgang mit andern Kindern war ihm schlechterdings untersagt, alle seine Worte wurden auf der Goldwage abgewogen, und jeder Fehler bald gelinder, bald schärfer, so wie es was Verbrechen mit sich brachte, mit der Ruthe gestraft. Tuchtfeld unterrichtete ihn selber, er lehrte ihn die lateinische, griechische und hebräische Sprache, und wies ihn an, wie er beständig sein eigenes Herz bewachen, und unaufhörlich mit einem betenden Gemüth vor Gott wandeln müßte. Es ist nicht zu beschreiben, wie edel und sanft dieser Knabe in dieser sonderbaren Schule wurde; sein eigener Wille wurde beständig gebrochen, er wollte endlich nichts mehr, als was andre wollten; mit Gott, mit seinem Erlöser,

und mit der Religion wurde er so bekannt, als wenn er schon im Himmel gelebt hätte, und sein ganzes Daseyn zeigte eine englische Unschuld und Reinigkeit an. Er war von Natur ungemein wohl gebildet, da nun alle seine Leidenschaften unaufhörlich unterdrückt, und in der strengsten Bezähmung gehalten wurden, so entstund kein einziger gewaltsamer Zug in seinem Gesicht, alles war sanfte Unschuld, und unbeschreibliche Anmuth.

Seine Eltern, welche zuweilen dorthin kamen, wurden über ihren Sohn entzückt, und glaubten, Gott würde ihn in seinem Reich noch zu etwas Großes gebrauchen können, oft wandelte sie die Lust an, ihn einmal auf etliche Wochen zu sich zu nehmen, und so recht ihre Freude an ihm zu haben, allein Tuchtfeld erlaubte das keineswegs, er sagte: Mein Samuel ist noch nicht stark genug, das Anschauen der verdorbenen Welt zu ertragen, laßt erst das Werk Gottes in seiner Seele befestiget seyn, dann ists noch immer früh genug. Theobald und seine Frau glaubten das auch, und verläugneten also ihr Vergnügen sehr gerne.

Nun trug es sich einmal zu, daß Tuchtfeld nebst seiner Frauen an die gräfliche Tafel geladen war, seinem Sohn wurde Samuel

anvertraut, der aber dachte nicht so streng, als er sich äußerlich stellen mußte, er gieng seiner Wege und ließ Samuel allein. Der gute Junge gieng also hinten zum Hause hinaus und in den Hof. Nun wohnte ein gewisser Beamter neben Tuchtfeld, Namens Groß, er war Kanzeleyrath, und hatte ein sehr vortrefliches Mädchen, welches mit Samuel von einerley Alter war; Groß gehörte auch unter die Erweckten, und war ebenfalls im Schloß zu Gaste. Lisettchen war in ihrem Hof und spielte, sie hatte ein paar Aepfel, welche sie schälte, klein schnitt, und ihrer Puppe, die an einem schön gedeckten Tischelchen saß, vortrug. Samuel gieng am Zaun auf und ab, und guckte mit seinen hellen schwarzen Augen zwischen den Pallisaden durch; Lisettchen bemerkte ihn, that aber spröde, und machte ihn oft eine Faust. Der gute Knabe war durch seine Erziehung äußerst furchtsam geworden, denn das ist eine der ersten Folgen derselben, die Kinder werden mit keiner Gefahr bekannt, alles was ihnen droht, wenns auch noch so unbedeutend ist, erschreckt sie; daher sagte auch Samuel kein Wort, er trat schüchtern zurück, und stand von ferne; Lisettchen wollte das nicht, sie kam

endlich

endlich mit einem schönen Stückchen Apfel, steckte es zwischen den Pallisaden durch, und sagte, da Junge, iß!

Samuel fühlte Gewissensbisse, denn er war ohne Erlaubniß im Hof, und gegen das strenge Verbot seines Lehrers, sahe er einem fremden Kind' zu, das Herz pochte ihm, und so bekannt mit der Bibel, besonders mit dem Fall Adams, fiel ihm der Apfel, den Eva dem Adam gegeben hatte, mit allen erschrecklichen Folgen dieses Apfelessens so lebhaft ein, daß er zu zittern anfieng, und rief: Nein! Nein! Eva! ich eß — nein! ich esse keinen Apfel. Lisettchen guckte hell und mit offenen Mäulchen den Samuel an, und sagte: Du! — ich heisse nicht Eva, ich heisse Lisette, da nimm das Stück Apfel, ich hab nichts garstiges dran gethan, es ist rein.

„Ja, aber Adam begieng eine so große Sünde, als er den Apfel aß, den ihm seine Frau gab."

O du Geck! Mama schält Papa oft einen Apfel, und giebt ihn ihm zu essen, das ist keine Sünde; Papa sagt oft, Gott läßt die Aepfel drum wachsen, daß sie die Menschen essen, und Ihm dafür danken sollen.

„Ja aber nur zur Mahlzeit, zwischen der Mahlzeit muß man nichts essen."

Hm! unsre Katze frißt oft eine Maus zwischen der Mahlzeit, die thut doch keine Sünde. Da iß!

„Nein ich darf nicht — wenns aber niemand erführe, so wollt ichs doch wohl essen."

Lisette guckte nach allen Fenstern, Samuel auch, und da sie niemand sahen, so aß Samuel das Stück Apfel, es schmeckte ihm vortreflich. Es ist eine sehr alltägliche, aber nie genug bedachte Bemerkung, daß nach dem ersten Schritt die Rückkehr immer schwerer wird; die Sünde schmeckt so edel, so reizend auf den Lippen und auf der Zungenspitze, daß man mit vollem Athemzügen den Gift hinunter schluckt, ohne an die Folgen zu denken, sobald mans nur wagt, sie zu küssen. Bedenkt das, ihr Jünglinge und Mädchen! und schaudert zurück, sobald ihr das reizende Bild nur von ferne wittert.

Nun, was geschah? Samuel hatte den ersten Versuch gewagt, und der Apfel hatte ihm besser geschmeckt, als was er je gegessen hatte; nun erwachte die lange unterdrückte Lust, wie ein wohlgefüttertes aber eingekerkertes Thier, er sagte: gieb mir noch ein Stück, Lisettchen! „Komm herüber!" rief sie frohlockend, ich kann

nicht, schallte Samuels helle Stimme zurück, schon lief er aber am Zaun auf und ab, nahe am Hause stand ein Klotz, flugs war er hinauf, und flugs auf den Zaun, und nun ein Sprung, bey Lisettchen war er. Das war die erste Ausschweifung in seinem Leben, noch nie hatte er mit seines gleichen gelebt und gewebt, nie die süße Menschenfreyheit geschmeckt, er war auf einmal so voller Seligkeit, daß er jauchzte und taumelte.

Wem das übertrieben vorkommt, der setze nur keine Feder an, meine Schrift zu rezensiren, denn ich kann ihn versichern, daß er noch nie der Natur das Schwarze im Auge gesehen hat; und so lang er das nicht hat, gilt mein Liberum Veto, laß das Beurtheilen bleiben, ich gewöhnte mich einmal auf etliche Wochen vom Schnupftobak, ich denk in meinem Leben an die Empfindung, als ich wieder das erste Prißgen nahm; nun denk dir lieber Leser! ein von allen Begriffen von sinnlichen Vergnügen ganz leeres Nervensystem, mit aller seiner Reizbarkeit, zum ersten in einer Gesellschaft, wie Samuels erste Freundin war. Lisette freute sich auch in Samuels Gesellschaft, sie wurde auch streng erzogen, doch nicht in dem Grad wie er. Die Kinder stralten Herzenswonne aus

ihren Augen, und begiengen nichts Sträfliches, sie liebkosten sich, spielten und schwatzten so gut sie konnten. Hätte nun der fromme Tuchtfeld seinen Zögling, aber unter seiner Aufsicht, mit untadelhaften Kindern eine ordentliche Spielstunde halten lassen, ihm täglich ein solches Vergnügen erlaubt, so wäre ihm der jetzige Schritt nicht zur Sünde geworden, und hätte die großen und wichtigen Folgen nicht gehabt, die er nun haben mußte, da die Lüsternheit ein mit Besemen gekehrtes und geschmücktes Haus fand. Indessen vergiengen den guten Kindern die Stunden wie Augenblicke, und Tuchtfeld kam nach Hause, ehe Samuel an eine Rückkehr gedachte; sein Sohn war gewohnt den Vater zu hintergehen, er machte sich also aus seinem Schlupfwinkel wieder hervor, ehe der alte Tuchtfeld wieder nach Hause kam. Bald fragte er nach dem Knaben, man antwortete, er sey noch so eben da gewesen, jeder sah sich nach ihm um, und man fand ihn bey Lisetten. Tuchtfeld sahe das eben nicht als ein großes Verbrechen an, denn er war nicht Menschenkenner genug, um die Folgen errathen zu können, die aus diesem Schritt des Knaben bey einer solchen Erziehung nothwendig entstehen mußten, denn wär er fähig gewesen, so etwas

zu ahnden, so hätte er eine andere Erziehungsart vorgenommen, er that also weiter nichts, als daß er dem Knaben dringend vorstellte, daß er eine doppelte Sünde begangen: erstlich weil er gegen sein Gebot gehandelt, und zweytens, weil er die Zeit eitel zugebracht hätte. Samuel erkannte und fühlte beides, aber es reute ihn so wenig, daß er ein beständiges Heimweh zu Lisetten empfand, und von der Zeit an seine Seele ganz mit ihrer Gesellschaft, und mit dem Gedanken an sie erfüllte.

Sein Lehrer bemerkte eine Veränderung an ihm, er fand ihn immer niedergeschlagen, weniger aufmerksam auf seine Lehren, zuweilen störrisch und widersinnisch, das betrübte den guten Mann, er sann über die Quelle nach, um sie zu verstopfen, aber er konnte sie nicht entdecken; denn Samuel war bey allen Nachforschen schlau genug, sich nicht zu verrathen, weil blos die Hofnung, zuweilen mit Lisetten zu spielen, und sich zu dem Ende wegzustehlen, ihm noch aufrecht hielt, und sein Leiden versüßte; hätte er nun die wahre Ursache entdeckt, so mußte er nicht ohne Grund befürchten, daß man ihm seine süße Hofnung vollends zunicht machen würde. Indessen wurde Tuchtfeld immer unruhiger, denn er sahe, daß die Veränderung

des Knaben fortdauerte, und daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren. Endlich gerieth er auf den Einfall, bey der nächsten Zusammenkunft seine Freunde zu Rath zu ziehen; er that das, kam aber nicht auf den Gedanken, daß der einzige Nachmittag alle seine Arbeit zerstört hätte, mithin sagte er auch nichts davon; es war natürlich, daß keiner von den erleuchteten Männern auf die rechte Spur kam, denn sie bestand aus einer Thatsache, die freylich kein Sterblicher errathen konnte. Der Schluß fiel dahin aus, daß die Quelle von allem blos allein in dem allgemeinen Verderben der menschlichen Natur zu suchen sey, und daß auch folglich kein anderes Mittel angewendet werden könnte, als eine beständige Uebung in der Verläugnung und Abtödtung aller sinnlichen Lüsten, Beschäftigung mit geistlichen Dingen, und ein anhaltendes Gebet. Tuchtfeld faßte also den Entschluß, hinführo noch genauer in seiner Erziehung zu Werke zu gehen. Das würde aber alles nicht geholfen haben, wenn Samuel nicht auf eine andre Art Nahrung für seine Sinnlichkeit gefunden hätte, und dies geschah sogar mit dem größten Beyfall seines Lehrers, und aller Freunde; er bekam Geschmack an der geistlichen Fama, besonders an den darinnen

enthaltenen Geschichten, er verschloß sich ganze Tage mit solchen Büchern; und vergaß Essen und Trinken darüber, das war nun Tuchtfelden gar recht, er munterte ihn auf, suchte ihm aus seinem Büchervorrath mehrere Sachen von der Art, vorzüglich Reizens Historie der Wiedergebornen, Bunians Christenreise nach der seligen Ewigkeit, Gottfried Arnolds Leben der Altväter u. dgl. mit diesen Geschichten füllte Samuel seine ganze Seele an, Lisettens Bild war auch freylich noch darinnen, und blieb auch darinnen, aber alles vertrug sich wohl zusammen. Die heiligsten Frauenspersonen stellte er sich in Lisettens Bild vor, wenn er sich heilige Eheleute dachte, und ihre Geschichte las, so verglich er sich und Lisetten mit denselben; war er bey dem seligen Abrahamus oder Antonius, oder Paphnutius in den schrecklichsten Wüsteneyen, so dachte er sich auch dorthin, in eine Höhle, aber Lisetten auch nicht weit entfernt in einem härenen Sack, und wie er sie und sie ihn zuweilen besuchte.

Wenn ihr Jünglinge und Jungfrauen hier schelmisch lächelt, und euch schief anblickt, als wenn ihr hier geheime Satyre spürtet, so durchdringe euch ein heiliger Schauer, wie einem frisch angeworbenen Räuber, wenn er zum er-

stenmal eine Kirche bestielt. Kein Gedanke kommt in meine Seele, der nur von ferne nach Satyre riecht, ich erzähle wahre Geschichte eines unverdorbenen Knabenherzens. Samuel dachte wahrhaftig an keine fleischliche Liebe mit Lisetten, ob sich gleich bey vielen Kindern schon in diesen Jahren Spuren davon blicken lassen, es war bloße Freundschaft, oder vielmehr die Empfindung eines Einsiedlers in den Armen eines guten Menschen.

Bey allem hohen Gefühl, daß der Knabe im Lesen solcher Sachen empfand, und in dem mächtigen Empordrang den größten Heiligen gleich zu werden, hatte er ein unbeschreibliches Verlangen, Lisetten seiner hohen Freuden theilhaftig zu machen, wenn ich ihr nur meine herrlichen Sachen vorlesen könnte! — das war ein immerwährender Wunsch. Er war angewöhnt, täglich dreymal auf den Knien in der Einsamkeit zu beten. Vorher wars Gewohnheit, als Lisette allein in seiner Seele herrschte, unterbliebs oft, jetzt geschah es feuriger als je, denn Samuel fühlte keine größere Sehnsucht, als ein großer Heiliger zu werden, nur wußte er aber, daß das nicht ohne Gottes sonderbare Mitwirkung geschehen konnte, und daß diese allein durch anhaltendes Gebet erlangt werden

müßte, daher betete er länger und öfter auf den Knien, immer aber schloß er Lisetten mit in sein Gebet.

Endlich traf es sich, daß er aus seinem Kammerfenster Lisettchen wieder in ihrem Hof erblickte, und daß sie wieder spielte, der Versuchung widerstand er nicht; flugs nahm er Arnolds Leben der Altväter unter den Arm, schlich fort in den Hof, setzte sich auf einen Stein an den Zaun, winkte sie zu sich, und las ihr die Geschichte der heiligen Eugenia vor; das Mädchen wurde so dadurch begeistert, daß sie weinte und lachte, besonders als ihr Samuel ganz warm seine Anmerkungen dazu machte, nun dachte aber der guten Kinder keins dran, daß sie belauscht würden; Tuchtfeld stand hinter seinem Samuel, und Lisettchens Mutter, die Frau Kanzeleyräthin, war auf Tuchtfelds Wink auch herbey geschlichen, und stund hinter ihrem Töchterchen, beyde hörten mit Entzücken das Gespräch der Kinder an, wie sie wünschten große Heiligen zu werden, wie sie sich zum Gebet vereinigten und beschlossen, wenn sie groß wären, auch weit weg in den wilden Wald zu gehen, und heilige Einsiedler zu werden u. s. w. Beide Alten entfernten sich wieder ohne bemerkt zu werden, und nun änderte Tuchtfeld seinen

Plan: er glaubte, beide Kinder würden außerordentlich im Guten gefördert werden, wenn sie oft zusammen kämen und gemeinschaftlich lernten; er gieng also zu seinem Herrn Nachbar, und stellte ihm die Sache vor, dieser wars nicht nur zufrieden, sondern freute sich sogar darüber, doch wurde beschlossen, daß Lisette täglich eine Stunde in Tuchtfelds Haus kommen sollte, damit er beide Kinder beständig unter Augen haben und beobachten könnte.

So vernünftig auch dieser Plan ausgesonnen zu seyn schien, so fruchtlos war er in der Ausführung. Lisette kam, aber sie war schüchtern in Gegenwart des alten Mannes, und er war auch viel zu ernsthaft, als daß er sich hätte zu Kinderspielen herablassen können. Samuel sah ebenfalls das Mädchen kaum an; die Kinder fühlten einen entsetzlichen Zwang, so sehr sie sich auch auf die Freyheit, zusammen zu kommen, gefreut hatten. Samuel wurde ermuntert Lisettchen etwas vorzulesen, er thats, aber so furchtsam, und so sehr ohne Theilnehmung, daß er selbst nichts dabey empfand, und das gute Mädchen neben ihm einschlief. Als Tuchtfeld sahe, daß der Vorschlag nicht gehen wollte, so entfernte er beide Kinder wieder allmählig von einander, anstatt daß er sie hätte in

den Hof gehen und sich selbst überlassen sollen, wenn er dies gethan hätte, so würden sie bald gespielt, bald gelesen, und bald sich etwas erzählt haben, er hätte sie ja unbemerkt beobachten können, allein das geschah nicht, und so verdarb er alles. Als Lisettchen nicht mehr kam, so wurde Samuel wieder lau, seine Seele fieng an der Lektüre satt zu werden, besonders da er sie nun niemand mittheilen konnte, und so verfiel er allmählig wieder in seine ehemalige Schwermuth.

Indessen wuchs er heran, er war nun bald zehn Jahr alt, sein Verstand reifte früh, er fühlte etwas Unbehagliches, daß er nicht zu nennen wußte, und das Tuchtfeld einer Versuchung des Fleisches, worunter Satan zum Verderben des Knaben mitwirkte, zuschrieb. Oft unterredete er sich mit ihm über die Sache, er ermahnte ihn zum Gebet und Wachen, zur Mäßigkeit im Essen und Trinken, er stellte ihm die künftige Herrlichkeit lebhaft vor, und ermunterte ihn, die Lebensbeschreibung der Frau von Guyon zu lesen. Samuel gehorchte, besonders in Ansehung des letztern Punkts, denn diese Geschichte kannte er noch nicht; wie nun alles was er las, mit Macht auf sein Herz wirkte, so giengs auch jetzt. Das Beyspiel der

Frau Guyon belebte ihn so, daß er beschloß ganz in ihre Fußtapfen zu treten; er that auch damals ein feyerliches Gelübde, Lebenslang ganz für Gott zu leben, und auch seine Lisette, das Liebste was er auf der Welt hatte, zu verläugnen. Dieser Enthusiasmus dauerte fast ein Vierteljahr, als sich etwas zutrug, daß alles wieder zu Grund richtete, was er aufgebaut hatte.

Tuchtfeld hatte ein sehr gutes Herz, und einen vortreflichen Willen; wenn er das ganze menschliche Geschlecht hätte auf seinen Rücken in den Himmel tragen sollen, er hätte es unternommen, aber die Anlage seines Geistes war zu eng eingeschränkt, die Wahl der Mittel zu seinem Endzweck war selten die beste. Der große vortrefliche Plan, den der sel. August Hermann Franke bey der Anlage des Hallischen Waysenhauses befolgt hatte, schwebte ihm immer vor Augen. Der Enthusiasmus für das Reich Gottes trieb ihn endlich so weit, ein gleiches zu wagen, und der gute alte ehrliche Tuchtfeld glaubte, es gehöre nichts mehr dazu, als ein blindes Vertrauen auf Gott. Hätte er nun die Natur des christlichen Heldenglaubens recht gekannt, und sich dann geprüft, so würde er gefunden haben, daß er nur den Schein, aber

nicht das Seyn desselben besäße. Hier ist eine Klippe, an welcher viele große und übrigens rechtschaffene Männer scheitern.

Christus und seine Apostel reden viel von der Macht des Glaubens, alles concentrirt sich in den Worten; Alles ist möglich dem der da glaubet, und das ist auch eine ewige Wahrheit, sie ist sogar nach dem Wortverstande richtig; nur müssen wir die Sache sehr wohl auseinander setzen, wenn wir nicht auf sehr gefährliche Irrwege gerathen wollen: ich will einmal den Fall stellen, Gott gäbe einem rechtschaffenen Christen die vollkommene Gewalt über die Natur, so daß er in der That große natürliche Wunder wirken könnte, gehörte dann nicht auch göttliche Weisheit dazu, um eine solche Wahl zu treffen, daß man nicht etwas in der Natur zerstörte, oder sonst den großen Plan Gottes in seiner Regierung durchkreuzte? Diese göttliche Weisheit kann aber niemand haben als Gott; es bleibt also nichts anders übrig, als daß Er, wenn Er durch einen Menschen ein Wunder wirken will, ihm in dem Augenblicke einen göttlichen Blick in die Seele stralen läßt, in welchem der Wunderthäter erkennet, er werde Kraft haben, das Wunder zu verrichten, und zugleich ein tiefes Zutrauen zu Gott fühlt, es

werde ihm zu seiner Ehre gelingen. Dies ist eigentlich der wahre Wunderglaube. Es ist natürlich, daß sich Gott solcher Mittel niemals bediene, so lang er durch den ordentlichen Lauf der Natur seinen Zweck erreichen kann; nun wollte Christus seine Apostel und die apostolische Männer durch seinen Geist zum Wunderthun ausrüsten, er mußte ihnen also Winke geben, daß sie jenem göttlichen Lichtstrahl in ihrer Seelen folgen, ihm glauben müßten, und wenn sie das thäten, so sollten sie Berge versetzen.

Hieraus folgt, daß man nicht eher ein Wunder wirken kann, bis man jenen Blick in der Seele fühlt, so daß man auf einmal die Möglichkeit erkennt, Kraft empfindet und den Nutzen einsieht, den das Wunder haben soll.

Auf eine ähnliche Art geht es zu, wenn große Glaubenshelden wunderliche Dinge ausführen, die eben gerad keine Wunder sind, doch aber gemeine Kräfte übersteigen, wie zum Beyspiel der sel. Franke und andere mehr. Es lag in dem Plan der Vorsehung, daß Halle ein Waysenhaus haben sollte, in demselben war die Summe des Guten gegen die Masse des Bösen abgewogen, welche diese Anstalt hervorbringen würde, und gefunden, daß mehr Gutes daraus entstehen würde als Böses; dies ist alles

mal der Bestimmungsfall, wenn Gott etwas gelingen läßt. Nun kann aber kein Mensch, auch der heiligste, nicht vorherwissen, ob der allerwohlthätigste, und dem Ansehen nach lauter Glückseligkeit hervorbringende Vorschlag wirklich so gute Folgen haben werde? er kann sogar an einem Ort Segen, am andern aber Fluch werden, nur Gott, der die Zukunft ins unendlich Kleine und unendlich Große höchstdeutlich erkennt, der kanns bestimmen.

Nimmt nun ein Mensch sich einen solchen, dem Ansehen nach wohlthätigen Plan vor, und er gelingt nicht, so beschuldigt man Gott und sein Wort der Unwahrheit, denn man sagt, er habe ja versprochen, daß der, welcher glaube, Berge versetzen solle, da irrt man entsetzlich, und sündiget noch dazu. Jetzt will ich genau bestimmen, wie's zugeht, wenn Gott durch einen Glaubenshelden etwas ausführen will: Er wählt solche Helden darum, um sie als Beyspiele darzustellen, was ein Mensch in einem vollkommenen Zutrauen auf Gott vermöge, und um seine Religion immer mehr und mehr zu legitimiren; wären wir alle solche starke Glaubensmänner, so würden wir genug zu thun finden, ohne daß wir nöthig hätten, wie Tuchtfeld willkührliche Plane zu machen. Darnach

ordnet Er den äußern Gang der Dinge in der Welt so, daß der Glaubensheld eine Lücke, einen Mangel entdeckt, seine brennende Liebe zu Gott und zu Menschen treibt ihn an zu beten, Gott möchte doch den Mangel abhelfen! auf diese oder eine ähnlich Art bemerkte Franke die Nothwendigkeit eines Waysenhauses, zugleich stellte Gott einem solchen Mann durch seine äußere Regierung Winke an den Weg, die ihm eine entfernte Hofnung machen, er werde vielleicht zum Zweck kommen, wenn er die Sache unternähme; so wußte Franke, daß er durch ganz Teutschland ungemein viele und reiche Freunde und Gönner hätte, das waren Winke für ihn, die ihn anlockten, etwas zu unternehmen; nun kommt das eigentliche Verdienstliche eines solchen Mannes: weil er keine Mühe scheut, alles aufopfern will, Gott und Menschen in einem hohen Grade liebt, und Gott über alles vertraut, auch da, wo es finster aussieht, darum erwählt ihn eben Gott zu einem Werkzeug und läßts ihm gelingen. Dies ist die wahre Beschaffenheit der Sache.

Wenn aber sein Mensch einen Einfall bekommt, dies oder jenes wäre schön und gut, ohne Winke und geheime Aufmunterung von

der

der Vorsehung dazu zu haben, und dann so etwas aus selbst gewählten eiteln Vertrauen auf Gott unternimmt, so gehts ihm gerade so wie dem guten Tuchtfeld, er wird zu schanden. Dieser gute Mann faßte den Vorsatz, aus der Glaubenskasse zu Berlenburg ein Waysenhaus zu bauen, dazu wählte er einen sonderbaren Plan. Um die ganze Sache noch mehr von der Vorsehung abhängig zu machen, so wollte er an einem hofnungsvollen Ort ein Bergwerk anbauen, dies sollte die Quelle zur Anlage des Waysenhauses und dessen künftigen Erhaltung seyn; nun hatte er aber gar nichts zum Anbau eines solchen Bergwerks, daher setzte er seinen Plan schriftlich auf, und machte ihn öffentlich bekannt, um Unternehmer zu bekommen. Dieser fanden sich bald eine ziemliche Anzahl, unter welchen auch Theobald, Samuels Vater war, denn dieser hielt tausend Stücke auf Tuchtfeld. Alles gieng gut von statten, man kaufte ein ganzes Bergwerk, wo der beste Anschein war, man hieb einen breiten Silbergang an, baute eine Silberhütte, und jedermann glaubte, Tuchtfeld würde seinen Vorsatz noch leichter ausführen, als Francke selber; aber was geschah? der Ort, wo das Bergwerk mit seiner Hütte lag, war

über sieben Stunden von Berlenburg entfernt, es mußte jemand da seyn, der das Werk verwaltete, dazu bestimmte Tuchtfeld seinen Sohn, den er bey aller sorgfältigen Erziehung weniger kannte, als alle andere Menschen, denn er war eben durch die Strenge der mystischen Erziehungsart zum Erzheuchler geworden, und da alle seine Lüste nur blos gefangen, aber nicht gebändigt waren, so kams nur auf eine Gelegenheit an, einmal recht frey, und zugleich zum wilden unbändigen Thiere zu werden. Kurz, der junge Tuchtfeld hausete so, daß in sehr kurzer Zeit sein Vater und alle Unternehmer nicht nur um das ausgelegte Geld, sondern sogar in eine Schuldenlast kamen, die das Bergwerk mit seinen Hütten bey weitem nicht bestreiten konnten. Der feine Verwalter riß aus, und wurde Soldat, die Creditoren nahmen das Bergwerk mit der Hütte weg, die Unternehmer verloren ihr Geld, Tuchtfeld, Ehre, Liebe und Achtung, und der Credit, den bisher die Berlenburger Pietisten vor der Welt behauptet hatten, bekam einen entsetzlichen Stoß.

Alles dieses geschah als Samuel bey Tuchtfeld war; gleich nach der Zeit, als der Knabe Lisetten kennen lernte, gieng der junge Tuchtfeld aufs Bergwerk; jetzt als der Vorfall sich

mit Samuel zutrug, den ich aber zuletzt erzählte, wie er nämlich durchs Lesen der Lebensgeschichte der Frau von Guyon zu einem Gelübde Lebenslang Gott zu dienen angefeuert wurde, fieng der alte Greis an zuerst in Erfahrung zu bringen, wie sein Sohn Haushielt, dies brachte den guten Mann außer aller Fassung, er glaubte, sein Sohn sey ein sehr frommer rechtschaffener Jüngling; er glaubte sein Plan, ein Waysenhaus zu bauen, sey von Gott; er glaubte, das heerliche schöne Bergwerk sey ein Geschenk Gottes, und ein unfehlbares Zeichen seines Beyfalls, mit einem Wort, er glaubte — glaubte — und glaubte, und betrog sich entsetzlich, er reiste selber nach dem Bergwerk, und in dieser Zeit wurde Samuel verwahrlost; niemand beobachtete ihn, er besuchte anfänglich nur Lisetten, allein dabey bliebs nicht, er gerieth in die benachbarten Häuser, man hatte seine Freude daran, ihn zu verderben, um den Pietisten nur einen Tort zu thun; alle seine Neigungen und Begierden wurden mit einem Schwall von Befriedigungen überhäuft, er erfuhr auf einmal so viel Unthätiges, lernte so viele schändliche Zweydeutigkeiten, wurde so eigenwillig und unmäßig, daß er in allen Unarten, allen Knaben seines gleichen bald zuvorkam, jeder gute Funke schien in ihm

zu verlöschen, und Tuchtfelds Haus war ihm jetzt nur ein Kerker, den er ärger als die Pest scheute, bald war er das allgemeine Stadtgespräch, und man log noch so viel dazu, daß das Gericht schon lang einen kleinen Satan aus ihm gemacht hatte, als es vor seinen Vater kam. Dieser hatte auch ein ziemlich Stück Geldes ins Bergwerk gesteckt, und noch früher die Haushaltung des Verwalters gehört, als der alte Tuchtfeld; indessen kam noch ein und anderes dazu, welches ihm einen Verdacht gegen verschiedene von den Männern, die er sonst für so heilig gehalten hatte, beybrachte; denn man geht in dem Fall gemeiniglich von einem Extrem zum andern über, anfänglich hält man solche Leute für Engel, und wenn man gerad nicht alles nach seiner Meynung ganz untadelhaft findet, so fängt man an, alles für Betrug und Heucheley zu halten. Dazu kam noch, daß er, wegen der Nähe von Berlenburg und Schwarzenau gar zu viel Besuche bekam, alle Augenblicke war einer da, der ihm entweder an seiner Arbeit hinderte, oder mit an seinem Tisch aß und trank; das wurde ihm endlich lästig, so daß er allmählig anfieng, sich zurück zu ziehen, indessen blieb er doch noch immer ihres Glaubens und ihrer Meynung, und las alles, was in der

neuen Buchdruckerey gedruckt wurde; nun hörte er seines Samuels Verderben, und des alten Tuchtfelds Abwesenheit, augenblicklich machte er sich auf, um den Knaben abzuholen, und ihn wieder zu sich zu nehmen, er kam nach Berlenburg hin, hörte aber zu seinem größten Schrecken, daß er verloren war, und daß man ihn auf herrschaftlichen Befehl allenthalben suchte; dies schlug den guten Mann ganz zu Boden, alle seine Glaubenskraft und sein Vertrauen auf Gott verließ ihn, er lief bald hier, bald dahin, und wußte nicht, wo er anfangen und endigen sollte, aber was halfs? Samuel war nirgends zu finden, er war fort; sein Vater bot viel Geld, gab Leuten Commißion, Land und Sand zu durchstreichen, Wässer und Brunnen zu untersuchen, aber alles vergebens, er mußte wieder nach Hause reisen, und seiner Frauen die schreckliche Post selber überbringen, welche bey Anhörung dieser Nachricht aus einer Ohnmacht in die andere fiel, nach und nach ermunterten sich beide, trösteten sich, und faßten sich so gut sie konnten. Dietrich hatte noch eine Tochter und einen Sohn mit seiner Frauen gezeugt, dabey bliebs auch, so daß sie in allem nur drey Kinder hatten.

Meine Leser werden sich wundern und verlangen zu wissen, wo der Knabe Samuel hingekommen sey, jetzt will ich ihnen aus dem Traume helfen; der gute Junge fieng an, ob er gleich nur erst 10 Jahr alt war, eine gänzliche Veränderung in seiner Seele zu spüren; sein Bücherlesen hatte ihn auf einen hohen Grad der Phantasie gestimmt, in dieser Stunde schwebten ihm alle heilige Personen mit allen Schicksalen, die er je von ihnen gelesen hatte, vor den Augen, dann hätte er alsofort in die entferntesten Wüsteneyen gehen, und ein Einsiedlerleben beginnen mögen, in einer andern Stunde war das alles wieder verschwunden, dann hauste und sauste er in einem so wilden Knabenleben, daß Fensterzerschmeissen, Löcher in die Köpfe werfen, und Zotenreissen Kleinigkeiten für ihn waren. In einem so wilden Zeitpunkte trug sichs zu, daß er auf der Wiesen mit andern Knaben spielte, als auf einmal ein wüthender Hund entdeckt wurde, er kam die Wiese heraufgetaumelt, schäumte und purzelte mitten unter die Knaben hin, ehe sie sichs versahen; ein paar wurden gebissen, wovon auch einer wirklich angieng, und sich innerhalb 14 Tagen zu Tode raste. Samuel war mit dabey, er hatte auf der Wiesen eine schreckliche

Angst ausgestanden, auch war er oft an dem Fenster der Stuben, in welcher sein armer Kamerad den erbärmlichen Kampf kämpfte, der einen Menschen nur treffen kann, er sahe alles mit an, auch den Tod des armen bedauernswürdigen Knaben.

Diese Geschichte machte einen so tiefen Eindruck auf Samuel, daß er eine ganze Nacht bald auf den Knien, bald aufs Angesicht hingestreckt, und in lauter Thränen zubrachte. Sein ganzes Leben schwebte ihm vor Augen, alle seine Jugendsünden standen wie schwarze Furien vor ihm, die ihn verschlingen wollten. Tuchtfelds Lehren kamen ihm jetzt als Worte Gottes vor, die er übertreten hatte, und er also verdammungswürdig war. Endlich gegen den Morgen drung ihm ein sanfter durchdringender Stral bis ins innerste seines Herzens, er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sich von allen Menschen zu entfernen, und in irgend einem Walde sein Leben in lauter Andachtsübungen zuzubringen. An Kleider, an Essen und Trinken, an Frost im Winter und an wilde Thiere dachte er ganz und gar nicht, mit dieser innigen Rührung verlor sich seine Angst, so als wenn Gott nun durch dies Opfer versöhnt wäre, an die Stelle trat ein so tiefer Seelenfriede in sein

Herz, daß sein ganzes äußeres Ansehen davon erheitert wurde, so daß ihn des Morgens früh seine Hausleute fragten, wie ihm zu Muthe wäre, er sähe ja gar sonderbar aus? Darauf antwortete er nichts sonderliches, vorzüglich aber hütete er sich etwas von seinem Vorhaben zu entdecken, denn er wußte wohl, daß man ihn an Ausführung desselben verhindern würde, indessen packte er seine Wäsche und nothwendigste Kleider zusammen, praktizirte sich aus dem Haus, schlenderte so herum, entfernte sich allmählig, fort war er.

Samuel dachte an keinen Weg, oder wohin er wollte, das war ihm alles gleichgültig, wenn er nur tief in den Wald, und weit von den Leuten weg kommen konnte; nun befindet sich zwischen der Grafschaft Berlenburg und dem Herzogthum Westphalen ein großes waldigtes Gebirge, in welchem man auf ganze Stunden lang keinen Menschen antrift, dahinauf wendete der Knabe sein Angesicht, er lief so sehr, daß er am Abend schon vier Stunden weit fort war, denn er war erst des Mittags nach Tisch weggegangen. Nun kam er endlich auf einen waldigten Bergrücken, die untergehende Sonne stralte ihm in die Augen, weit und breit sahe er nichts als Berg und Wald,

da war er nun, er fühlte Hunger, denn an Getränke mangelte es ihm nicht, überall waren frische Quellen genug; aber was hatte er nun auf den Abend zu essen? Die herannahende Nacht machte ihm auch Angst, Wölfe, wütende Hunde, Gespenster, alle Schreckbilder fielen ihm ein. O wie wünschte er sich wieder in Tuchtfelds Haus zurück! das war aber nun nicht mehr möglich, er hatte die Bibel, auch noch ein und anderes gute Büchlein zu sich gesteckt, er schlug auf, las darinnen, aber das gab ihm alles keinen Trost, denn der Magen erinnerte ihn unaufhörlich ans Essen, er durchlief in seinen Gedanken die Geschichten der heiligen Einsiedler, und suchte Trost in der Erinnerung an ihre Schicksale, aber welch ein erbärmlicher Trost Wurzeln und Kräuter zu essen? — er rupfte einen Strauch Sanikel aus, kaute, aber er erschütterte für den Geschmack und spie es wieder aus, er kaute Thaunesseln und Schafgarbe, aber von dem allen wollte nichts hinab, nun fieng er erbärmlich an zu weinen, indessen wurde es allmählig dunkel, es fiel ihm ein, wie leicht es möglich wäre, daß ihm der Satan in dieser Nacht erscheinen, und ihn auf eine harte Probe setzen könnte, den Gedanken kon-

te er nicht ertragen, er fieng laut an zu schreyen und betete herzlich zu Gott um Erbarmung.

Indem er nun so hin und her gieng, so entdeckte er nordwärts am Abhang des Berges einen Rauch, wie sich der gute Samuel freute! Spornstreichs lief er darauf zu, denn er sahe wohl an dem Rauch, daß da jemand Kohlen brennte; in weniger als einer Viertelstunde kam er bey dem Kohlbrenner an; dieser war ein etwas ältlicher Mann aus der Grafschaft Leisenburg, zwo Stunden von dem Breitenauer Hof wohnhaft, wo Samuel zu Hause war. Der gute Kohlbrenner erstaunte, als er den Knaben in der Wildniß daher laufen sah, seine Kleider zeugten, daß er kein Bettelbube war, daran dachte er aber in aller Welt am wenigsten, daß er jetzt das Glück haben würde, einen heiligen Anachoreten von Angesicht zu sehen. So wie Samuel den Mann sahe, so verlor sich auch alle Furcht, und auf einmal wachte die Lust wieder in ihm auf, ein Einsiedler zu werden, sogar fiel ihm ein, daß die Angst, die er so eben ausgestanden hatte, wohl eine Probe vom lieben Gott gewesen seyn könnte, der ihn hätte in Versuchung setzen wollen, ob er auch Stand halten würde; jetzt schämte er sich herzlich seiner Schwachheit, und er nahm sichs nun fest vor,

nicht wieder so bang zu werden, damit ihn aber der Kohlbrenner nicht wieder nach Hause schicken möchte, so beschloß er ja nicht zu sagen, wo er her wäre; in dieser Gesinnung trat er daher. Mit einer sehr ernsten Miene, so wie er sich die Einsiedler vorstellte, fieng er an:

Grüß euch Gott! Kohlbrenner!

„Dank hab' Junge! wo kommst du her, und was bringst du?“

Ich komme aus der Welt, und gehe zum Himmel, ich bin ein Einsiedler.

Der Kohlbrenner lachte, guckte ihn starr an, und sagte:

„Da kommst du übel an, denn hier ists eine recht mühselige Welt, und alle Bäume da, sind lange nicht hoch genug, um dahinauf in den Himmel zu klettern.“

O ihr einfältiger Mann! so meyne ichs nicht, ich will ein Einsiedler werden, hier im Wald will ich wohnen bleiben und Gott dienen.

„Ha! ha! so! jetzt versteh ich dich erst, wo bist du denn her?“

Ich bin aus dem Hessenlande, meine Eltern sind arme Leute.

„Ey! ey! zwo Lügen in einem Oden, du bist nicht aus dem Hessenlande, das hör ich an

der Sprache, und deine Eltern sind auch nicht arm, das seh ich ja an deinen Kleidern.

Samuel ward roth, denn er hatte sich vergallopirt. Nun ja fuhr er fort, so will ichs euch denn nur sagen, ich bin von Berlenburg, mein Vater ist ein Schneider daselbst, der schreibt sich Haaße. Dies mußte der Kohlbrenner glauben, denn es war wahrscheinlich.

„Wie kommst du denn dazu, von deinem Vater wegzulaufen und ein Einsiedler zu werden?“

Ich hab in den Büchern gelesen, daß es Leute gegeben hat, die in die Wüsten gegangen, und sehr heilig geworden sind, so will ichs nun auch machen und heilig werden.

„Das ist recht brav, ich wünsch dir Glück dazu; wo willst du aber Essen bekommen?“

Ich will brav beten, so wird mirs unser Herr Gott bescheren.

Der Kohlbrenner war ein drollichter spashafter Mann, er hatte auch von solchen Sachen gehört und gelesen, er beschloß also mit den Knaben seinen Spaß zu haben, er legte sein Holzbeil nieder, gieng in seine Hütte und suchte sich etwas zu essen hervor. Samuel stand draussen, und sah das Ding so von weiten an, er war auch hungrig, mochte aber doch nichts

sagen. Endlich fieng der Kohlbrenner an: geh bete, damit du auch etwas zu essen bekommst! Samuel schämte sich, gieng und kniete hinter einem Strauch nieder. Der Kohlbrenner machte indessen ein tüchtiges Butterbrod zurechte, schlich heraus, und legte es auf einen Stein, nicht weit von der Hütte, und machte sich wieder an seinen Ort. Als nun Samuel aufstand und wieder kam, so fand er das schöne Butterbrod da liegen, er nahms ohne Bedenken, und fieng an zu essen; der Kohlbrenner verwunderte sich und erstaunte, wie er zu der Speise gekommen wäre, endlich fiels ihm ein, ha ha, sagte er, jetzt weiß ichs, als du betetest, so kam ein großer weisser Vogel daher geflogen, der legte da etwas auf einen Stein, hat das Butterbrod nicht auf einen Stein gelegen?

„O ja! ist das wirklich wahr?“

Ja freilich! nun daß ist recht, sieh! wenn du betest und ein frommer Einsiedler wirst, so kann es dir nicht fehlen, aber wo willst du die Nacht schlafen?

„Ey laßt mich doch in eurer Hütte schlafen, morgen will ich mir eine Hütte bauen.“

Gut, das kann geschehen.

Samuel schlief also die Nacht ganz ruhig, der Kohlbrenner dachte aber nach, welche Angst

seine Eltern jetzt um ihr Kind haben würden, er besann sich, wie er das Ding bekannt machen wollte, er durfte von seinem Kohlmeiler nicht weg gehen, denn der war am brennen, und nur des Sonntags kam seine Frau und brachte ihm für die Woche etwas zu essen; er fand also kein ander Mittel, als Geduld zu haben, bis ers bekannt machen könnte. Des andern Morgens, als Samuel aufgestanden war, so fieng der Kohlbrenner an: Samuel! unser Herr Gott hat mir in den Sinn gegeben, daß du so lang mit mir essen sollst, als ich hier Kohlen brenne, aber wenn du ein Einsiedler werden willst, so darfst du nicht hier bey mir in der Hütten wohnen, du mußt dir eine eigne Hütte bauen, das war den Knaben ganz recht, er schleppte also Büsche zusammen, machte sich eine Hütte daraus, so gut er konnte, und schlief auch darinnen. Jetzt glaubte er wirklich ein Einsiedler zu seyn, er freute sich darüber, hielt seine Betstunden des Tages, und las in seinen Büchern. Der Kohlbrenner hatte indessen seinen Spaß mit ihm, bald ängstigte er ihn des Nachts, und machte ihn hernach glaubend, es sey der Satan gewesen, der ihn versucht habe; ein andermal sprach er von weitem mit ihm in dem Ton eines Engels u. s. w. Dem allen

ungeachtet kam dem guten Samuel in kurzen Tagen die Reue an, das Einsiedlerleben fieng ihm an leid zu werden, er ließ sichs auch deutlich genug merken, allein der Kohlbrenner verwieß ihm seine Reue, und ermunterte ihn, seinen Vorsatz getreu zu bleiben. Alles half aber nicht, der Knabe verlor sich, er packte heimlich wieder seinen Bündel, und während der Zeit der Kohlbrenner gieng Wasser zu holen, so wandelte er fort, des Weges, welchen er gekommen war. Samuel glaubte ihn leicht wieder zu finden, aber es fehlte ihm, er gieng irre im Walde, und kam endlich nach mehr als fünf Stunden auf einem großen einsamen Bauernhof an, welcher zugleich ein Wirthshaus war und an einer Straße lag, die von Cassel aus in Westphalen führt. Dieser Hof heißt auf der Leinen Struth, er ist wegen des Aufenthalts der Spitzbuben berüchtigt, und gehört in die Grafschaft Berlenburg. Samuel war von Herzen müde, hungrig und betrübt, jetzt wars ihm nicht mehr ums Verläugnen zu thun, er kam ins Haus, weinte, und erzählte dem Wirth und der Wirthin, welche am Feuer saßen, daß er des Dietrich Theobalds Sohn auf dem Breitenauer Hof sey, daß er zu Berlenburg bey Herrn Tuchtfeld in der Kost gewesen, und

daß er weggegangen sey, um ein Einsiedler zu werden, das wäre ihm aber wieder leid geworden, nun hätte er wieder nach Berlenburg gehen wollen, hätte sich aber irre gegangen; er bat flehentlich, man möchte ihm doch etwas zu essen geben, und ihm dann den Weg nach Berlenburg weisen. Die Leute hatten wohl gehört, daß der Knabe sey verloren worden, sie gaben ihm also zu essen, und weil es für heute zu spät war, so vertrösteten sie ihn, daß sie ihm morgen jemand mitgeben wollten.

Des Abends legten sie den Knaben auf eine Kammer auf ein Bett, wo er sanft und ruhig einschlief. Nun war in diesen Zeiten eine fürchterliche Spitzbubenbande berühmt, welche durch eine Frau aus der Grafschaft Leisenburg commandirt wurde. Dies Weib hieß man die Schnuhs, ihr Mann war ein Nagelschmidt, in ihrer Nachbarschaft war sie als eine brave rechtschaffene Frau bekannt, und weil sie sehr rasch in allen ihren Handlungen war, so hatte man ihr den Beynamen die Schnuhs gegeben, welches Wort im dortigem Dialekt eine rasche Person bedeutet. Wenn nun ihr Mann eine Parthe Nägel fertig hatte, so packte sie sie in einen Sack und gieng fort, unter dem Vorwand

damit im Heßischen und Wittgensteinischen zu haußiren, das that sie aber nicht, sondern sie kam hieher nach der Leimen Struth, wo sie, wie an andern Orten mehr, ihren Stapel hatte, hier kleidete sie sich prächtig, wie ein Cavalier, ihre Cameraden sammelten sich dann zu ihr, sie setzte sich zu Pferd, dann streiften sie herum, verübten greuliche Mordthaten und Räubereyen, und wenn sie's Zeit dauchte, so legte sie ihre Mannskleider wieder ab, packte ihren Pündel, und kam als eine ehrliche brave Frau wieder nach Haus; ihr guter Mann freute sich dann, wenn sie ihm einen so schönen Pack Geld brachte, sie hütete sich aber wohl, daß sie ihm nicht mehr gab, als die Nägel werth waren, damit er keinen Verdacht schöpfen möchte. Das währete so lange fort als es konnte, sie war allenthalben unter dem Namen des Baron Schnaus auf eine fürchterliche Art bekannt, bis sie endlich wegen einer grausamen Mordthat ertappt, entlarvt, und nach Leisenburg geführt wurde; ihr Mann dachte an nichts weniger als an so etwas, er wohnte nur eine Stunde von Leisenburg, auf einem Dorf; die Neugierde trieb ihn, mit andern Nachbarn hinzulaufen, denn es gab ein Landgerücht, man brächte den

Baron Schnaus gefangen, und er sey eine Frau. Der arme bedauernswürdige Mann stellte sich, um den Zug recht zu sehen, ans Thor, er kam — er sah den Baron, er erstarrte, fiel in Ohnmacht, und wurde nach Hause gebracht, ohne zu wissen wie; nicht lange hernach wurde sie hingerichtet.

Den nämlichen Abend, als Samuel nach der Leimen Struth gekommen war, und da übernachtete, war auch die Schnuhs oder der Baron Schnause in der Gegend auf einer Streiferey. Nach elf Uhr kam er mit einem Trupp von zehn Spitzbuben ums Haus geschlichen, und als alles still war, so schlupfte einer nach dem andern herein; der Wirth und die Wirthin fanden sich herzu, nun giengs ans Schmausen und Raub theilen. Da nun das alles auf einer Stube geschah, welche an Samuels Kammer stieß, so erwachte der arme Knabe, er konnte für dem Getöse nicht schlafen, er wälzte sich im Bett herum, und endlich stand er auf, zog seine Hosen an und kam in die Stube, er wußte und dachte nichts Böses, aber seine Kühnheit hätte ihm bald das Leben gekostet, denn gleich bey dem Eintritt des Knabens schauten alle auf, der Wirth sprang herzu, stieß ihn zurück, und befahl ihm auf seine

Kammer zu gehn und nicht zu mucken. Schnause, der im höchsten Grad blutdurstig und behutsam war, schwur im Augenblick dem Knaben den Tod. Der Wirth machte ihm Vorstellungen, und erzählte ihm wer er wäre, auch die andern baten für sein Leben. Nichts da! rief der oder die Grausame, die Canaille kann uns verrathen, aus dem Weg mit ihm! damit zog er sein Schlachtmesser, und drang, alles Bittens ungeachtet, in die Kammer, allein der gute Engel Gottes hatte das arme Kind aus dieser Mördergrube geführt: denn Samuel hatte gleich gemerkt, daß es mit den Leuten nicht richtig sey, der Angstschweiß drang ihm überall durch die Haut, geschwind zog er Schuh und Strümpfe an, kaum war das geschehen, so hörte er Schnausens Mordstimme, er flog zur andern Thür hinaus, und fort durch die Hinterthür unter den freyen Himmel; die Angst beflügelte seine Füße, er lief nicht, sondern er floh über den Zaun und ins Gebüsche hinein. Schnause mit der ganzen Gesellschaft wurde unruhig, denn sie mußten befürchten, der Knabe möchte ihnen entkommen und sie verrathen; sie durchsuchten erst das Haus, und als sie ihn nicht fanden, so durchstrichen sie noch vor Tagesanbruch Berg und Thal, um ihn zu erha-

schen, sie würden ihn auch gewiß gefunden haben, wenn ihn Gottes Erbarmung nicht auf besondere Wege geführt hätte. Sobald er im Gebüsche war, athmete er freyer, doch ruhte er nicht, sondern schlupfte still durch Gesträuche fort, ohne zu denken wo er hinkäme; jetzt dachte er nicht an Gespenster, und diese Geschichte beweist recht angemessen, wie sehr Davids Gebet aus der innersten Wahrheit der Seelenlehre herausgesprochen war: ich will lieber in die Hand Gottes fallen, als in die Hände der Menschen. In weniger als einer Viertelstunde kam Samuel auf einen Fußpfad, welchen er aller Dunkelheit der Nacht ungeachtet bey dem Sternenlicht bemerkte, er bedachte sich nicht lange, was er thun wollte, sondern er sprang über den Fußpfad ins Gebüsche, und kaum stand er da, so übermannte ihn die Müdigkeit so, daß er nicht weiter konnte, er kroch also in den düstern Strauch, und streckte sich ins Laub, kaum lag er da, so hörte er Menschen gehen, und leise mit einander sprechen, sie kamen immer näher, und der arme Knabe zitterte für Furcht, bald verstand er was sie sagten, er hörte, daß der eine mürrisch war, indem er heraus stieß, da war ja nichts zu befürchten, wenn man doch kein gut Gewissen hat! wir hätten

ja nur zu sagen brauchen, wir seyen Kaufleute, so hätte ja der Junge im geringsten keinen Argwohn bekommen, ich gehe nicht weiter, wer wird den Knaben so weit suchen, er ist auch gewiß so weit noch nicht gelaufen, ich kehre wieder um, und ich auch, antwortete der andere; sie stunden eine Weile und giengen wieder zurück.

Samuel gerieth bald in einen Schlaf, und als er erwachte, war es Morgendämmerung, nun stand er auf, und fieng wieder an durchs Gebüsche fortzuschlupfen, doch hielt er sich immer nahe an den Fußpfad, welcher ihn in einer halben Stunde aufs Freye führte; nun sah er nicht weit vor sich hin einige Leute auf dem Felde arbeiten, sie kamen ihm vor, wie Engel Gottes, noch einmal spannte er seine Kräfte an, um zu ihnen zu kommrn, bald war er da, nun weinte er laut und setzte sich nieder; die Leute erstaunten, standen um ihn her, bedauerten ihn und fragten ihn, wo er herkäme? er erzählte ihnen die ganze Geschichte, wie und warum er von Berlenburg weggegangen sey, wo er gewesen, und in welcher Angst er die Nacht zugebracht habe; die Leute hatten herzliches Mitleiden mit ihm, sie nahmen ihn mit sich ins Dorf, und erquickten ihn mit Essen

und Trinken, darauf beschlossen sie, ihn mit einen Boten nach Berlenburg zu schicken, welche Stadt nur drey Stunden von da entfernt war, und zugleich dort der Obrigkeit anzuzeigen, daß wieder Spitzbuben auf der Leimen Struth gewesen seyen. Den Vormittag schlief Samuel aus, und den Mittag nach Tisch, reiste er mit einem Begleiter nach der Stadt ab.

Das vierte Hauptstück.

Von diesem Punkt an nahm Samuels Erziehung eine ganz andere Wendung, er fand den alten Tuchtfeld sehr niedergeschlagen und traurig, er freute sich zwar über seines Zöglings Wiederkunft, aber seine eigene Angelegenheiten beschäftigten ihn so, daß er sich wenig mehr um ihn bekümmerte, doch schickte man alsofort einen Boten nach Breitenau, sein Vater kam mit demselben zurück, und weinte für Freuden, als er sein Kind wieder sah. Ich will mich mit den liebreichen Vorwürfen nicht aufhalten, welche dem Knaben gemacht wurden, die ganze Geschichte wurde bekannt, und der Muthwille gab dem Samuel den allgemeinen Beynamen des Einsiedlers. Theobald nahm

ihn mit sich nach Hause, um auch seiner Frauen die große Freude über ihren wiedergefundenen Sohn vollkommen zu machen. Er blieb einige Zeit bey seinen Eltern, welche sich beständig fort berathschlagen, wie sie seine weitere Erziehung aufs beste veranstalten möchten, aber damit noch nicht aufs Reine kommen konnten. Die außerordentliche Fähigkeit des Knaben aber bestimmte sie, ihm den Studiren zu widmen.

Endlich fand sich ein Weg dazu, der nicht besser zu wünschen war: Der Herr Baron von Wirthen hatte in der Stille sich beständig fort nach seiner Schwester und Schwager erkundigt, öffentlich aber sich so betragen, als wenn sie nicht in der Welt wären. Seine Gemahlin, welche von gutem Adel, und eine vortrefliche Dame war, fieng auch endlich an mit Wärme von der Schwester zu reden, denn sie sahe, daß sie ihre Sache gut machte, daher lag sie ihrem Eheherrn an, die ganze Theobaldische Familie einmal zu invitiren, dies war immer aufgeschoben worden, nun aber, da der Lärm mit dem Samuel entstand, und er wieder bey seinen Eltern war, so kam bey dem Baron der Wunsch noch dazu, ihnen wegen der Erziehung des Knaben Rath zu geben. Er schickte also einen Boten nach Breitenau, welchen er einen sehr liebrei-

chen Brief an seine Schwester und Schwager mitgab, worin er sie bat sich auf nächsten Sonntag fertig zu halten, weil er alsdann eine Kutsche abschicken würde, sie und ihre drey Kinder abzuholen. Daß dies den guten Leuten in der Seele wohlthat, läßt sich leicht denken, besonders freute sich Amalie darüber; ihre Wahl hatte sie zwar nie gereut, aber es gab doch Stunden, in welchen sie eine gewisse Schwermuth fühlte, die ohnstreitig von ihrer Standesveränderung herrührte, sie war aber zu vernünftig und zu fromm dazu, um sich das geringste gegen ihren Theobald merken zu lassen. Theobald selbst wurde über diese Einladung aufs lebhafteste gerührt, und er machte sich in der Stille einen Plan, wie er sich in Gegenwart seines Schwagers betragen wollte. Der Kutscher kam den Samstag Abend, und den Sonntag Morgens fuhren sie mit ihren drey Kindern fort. Der Baron und seine Gemahlin erwarteten sie an der Thür, und empfiengen die ehrlichen Bauersleute gleich bey dem Aussteigen; ich will mich mit dem gegenseitigen Betragen dieser guten Leute nicht aufhalten, genug Theobald und seine Frau konnten sich nicht genug demüthigen, und der Baron und seine Gemahlin nicht genug herablassen. Dies

ist wahre Höflichkeit — Demuth verhütet alle Kälte im Umgang, und sie allein ist die Mutter der wahren Liebe.

Nun näherte sich auch eine höchst ansehnliche Person, in einem scharlachenen mit Gold-bordirten Kleid, sie erweckte gleich Hochachtung bey den Neuangekommenen, welche sie noch nicht kannten, es war der rußische Herr Leibmedikus Dippel, welcher kürzlich zu Berlenburg angekommen, und schon aus seinen Schriften bekannt genug war. Dippel gieng mit dem Baron um, wie mit seines gleichen, und überhaupt kam er dem Theobald und seiner Frauen als ein äußerst hochmüthiger Mann vor, er war auch auf heute zu Gaste gebeten, sie änderten aber bald ihre Gedanken von ihm, als sie sahen, daß er auch mit ihnen so vertraulich umgieng. Als sie nun alle an der Tafel saßen, und Dippel den Theobald, seine Frau und Kinder nach und nach kennen lernte, so brach er in Lobsprüche über diese Leute aus, unter andern sagte er: Herr Baron! ich admirire Ihre Freunde in superlativo gradu, ein Mann der von Gott nobilitirt ist, wie Ihr Schwager da, sollte billig in jeder adlichen Familie mit Freuden dürfen recipirt werden, nun deucht mir auch, der Knabe Samuel müßte viel Ca-

pacite haben, an Courage fehlts ihm nicht, wir müssen etwas bey der Sache thun, Herr Baron! er muß studiren, und ein Medicus ex-professo werden. Der Baron antwortete: mir ists auch so als wenn er studiren müßte. Geben Sie nur einmal Rath Herr Doktor! was fangen wir jetzt mit ihm an?

Dippel antwortete: das will ich Ihnen sagen Herr Baron! kennen Sie nicht den famösen Arzt Rosenbach per Renommee?

„Ja ich habe viel von ihm gehört, hab ihn auch wohl gesehen," der hat einen excellenten Informatorem bey seinen Kindern, den kenne ich, er ist ein Meister in der Education, da kann der Junge so weit kommen, als auf dem besten Gymnasio, so daß er gleich auf die Universität gehen kann, zudem ist der Mensch auch ein Theologus theoretico practicus, ein sehr frommer und zugleich kluger Mann; schicken Sie den Samuel dahin, ich will ihm einen Brief an den Rosenbach und auch an den Informator Hasenfeld mit geben, er wird gleich acceptirt werden, dafür stehe ich, denn der Rosenbach hat mir selbst gesagt, wenn ich jemand wüßte, der einen Sohn wollte studiren lassen, den möchte ich ihm schicken.

Dieser Vorschlag gefiel allen Anwesenden aus der Maßen, und alsofort wurde die Sache beschlossen. Rosenbach wohnte nur zwo Stunden von da; im Dörfchen Ederthal, es lag nicht weit aus dem Wege, und Theobald nahm sich gleich vor, da vorbey nach Hause zu reisen, und den Knaben schon da zu lassen. Dippel schrieb auch auf der Stelle die zween Briefe, und händigte sie dem Theobald ein.

Der Baron von Wirthen ließ auch seinen Schwager und Schwester mit ihren Kindern malen, und unter seine Familienstücke aufhängen. Dies mag wohl freylich manchen hochadelichen Gemüth sehr unweise vorkommen, allein im Grunde war es nichts weniger. Der Baron räsonnirte so: wenn meine Schwester in ein Kloster gegangen oder gestorben wäre, so hätte ich sie doch als meine Schwester behandelt und geliebt, eben so, wenn sie gar nicht geheirathet hätte, jetzt hat sie einen Mann glücklich gemacht, und Kinder mit ihm gezeugt, dieser Mann und diese Kinder sind Bauersleute und wollen nichts anders seyn, was schadet das mir, meiner Familie, und meinem Adel? das alles bleibt unbefleckt was es war. Wenn aber eine adliche Mannsperson in den Bürgerstand heira-

thet, und dann ihre Kinder ihren Namen führen läßt, das ist weit was anders.

Nachdem nun Theobald und seine Frau sich etliche Tage bey ihren Freunden erquickt hatten, so traten sie ihre Reise nach Hause wiederum an. Der Baron ließ sie bis Ederthal fahren, wo sie alsdann mit einer andern Gelegenheit weiter kommen konnten.

Da ich eine Geschichte der Schwärmer schreibe, so werden mir meine Leser nicht übel nehmen, wenn ich alle Personen, welche in Theobalds Leben als gute oder schädliche Enthusiasten vorkommen, etwas umständlich schildere; nichts ist lehrreicher als der wahre Gang eines menschlichen Geistes, er mag nun als leyrendes oder warnendes Beyspiel, oder als beydes zugleich betrachtet werden können.

Rosenbach ein weit und breit berühmter Arzt, der nicht nur von gemeinen Leuten, sondern auch wenn niemand mehr helfen konnte, von den vornehmsten Standespersonen, und mehrentheils mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht wurde, war der Sohn eines armen Tagelöhners, welcher früh starb, so daß er als eine arme Wayse eine Zeitlang vor andern Thüren sein Brod suchen mußte. In seinem dreyzehnten Jahre nahm ihn ein Wollenweber aus

Midleiden zu sich, dieser führte ihn zum Woll- spinnen an; der Knabe zeigte einen so außerordentlichen Verstand und ungemeine Fähigkeiten, daß er nicht nur seine Handthierung bald begriff, sondern auch noch des Abends, wenn er Feyerabend hatte, und des Sonntags von selbst Lesen, Schreiben und gut Rechnen lernte; sein Herr war ihm darinnen auch auf alle Weise behülflich, er unterrichtete ihn selbst bey müßigen Stunden, und schenkt ihm manche Zeit, um sie aufs Lernen zu verwenden. Bey dieser Lebensart wurde er 16 Jahr alt, und er übertraf in Religions- und andern Kenntnissen alle seines gleichen. Nun starb sein wohlthätiger Herr, Rosenbach der seine Handthierung sehr gut verstund, und höchst fertig darinnen war, glaubte sich selbst reichlich ernähren zu können, er fieng das Wollspinnen für sich selbst an, und gieng bey einer armen Witwe in die Kost. Nun setzte er sich einen Feyerabend, bey welchem er wohl bestehen, und überdas noch Zeit übrig behalten konnte, die er dem Studiren widmete; sein Charakter war sehr zurückhaltend, still und bescheiden, übrigens war er ein kurzer, gesetzter, trockner Rundkopf, brunet von Farbe, mit krausen braunen Haaren; nun geriethen diesem forschenden Geist die Schriften

des Theophrasti Paracelsi, und des Jakob Böhms in die Hände: der dunkle vielversprechende Styl dieser beiden wunderbaren Männer gab seiner Seele einen solchen Schwung, daß er mit nichts weniger als mit der Ausarbeitung des großen Universals schwanger gieng. Er suchte und fand Leute, die nicht nur Liebhaber jener Schriften waren, sondern welche auch vorgaben, sie aus dem Grunde zu verstehen, er gesellte sich zu ihnen, und verschlang ihre noch dunklere mündliche Commentaren über den tief versteckten mystischen Text. Indessen war er doch viel zu klug, als daß er, ohne deutliche Kenntnisse zu haben, zur Praxis übergegangen wäre, er arbeitete fleißig in seinem Beruf fort, und las nebenher so viel er konnte; so viel Wirrwar auch in seinem Kopf entstund, so arbeitete sich doch sein aufgeklärter Kopf in vielen Stücken aufs Reine, er bekam wenigstens eine Gattung eines philosophischen Systems, daß vielleicht mehr Wahres hatte, als mancher sich hochgelehrt dünkende Professor glauben mag; so wirkte er ganz still und eingekehrt fort, bis in sein zwanzigstes Jahr. Nun fiel ihm ein Kräuterbuch in die Hand, er fand es irgendwo liegen, wo es nicht geschätzt wurde, er lehnte es, blos aus Neugierde, um zu sehen, was

darhinter steckte, so wie er aber darinnen las, so zündete sich tief in seinem Geist eine ungemeine Lust an, die Kräuter zu kennen, und ihre Kräfte zu forschen. Von nun an gieng er mit seinem Kräuterbuch ins Feld, hielt die Pflanzen, die er fand, gegen die Figuren, und lernte so manche edle Kräuter kennen; in seinem Buch stand auch wozu es gut wäre, er wurde also begierig, das Mittel zu versuchen, daher suchte er Leute auf, denen etwas fehlte, er nahm alsdann die Kräuter, welche gegen die Krankheit in seinem Buche angerühmt wurden, preste den Saft aus, versüßte ihn mit Zucker, und gab ihn seinen Kranken; das muß ich aber auch noch dabey sagen, daß er jedesmal, wenn er ein Mittel zurecht machte, von Grund seiner Seelen Gott um seinen Segen bat, denn er war ein von Herzen gottesfürchtiger Jüngling. Es ist nicht zu sagen, welche Curen sogleich im Anfang dieser junge Mensch mit seinen einfachen Mitteln that, sein Ruhm erscholl weit und breit, und er wurde bald so überlaufen, daß er keine Zeit mehr zum Wollspinnen fand, sondern sich ganz aufs Kräutersuchen präpariren und Krankenbesuche legen mußte. An diesen wichtigen Beruf hatte der gute Rosenbach nie gedacht, jetzt aber fieng er an zu glauben, daß

ihn Gott dazu berufen habe; seine ganze Seele freute sich darüber, denn das war recht sein Fach. Ob er gleich den Leuten sehr wenig abnahm, so verdiente er doch sehr viel Geld, denn der Zulauf war ungemein groß. Nun kamen ihm aber auch viele schwere Fälle vor, wo ihm sein Kräuterbuch gar keinen Ausweg zeigte, daher beschloß er, sich um gründliche Kenntnisse in der Medicin zu bewerben, er lernte bald von selbst so viel Latein, daß er die lateinischen Schriftsteller sehr gut verstehen konnte, und nun fieng er an anatomische, physiologische und pathologische Schriften zu lesen, zugleich erkundigte er sich überall nach den besten medicinischen Büchern, schafte sich die nützlichsten an, und man kann sagen, daß er, so viel es einen Menschen für sich möglich ist, die Arzneywissenschaft aus dem Grunde studirte; sein Hang zur Chymie verließ ihn aber nicht bis in sein höchstes Alter, er laborirte sehr stark, und verfertigte sehr gute Arzneymittel, auch mochte er wohl ins Geheim manche Stunde über dem Stein der Weisen verderbt haben, er war aber zu gescheut, es zu gestehen.

Sobald seine Praxis allgemein wurde, so wurde ihm von den Aerzten das Handwerk

gelegt,

gelegt, aber das dauerte nicht lange: der Präsident von der Canzley bekam eine Krankheit, welche kein Arzt heilen konnte, Rosenbach wurde geholt, und dieser curirt ihn in wenigen Tagen vollkommen; nun wurde er nicht allein reichlich bezahlt, sondern er bekam noch dazu die freye Erlaubniß, die Medizin auszuüben. Er setzte sich nun nach Ederthal, heirathete die Tochter eines ehrbaren Bauern, baute sich ein schönes großes Haus, that jedermann Gutes, und war durchaus ein dem gemeinen Wesen sehr nützlicher Mann. Bey dem allen aber war er in Religionssachen immer ein Eklektiker, er hielts mit niemand, sondern er gieng seinen eigenen Gang, doch war er im Grund ein Pietist, und verehrte auch allezeit die außerordentlichen Lehrer, die Hochmanne, die Tuchtfelde u. dgl. mehr, als die ordentlichen. Um meinen Lesern das Bild dieses sonderbaren Mannes vollends in seinem ganzen Licht darzustellen, so will ich nur ganz kurz einen Besuch beschreiben, den ich ihm einmal gemacht habe. Ich gieng in den sechziger Jahren für einen gewissen Kranken zu ihm; als ich den Berg herunter kam, und das Dorf Ederthal vor mir liegen sahe, so entdeckte ich gleich neben dem Dorfe

linker Hand nordwärts einen schönen blühenden Hügel, an dem Abhang eines waldigten Berges, recht auf diesem Hügel stand ein schönes großes, aber auf bäurische Manier gebautes hölzernes Haus, und um das Haus her lagen mehr als zweyhundert Menschen im Grase, welche auf die Audienz des Doktors warteten, ich stellte mir gleich vor, daß Rosenbach da wohnen müßte, ich gieng also auf das Haus zu; die Hausthüre war an der Gibelwand, von hier an gieng ein langer Gang durchs ganze Haus bis ans andere Ende, und auf beyden Seiten waren Zimmer. Gleich vorn an der Thür linker Hand war ein großer Saal mit einer langen Tafel, welche an beiden Seiten Lehnbänke hatte; auf diesen saßen die Leute nach der Zeit ihrer Ankunft in der Ordnung; damit nun aller Streit verhütet würde, so stand ein Bedienter an der Thür, welcher alle Leute, so wie sie ankamen, aufschrieb, und ihnen ihren Platz auf einer der Lehnbänke anwieß, aus diesem Saal gieng ein kleines Thürchen in ein kleines Kabinet mit einem Fenster, an diesem Fenster stund ein kleines Tischgen, und hinter demselben fand man das große Orakel; das runde, dicke, kleine Männchen, mit einer baumwollnen recht schmuzig weissen Kappe auf dem

Kopfe, einem eben so schmuzigen boyenen Wämmschen am Leibe, schwarz- oder fahlledernen Hosen und baumwollenen, aber nicht aufgebundenen Strümpfen an den Beinen, und überhaupt fand man an dem ganzen Menschen nichts merkwürdiges, als sein Gesicht. Dies versprach überaus viel; so wie ich hereintrat, wurde ich durch den Anblick des Mannes frappirt.

„Ihr Diener Herr Rosenbach!“

Guten Morgen! was wollen Sie?

„Ich bin für ein Mädchen geschickt, welches lange gekränkelt hat, und dem niemand hat helfen können.“

Was fehlt dem Mädchen?

„Sie hat ehemals kalt getrunken, als sie sehr hitzig war, darauf bekam sie gleich einen trockenen Husten, der hat nun zwey Jahr gedauert, sie zehrt immer mehr und mehr ab, und jedermann sagt, sie stürbe an der Auszehrung.“

Hat sie Blut gespien?

„Nein!“

Wirft sie aus?

„Nein!“

So stirbt sie nicht, und ihr wird geholfen.

Damit zog er seine Feder hinter dem Ohr vor, riß ein Läppchen Papier ab, kritzelte mit ungeheurer Geschwindigkeit etwas darauf, langte mirs hin, und sagte: gehn Sie in die Apotheke mit dem Rezept, da wird Ihnen gesagt, was weiter zu thun ist. Adje!

Flugs gieng ich weg, und ein andrer nahm meine Stelle ein. Nun hatte Rosenbach auf der andern Seite an der Hausthür gegen dem Saal über eine große vollständige Apotheke, und einen eigenen Provisor darinnen, zu dem gieng ich, der gab mir einen großen Hafen voll schmieriges Fett, und einen Sack voll Kräuter, das Fett wurde auf heissem Wein eingenommen, und von den Kräutern wurden Tränke gekocht. Das Mädchen brauchte die Arzney drey Wochen lang, und siehe da, sie war völlig curirt.

Ich habe oft meine Anmerkung über den Rosenbach gemacht: wahr ists, er hatte nicht ordentlich studirt, er wußte auch warlich nicht jeden Muskel und jeden Nerven zu nennen, aber desto besser kannte er die Haupttheile des menschlichen Körpers und ihre Wirkungen. Eben so wenig kannte er das ganze System der Natur, er wußte von keiner Polygamie und Kryptogamie der Pflanzen, er kannte sie nicht systematisch, aber diejenigen, welche Krankhei-

ten heilten, die kannte er, er wußte sie zu brauchen, und brauchte sie. Warum bestellt man auf hohen Schulen besondere Lehrer blos für die Anatomie? Warum hält man junge Studirende eine so lange kostbare Zeit mit den Untersuchungen der kleinsten Theile des menschlichen Körpers auf? wärs nicht besser, wenn man einen Lehrer des menschlichen Körpers anstellte, welcher so viel Anatomie, als zur Physiologie nöthig ist, die Physiologie und die Pathologie lehrte? — einen andern, der die Naturgeschichte, die Materia medica, und die Pharmacie, und endlich einen dritten, der in einem großen Hospital die medicinische Praxis vortrüge? — jeder macht seinen Beruf wichtig, der Lehrer der Anatomie auch, da hält sich der zukünftige Mediciner mit Pedantereyen auf, seine Zeit kommt, er weiß nun alle Wendungen, Vereinigungen und Knoten des Intercostal-Nerven, aber dem nothleidenden Kranken zu helfen, da ist er Stolpertus. Sumst ihr Wespen, ich ziehe mich zurück!

Ihr kennt nun Rosenbach meine Leser, aber seinen Hofmeister den Magister Hasenfeld kennt ihr noch nicht, sollt ihn aber kennen lernen, den lieben theuern Mann, der mit einen mächtigen Halleluja in die selige Ewig-

keit eilte, während der Zeit ihm die orthrdoxe Heterodoxie das Kreuzige! zurief.

Hasenfeld war ein etwas langer hagerer Mann, mit einem durchdringenden Blick, er war der Sohn eines Kornhändlers, nicht aber Kornjuden, sondern eines rechtschaffenen Mannes. Dieser ließ ihn als seinen ältesten Sohn Theologie studiren, weil er gute Gaben hatte, und Lust zu dieser großen Wissenschaft bezeigte. Als er von Universitäten wiederkam, so predigte er, und zwar gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten, so daß Land und Leute davon zu reden wußten. Rosenbach nahm ihm bey seine Kinder, denn der Kanditat gefiel ihm, noch predigte er zuweilen; da aber der Beamte des Orts eine Mätresse hielte, und dadurch jedermann Aergerniß gab, so kam Hasenfeld einmal in seiner Predigt in solchen Enthusiasmus, daß er sich gegen den Beamten kehrte und mit einer Donnerstimme sagte: es ist nicht recht, daß Sie eine Mätresse halten! — Nun freylich half das nicht, allein es gefällt mir doch, wenn sich Ossians Knaben am Distelköpfe abhauen üben. Hasenfeld wurde 12 Wochen bey Wasser und Brod gefangen gesetzt, wiewol er dieses Thränenbrod wenig genoß, denn Rosenbach und der Posthalter des Orts erquickten ihn

täglich zur Genüge. Endlich kam der gute Kandidat wieder heraus, und der Posthalter schickte ihm nun auch seine Kinder. Predigen durfte er noch nicht, das heist auf der Kanzel, indessen wollte ihn das Volk mit Gewalt hören, er ließ sich gelüsten, und gieng in die Kirche zu predigen, aber der Beamte ließ den Polizeydiener an den Eingang der Kanzel treten, und ihn verhindern hinaufzusteigen. Was that der Kandidat? er rief mit penetranter Stimme: Kommt, laßt uns zu Ihm hinaus vors Thor gehen, und seine Schmach tragen! Alles Volk folgte ihm, und er predigte draußen auf dem Kirchhofe, so, daß alle Herzen bewegt wurden. Die älteste Tochter des Posthalters gehörte in aller Rücksicht unter die edelsten ihres Geschlechts: Hasenfeld unterrichtete sie so, als wenn sie hätte Theologie studiren sollen, sie lernte die orientalischen Sprachen nebst der lateinischen perfekt, zugleich lernte sie auch ihren Informator lieben. Der Posthalter merkte das, und sagte zu seiner Frauen auf dem Todbette, wenn Hasenfeld einmal Brodt hat, und er sucht deine Tochter, so gieb sie ihm. Das geschah endlich, er wurde Rektor eines berühmten Gymnasiums, und nun heirathete er sein Mädchen, mit welcher er lange in der vergnüg-

testen Ehe lebte. Sein Wahrheitforschender Geist trieb ihn immer an, ohne Rücksicht der Symbolen, zu welchen er sich äußerlich bekannte, in der Bibel nachzugrübeln, er wußte oder wollte nicht wissen, daß man im Suchen nach Wahrheit nicht über die Grenzen der Kirche gehen dürfe, da ertappte man ihn noch manchmal auf der Desertion, und man ließ ihn Spiesruthe laufen, daß das Blut hernach floß, aber es half alles nicht, besonders als ihm sein Landesherr zu predigen erlaubte, so oft er wollte. Sein Eifer verzehrte ihn aber endlich, er bekam Blutspeyen, und fieng an zu kränkeln. Als sein Vater starb, so wurde er in allem Betracht der Vater seiner zween Brüder, er erzog sie, ließ sie beide studiren, und noch jetzt machen sie ihrem Stand so viel ich weiß, auf die rühmlichste Weise Ehre. Als er das alles geleistet, und viele Jünglinge mit aufgeklärten Augen zur Universität bereitet hatte, so wurde er allmählig völlig lungensüchtig; seine vortrefliche Gattin hatte vier unerzogene Kinder, sie kämpfte, und überwand. Kurz vor seinem Ende kam ein Freund, um ihn zu besuchen, beym Eintritt in die Stube sagte er, wie gehts lieber Herr Rektor?

„Ich hab so eben eingepackt, und bin reisefertig.“

Gieng das denn so leicht her?

„Es gieng auf frölichs Wiedersehn.“

Wie ist ihnen dabey zu Muthe, Frau Rektorin?

„Ich habe mich auch gefaßt, und hoffe auszuhalten.“

Nach und nach kam die Stunde näher, Hasenfeld wurde ganz still, er hatte sein Haus bestellt; als endlich der Puls anfieng nachzulassen, so schaute er starr gegen das Fenster, und rief mit hohler aber mächtiger Stimme — Hallelujah! das war sein letzter Hauch.

Leser! Wie gefällt dir der Mann? — mir gefällt er wie ein Obstbaum, der in seiner besten Zeit unter der Last seiner Früchte einbricht. Jesus Christus, der Leben und Unsterblichkeit den Menschen gebracht hat, der wird ihn jetzt wohl zu brauchen wissen. In dieser Geschichte wird er noch einmal vorkommen.

Das waren also die zween sonderbare Männer, denen Dietrich Theobald seinen Samuel anvertraute; er brachte ihn hin, und man nahm ihn mit Freuden auf. Rosenbach nahm sich Samuels nicht weiter an, als daß er ihn oft über Tische mit trockenen witzigen Einfällen

übte, denn darin war er unschöpflich und drollig; Hasenfeld hingegen war ernst und feyerlich, zugleich aber verstund er die Erziehung aus dem Grunde, er ließ die Kinder gewisse Zeiten spielen, und dann leitete er ihre Spiele, hernach gab er ihnen aber auch genug zu thun, und vielleicht eben so strenge moralische Lehren als Tuchtfeld. Samuel wurde also zur strengsten Gottseligkeit, zum Gebet und zum Studiren angeführt, das alles war ihm auch nicht zuwider, er hatte das beste Herz und einen vortreflichen Kopf, so daß er lernen konnte was er wollte; und ob er gleich zur Medizin bestimmt war, so unterrichtete ihn doch Hasenfeld auch in der Theologie und in den orientalischen Sprachen, denn er sagte nicht ohne Grund, die Gottesgelehrtheit sollte billig die Philosophie für alle andere Fakultäten seyn.

Man sollte denken, bey einer solchen Erziehung sey die Vestung so verwahrt und bedacht worden, daß auch kein Feind sich von ferne hätte nahen dürfen, und doch schlich sich gerad der Allergefährlichste mitten in dieselbe hinein.

Rosenbach hatte verschiedene Kinder, unter andern einen Sohn von Samuels Alter, und eine Tochter, welche ein Jahr jünger und

also neun Jahr alt war. Diese beiden Brüder und Schwester schliefen auf einem Bette, und das war von Rosenbach schon sehr unvorsichtig, aber noch viel unverantwortlicher war es, daß man auch den Samuel zu ihnen legte; die Gewohnheit unter Geschwistern sich nackend zu sehen, ist schon so zur Natur geworden, daß sehr selten Reize dadurch entstehen, ich sage sehr selten, aber doch hab ich noch kürzlich die erschrecklichen Folgen eines solchen Zusammenschlafens erlebt. O ihr Eltern! ihr Eltern! bedenkt das? wenn eure Kinder beginnen siebenjährig zu werden, so laßt beyderley Geschlecht nicht mehr beysammen schlafen, duldet es eben so wenig, als wenn euer Knabe hineilt zu den schönen mit Milch gekochten Mückenschwämmen, um sie für Weckbrey zu essen.

Rosenbach und Hasenfeld legten da drey Kinder zusammen: nun freylich, wer sollte denken, daß in solchen Jahren sich schon Geschlechtstriebe äußern könnten, aber warum waren sie so wenig Menschenkenner, daß sie nicht wußten, unsre Kinder würden schon wegen dem Coffee- Thee- und Weintrinken im 10ten Jahr mannbar, und im 50sten alte Greise?

Ich darf hier nur so unter dem Schleyer des Wohlstandes herschielen, Samuel und

Gretchen lernten sie sehr gut kennen, der göttliche Schirm der Schaamhaftigkeit wurde ganz weggethan, Gretchen war zu allen bereit, ohngeachtet es sonst ein gutes liebes Mädchen war. Der erbarmende Vater der Menschen aber bewahrte den Samuel durch eine ander Eigenschaft, welche die Stelle der Schamhaftigkeit vertrat, nämlich durch die Furchtsamkeit, er glaubte, Gott würde ihn auf der Stelle strafen, und er würde seines Elends kein Ende sehen, wenn er das Wesentliche einer Handlung ausübte, die sonst für Spas angefangen, mit grenzlichem Elende fortgesetzt, und mit Höllenpein voll ndet wird; alle Lockungen halfen also bey Samuel nicht, aber so viel halfen sie, daß er gewisse viehische Vergnügen kennen lernte, die ihm hernach in seinem Leben manchen Kampf gekostet haben, ich meyne hier die Selbstbeflekung nicht, denn so weit versunk er nie. Doch wer weiß, wozu es noch endlich gekommen wäre, wenn der barmherzige Gott über gute Kinder nicht besser wachte, als die besten Eltern, denn Gretchen zog zu einer Tante, welche keine Kinder hatte, sie führte sich hernach sehr gut auf, heirathete sehr glücklich, und lebt noch, wo ich nicht irre, im Segen.

Der Verlust des Umgangs mit ihr that Samuel sehr weh, denn er war ihm schon Bedürfniß geworden, er hatte aber beten gelernt, er fieng daher an, wiederum Lebensgeschichten heiliger Menschen zu lesen, der Muth, ihnen nachzueifern, beseelte ihn wieder auf etliche Wochen, so daß er jene Löffeleyen allmählich vergaß.

Meine Leser werden sich nun leicht vorstellen können, womit sich Samuel beschäftigte, sein Leben war vier Jahre lang sehr gewöhnlich, in der ganzen Zeit fiel gar nichts merkwürdiges mit ihm vor, außer daß er nach und nach eine ungemeine Lust zur Arzneywissenschaft bekam, welche Rosenbach beständig in ihm unterhielt, und ihm bey müßigen Stunden Anlaß gab, seinen Apotheker oder auch ihm selbst im Laboratorium zu helfen, er lernte also die Natur und ihre Körper schon praktisch kennen, ehe er noch das geringste vom Schulsystem wußte.

Es ist natürlich, daß ein Mann wie Rosenbach allerhand Bücher hatte, sein eigener Gang war von je her enthusiastisch, Bücher von der Art waren also genugsam in seiner Bibliothek, da standen rosenkreuzerische, alchymische und astrologische Schriften der Reihe nach, so mannigfaltig als man sie sich denken konnte. Samuel hatte sich die ersten vier Jahr durch

wenig um die Bibliothek bekümmert, oder es war ihm nicht eingefallen, darinne herum zu stöbern, als ihm aber Rosenbach einmal auftrug, ihm zu helfen, die Bücher in Ordnung zu bringen, so entdeckte er diesen Schatz. Die Neugierde trieb ihn an, darinnen zu lesen, er bat sich Erlaubniß dazu aus, und sie wurde ihm gegeben. Ob er nun wohl das wenigste verstund, so zündete doch das Lesen eine unendliche Begierde in ihm an, diese hohen Geheimnisse ganz kennen zu lernen, er forschte daher an Rosenbach, und bat denselben, ihn darinnen zu unterrichten; der aber lächelte und sagte: Junge! die Dinge sind zu hoch für dich, wenn du einmal studirt hast, und hast dann noch Lust, so ists noch immer früh genug. Das beruhigte aber den Knaben gar nicht, er hatte jetzt keine Lust mehr zu studiren, denn er glaubte, wenn er den Stein der Weisen hätte, so wär er reicher als ein König, und er könne alsdann ohne fernere Wissenschaft alles curiren. Da er nun sahe, daß sowohl Rosenbach als Hasenfeld ihm in dem Wunsch ganz zuwider waren, und er auch in den Büchern fand, daß man sehr geheim seyn müsse, so schwieg er ganz still und studirte fort; dies that er aber nicht mit Lust, so wie vorher, sondern nur blos weil es

seyn mußte; in seinen Spielstunden aber saß er über jenen geheimnißvollen Büchern, welche ihm nach und nach den Kopf so warm machten, daß er oft wachend träumte, jetzt dachte er sich seinen zukünftigen Zustand sehr glücklich, alle Wissenschaften waren ihm gegen die hermetische Philosophie gar nichts, da stellte er sich die verborgene Gottes Freunde oft recht lebhaft vor, wie sie mit Gott und der Natur viel näher bekannt wären, als die größten Gelehrten, wie sie im schlechten modesten Kleide hier durch die Welt fortschlupften, und bald hier bald da einen Todkranken mit einem einzigen Tröpfchen plötzlich vollkommen gesund machten, bald ein Stück Eisen glühend machten, und es mit einem andern Tröpschen ins feinste Gold verwandelten, und bald Geister citirten, welche ihnen in allerley Dingen gehorchen müßten, so daß sie also Wunderwerke verrichten könnten; wenn er sich nun das alles so vorstellte, so sprang er mit lautem Jubel hoch auf, denn es war ihm nichts gewissers, als daß er ein solcher Mann in dem höchsten Grad werden müßte; was andern möglich ist, so schloß er, das wird mir auch möglich seyn. Es ist bekannt, daß die hermetische Philosophen ein sehr frommes mühsames Leben und ein ernstliches Gebet, als das erste und

vornehmste Mittel zu jenen großen Zweck zu gelangen, anempfohlen, Samuel fand dies höchst billig, und eben dieses stärkte seinen Glauben an diese Wissenschaft so, daß er gar nicht mehr an der ganzen Sache zweifelte, sondern alles, was er las, für ausgemacht wahr hielt; er fieng also aus dieser Ursache wieder an recht fromm zu werden, er betete sehr fleißig und ernstlich, daß ihn doch der liebe Gott zu einem hermetischen Philosophen machen möchte, und bestrebte sich so genau auf seine Worte und Werke zu wachen, daß er allen, die um ihn her waren, Erstaunen und Ehrfurcht einprägte, seine Minen waren so ernst- und feyerlich, als wenn er einer von den heiligen Einsiedlern geworden wäre. Rosenbach schwieg still zu der Sache, daher wußte niemand was er dachte; Hasenfeld aber blieb in seinem Urtheil nicht beständig, bald glaubte er, der Jüngling müßte ein außerordentlich frommer Mann werden, bald fürchtete er den höchsten Grad der Schwärmerey, und allerhand Verwirrungen, er wußte also nicht was er machen, ob er ihn zurückhalten, oder aufmuntern sollte. Dies ist sehr oft der Fall; auch die besten Erzieher müssen zuweilen die Vorsehung walten lassen, besondes

wenn dergleichen Erscheinungen in der menschlichen Seele tief versteckte Ursachen haben.

Samuel beharrte zwar fest auf seinen geheimen Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, indessen wechselte sein Enthusiasmus für diese Sache sehr ab; so wie ihm ein Buch unter die Hand kam, war er außerordentlich heftig, und zugleich streng fromm, wenn er aber lange nichts von der Art gelesen hatte, so erkaltete er ein wenig, dies dauerte fort bis in sein achtzehntes Jahr, in welchem er auf die Universität gehen sollte. Er hatte nun die lateinische, griechische und hebräische Sprache schulmäßig studirt, auch im Französischen einen guten Grund gelegt; die Philosophie hatte Hasenfeld auch rechtschaffen mit ihm durchgegangen, folglich war er in Ansehung der vorbereitenden Wissenschaften dazu bereit. Man kann den Gang eines Jünglings auf die hohe Schule wohl einen entscheidenden Zeitpunkt nennen, denn da bekommt er gemeiniglich die Richtung des Laufs, den seine Seele ihr ganzes Lebens durch nehmen wird; freylich haben die Lehrer oft den geringsten Antheil daran, und eben so wenig die Wissenschaften, die man kennen lernt, aber die Gesellschaften und der Ton derselben, machen einen

Eindrück, der das ganze Leben durch, wo nicht in allen seinen Nüanzen, doch der Grundlage nach bleibt.

Samuel besuchte vor der Abreise noch seine Eltern; sein Großvater Hans war gestorben; hernach erlaubte ihm auch sein Onkel der Baron von Wirthen, Abschied bey ihm zu nehmein, dieser beschenkte ihn reichlich, und nun reiste er nach Altdorf. Unterwegens trug sich nichts Merkwürdiges zu, er kam dort an, und seines Onkels Empfehlungen verschaften ihm bey ein paar merkwürdigen Personen freyen Zutritt, den er aber nicht lange genoß, denn nun verleitete ihn sein Enthusiasmus zu einem Schritt, der in seiner Art einer der sonderbarsten war: seine ganze Denkungsart paßte zum akademischen Leben nicht, daher hielt er sich einsam, er durchstrich immer die Buchläden, und suchte alchymische Schriften, alles was er fand, das kaufte er zusammen, und so sammelte er sich einen Vorrath, für den ihm mancher Gelehrter keinen Gulden würde bezahlt haben, ihm aber war er mehr werth, als große Schätze; unter andern traf er ein Werk an, welches die Geschichte des Christian Rosenkreuzes und seines Ordens in solchen fanatischen und romantischen Ausdräcken beschrieb, daß dem guten Jüngling

Hören und Sehen vergieng, als er es durchlas. Die Schriften des Sincerus Renatus hatten ihn schon vorbereitet, und nun fand er das große Mysterium in diesem Buch klar und aufgedeckt, er konnte sich über nichts mehr wundern, als daß ein solches Buch nicht heimlicher gehalten würde, und er glaubte nicht anders als daß nothwendig die Vorsehung ihre Hand mit im Spiel haben müsse, so daß sie den Leuten die Augen dergestalt verblendete, daß sie mit sehenden Augen nicht sehen könnten. Er besuchte die Collegia sehr selten, er blieb zu Hause, und studirte für sich allein seine Bücher. Gleich und gleich gesellt sich: in seiner Nachbarschaft wohnte ein Schmid, welcher den Ruf hatte, daß er ein Pietist und ein Alchymist sey.

Theobald hatte noch niemals einen eigentlichen Alchymisten gesehen, viel weniger mit einem gesprochen, sobald er also hörte, daß der Meister Athanasius ein solcher Mann sey, so besuchte er ihn an einem Abend heimlich, so daß es niemand merkte; er wurde bald mit ihm bekannt, Athanasius besuchte ihn wieder, und so wurden sie nach und nach ganz vertraut mit einander. Der Schmid machte es wie alle seines gleichen, er wollte seiue Sache sehr geheim halten, und doch erfuhr ein jeder alle

seine Geheimnisse, sobald er nur vertraulich mit ihm umgieng. Theobald brauchte nicht lange anzuhalten, daß er ihn den Ofen und seine Arbeit möchte sehen lassen; auf einer Kammer neben dem Kamine war ein Verschlag mit Brettern gemacht, hinter diesem war das Heiligthum verborgen. Theobald schauderte für Ehrfurcht, als der Schmid die Thür öfnete. Der Ofen war in der That recht artig, und vielleicht dem wahren Hermetischen nahe, allein die Materie, welche darin enthalten war, konnte wohl nicht seltsamer gewählt werden; der Schmid behauptete, er habe schon einmal den ganzen Prozeß gemacht, die Materie habe schon alle Farben durchgangen, darauf sey ihm aber das Glas verunglückt, er wisse wenigstens gewiß, daß er die wahre Materie habe. Diese Entdeckung machte den guten Jüngling so hitzig, daß er um Gottes Barmherzigkeit willen anhielt, er möchte ihn doch die Materie entdecken. Der Schmid bedachte sich lang, denn er wußte, welche schwere Flüche auf diese Entdeckung von den Adepten gelegt sind, da aber Theobald mit den theuersten Eidschwüren versicherte, daß er die Sache nie aus seinem Munde wollte kommen lassen, so nahm der Schmid eine Bibel, und sagte: da will ich Ihnen einen Spruch

zeigen, wenn Sie über der Betrachtung desselben von Gott erleuchtet werden, so werden Sie die wahre Materie des Steins der Weisen erkennen, denn sie ist fast darinnen genannt, beten Sie also fleißig! darauf zeigte er ihm den Spruch, er steht 1 B. Mos. 2, v. 11. Das erste heist Pison, das fließet um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold. Theobald sperrte Maul und Nasen auf, las den Spruch, laß ihn wieder, allein er fand keinen Grund in der Sache. Der Schmid rieth ihm an, ernstlich mit Gott im Gebet zu ringen, so würde ihm alles klar werden. Theobald strengte ein paar Tage alle seine Kräfte an, mit Beten und Meditiren, kam aber keinen Schritt weiter als er war; daher hielt er bey dem saubern Alchymisten um eine Erklärung an, der sie ihm auch endlich mittheilte. Darf ich liebe Leser! darf ich die Schande aufdecken? oder soll ich sie mit dem Mantel der Liebe zudecken? — ja gerne wollt ichs thun, aber wenn nun ein edler Jüngling auf diesen schlüpfrigen Fußpfad käme, und noch dazu auf denselben eine giftige Schlange seiner Fersen einen tödtlichen Stich beybrächte, wär ich dann nicht schuld an seinem Unglück? denn ich wußte die Gefahr und warnte nicht. Leset daher folgende greu-

liche und schauervolle Entdeckung des Athanasius, und enthüllt sie von dem Schleyer, den meine schamhafte Feder darüber geworfen hat. Der elende Mensch zielte mit dem Wort Pison nach dem deutschen Wortklange auf ein Glied, welches die erste Materie der kleinen Welt, des Ebenbilds Gottes, an den Ort seiner Schöpfung führt — denkt Leser! welche Bibelerklärung? — Theobald schauderte mit dem tiefsten Abscheu für dem Manne, doch fragte er noch: wie bekommt ihr die Materie? Athanasius antwortete, das ist leicht! — die Barmherzigkeit Gottes hatte den guten Jüngling mit Schaam gewafnet, und sie verhütete, daß der elende Künstler ihn die Methode nicht gleich lehrte, sonst wär der arme Theobald in eine Sünde gerathen, deren Folge zugleich ihre grausame Strafe ist.

So viel Verstand hatte nun der junge Mensch, daß er gleich erkannte, die erste Materie des Universals könne unmöglich das Produkt irgend eines spezifischen Körpers aus den drey Reichen der Natur seyn, und wenn das auch möglich wäre, so war ihm doch diese Sache so abscheulich, daß er nie wieder zu dem Schmid gieng, auch keinen Besuch mehr von ihm annahm.

Ich kann von diesem Punkte nicht wegeilen, ohne noch eine und andere Lehren und Bemerkungen hinzuzufügen: wenn irgend ein leichtsinniger Jüngling vorhergehendes läse, und würde neugierig und machte Versuche — dann armes Geschöpf! dann bist du auf dem Absturz zeitlicher und ewiger Verdammniß. Wenn du den ersten Versuch gemacht hast, so hat ein böser Geist die Stelle deines Schutzengels eingenommen, dann wird eine rasende höchstpeinliche Lust die Ruhe deiner Seelen stören, und dich immer tiefer hinabstürzen, sie wird sich gleich einer Zentnerlast auf deine Seele lagern, und dir jeden Schritt der Rückkehr mit blutigen Schweiß bezeichnen, endlich wird dein Körper siech und elend werden, in deinem dreyßigsten Jahre wirst du zitternd und gebückt einhersteigen, und eben so nahe am Rand des Grabes seyn, als der siebenzigjährige Greiß; jetzt siehst du das Mädchen deiner Jugend, die um dich trauert, daß du siech bist, sie hätte dir gern dies Leben zum Paradieß gemacht, und du kannst ihr nur eine Hölle mittheilen, das fühlst du, du siehst diesen Himmel von ferne, wie der reiche Mann den Lazarum in Abrahams Schooß; aber welch eine Kluft zwischen dir und ihm! — Du greinst, weinen kannst du nicht mehr —

du greinst, hülflos — so wie Teufel, die keine Gnade mehr zu hoffen haben. — Verworfener, bedauernswürdiger Mensch! hüte dich für dem ersten Schritt der Selbstbefleckung! und hast du schon eine Zeitlang auf diese Art dem Teufel geopfert, o so kehre um! — ringe dann bis aufs Blut und Leben mit deinem bösen Geist, bis du ihn überwunden hast, und dann wache — sey mäßig — sey nüchtern, brauch stärkende Mittel und bete! nie wirst du wieder die erste Jugendkraft und deine Unschuld erlangen, aber du kannst dann andre warnen, kannst durch Liebe üben und Rechtschaffenheit, durch wahre Buße und Bekehrung wieder Gnade erlangen, und so bist du wie ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist.

Noch eine andere Classe Menschen muß ich auf Anlaß obiger Geschichte warnen, ich meyne hier die Alchymisten, die armseligen Feuersudler, welche Schriften lesen, deren Verfasser entweder selbst nichts wußten, oder wenn sie wirklich hermetische Philosophen waren, klug genug sind, nur ihres gleichen Winke zu geben, und für der ganzen übrigen Welt die Errathung der Materie des Steins der Weisen ganz unmöglich zu machen.

Hört alle ihr guten Leute! die ihr euch durch dergleichen Bücher bethören laßt, den Stein der Weisen zu suchen, und euren Beruf zu versäumen, ich rede gewisse Wahrheit, glaubt mir so fest, als wenns euch ein Engel gesagt hätte, kein Mensch in der Welt kann das große Universal kennen lernen, vielweniger machen, als durch mündliche Anleitung, und wenn ihr alle Bücher und Schriften der Welt durchleset, so hilft euch das alles gar nichts. Da hilft euch keine Mühe, kein Suchen, ja ich sage euch in der Wahrheit, nicht einmal das Gebet hilft euch, denn dieß große Geheimniß ist euch ganz und gar nicht nöthig, lebt in euren Beruf getreu, und seyd wahre Christen, so werdet ihr jenseit dem Grabe mehr besitzen, als euch hier der Stein der Weisen geben kann. Euch wahren Forschern der Natur! sage ich nur mit ein paar Worten: alle Weisheit hilft nichts zur Sache, wenn man nicht die sieben reine Flämmchen vor dem Thron Gottes kennt; wer die noch nicht ganz gewiß und ohne zu irren in jedem Theilchen der Schöpfung wirken sieht, der zünde nur ja keine Kohle an, den Stein der Weisen zu suchen!!! ich habe da Worte gesagt, welche von Pol zu Pol durch alle Himmel schallen, und irre nicht; wer da sagt ich schwärme,

der versteht's entweder nicht, oder er ist hochmüthig, oder ein Freygeist; Ihr versteht mich, verborgene Freunde Gottes und der Natur.

So gewiß hatte Athanasius der Schmid die wahre Materie des Steins der Weisen nicht getroffen, so gewiß man nicht aus einem Gerstenkorn Eisen machen kann, geschweige daß der Weg zum Heiligthum durch Teufeleyen gefunden werden könne! Greulicher, abscheulicher Gedanke! fahre zur Höllen, wo du geboren bist!

Theobald dachte nun zu Hause der Geschichte mit dem Schmid nach, sie machte tiefen Eindruck auf ihn, er sahe, daß er einen Weg betreten habe, der erstaunlich gefährliche Abwege enthielte, er beschloß also, aus dermassen wachsam und vorsichtig zu seyn, und unablässig zu beten, daß ihn Gott für den Irrthum bewahren möchte; der allerweiseste Gedanke aber, dem schönen Zweck zu folgen, den ihm seine Eltern vorgeschrieben hatten, der kam nicht in seine Seele, nein! er wollte und mußte ein Adept werden, ohngeachtet ihm der Schmid schon ein warnendes Beyspiel war; da nun dieser Trieb in seiner Seele so heftig tobte, so fand die erhabene Vorsehung, welche alle Menschen mit guter Anlage durch Erfahrungen zu belehren

und zu bekehren sucht, für gut, ihn durch eine harte Probe zu führen, die ich nun meinen Lesern zur Warnung erzählen will.

Theobalds Freunde sahen, daß er nicht viel in die Collegien gieng, und sich beständig auf seinem Zimmer eingeschlossen hielt; sie suchten ihn auszuforschen und zu bereden, daß er doch seiner Eltern Geld zweckmäßig anwenden sollte, einige erriethen auch zum Theil seine Absichten, sie warnten ihn und machten ihn vernünftige Vorstellungen, aber er verstand das alles besser, er suchte sie zu widerlegen, und weil das nicht half, so schwieg er; einer schrieb die ganze Liegenheit der Sache an seinen Vater, aber noch ehe dieser antworten konnte, war der Sohn schon wieder über alle Berge. An einem schönen Nachmittag gieng Theobald spazieren, auf dem Wege gegen Nürnberg zu, sahe er ein klein schwarz Männchen, mit einem gedrehten Haarzöpfchen vor sich hin gehen, sein Kleid war braun, sauber und modest. Theobald gieng stärker und holte den Mann ein; beide kamen in ein Gespräch, beide lenkten es ihren Lieblingsneigungen gemäß auf die hermetische Philosophie, aber wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Absichten. Das kleine Männchen erkundigte sich in der Stille und unver-

merkt nach Theobalds Umständen, seine Eltern hatten ihm fünfhundert Gulden baar mitgegeben, das brachte der saubere Bursche bald heraus, nun stellte er den armen Vogel das Garn, er verrieth sich in Geheim, so als wenns ihm entfahren wäre, daß er ein wahrer Rosenkreuzer sey, so als wenn ihm zu warm wäre, knüpfte er vorn seine Kleider auf, so daß man ein großes goldenes Kreuz auf seiner blossen Brust bemerken mußte, übrigens that er erstaunend ernst und geheim. Theobald glaubte für Ehrfurcht zu Boden zu sinken, da sahe er ja vor seinen Augen einen hochwürdigen Bruder des goldenen Rosenkreuzes, einen Mann, der ihm mehr werth war, als wenn er einen Engel gesehen hätte; die erhabene Miene, womit der Mann von den größten Geheimnissen sprach, nahm ihn so ein, daß er sich nicht mehr bergen konnte, er fieng an helle Thränen zu vergießen, und im größten Enthusiasmus den man sich denken kann, fieng er an: „O Mann Gottes! erbarmen Sie sich eines armen unwürdigen Jünglings, sagen Sie mir, was ich thun soll, damit ich auch ein würdiger Rosenkreuzer werden möge! ich habe so lange Gott um diese Gnade angerufen, ich hab mich eines frommen Wandels beflissen, und will alles

thun, um in diesen heiligen Orden zu kommen.“ Der Fremde lächelte ernst: Mein Freund! fieng er an, Sie begehren etwas großes, doch ich habe die Gabe durch meinen geheiligten Talismann in Ihr Herz zu schauen; hier nahm er ein seltsames golden scheinendes Instrumentchen aus dem Sack, stellte es dem Theobald aufs Haupt, und steckte es stillschweigend wieder ein. Wie ein Sünder vor dem Gericht Gottes stand der gute Junge da, und erwartete sein Urtheil; hören Sie! fieng Osiris an, (denn diesen Namen legte er sich bey, Theobald schauderte für diesem hieroglyphischen Wort,) wenn Sie ein Jahr lang sehr schwere Proben des Leibes und der Seele aushalten können, und nicht aus der Schule entlaufen, so sollen Sie zu unsern Geheimnissen eingeweiht werden, Sie werden alsdann ohne zu fehlen den Stein der Weisen machen, mit ihm alle Glückseligkeit erhalten, und mit der Geisterwelt vertraulich umgehen können. Ja! antwortete Theobald, wenn sie nur ein Mensch aushalten kann, so will ich sie gerne alle durchgehen, denn ich möchte gerne die höchste Stufe in der hermetischen Kunst ersteigen.

„Das wird Ihnen schwerer werden als Sie glauben, doch wir haben sie ja alle aus-

stehen müssen; was wir gekonnt haben, das werden Sie ja auch können; aber noch ein Hauptpunkt ist zu bemerken: die Probezeit durch muß sich der angehende Bruder selbst ernähren, Sie müssen also Herr seyn über das Geld, das Sie haben, Sie kommen damit aus, aber es wird auch nichts übrig bleiben.“

O das hat nichts zu sagen! ich kann das Geld nicht besser anwenden.

„Wenn das ist, und Sie wollen sich dann entschließen mit mir zu reisen, so will ich Sie an den geheimen heiligen Ort führen, wo unser großer Meister seinen Sitz hat, da werden Sie zu seiner Zeit mehr lernen, als alle hohe Schulen der Welt zusammen wissen.“

Theobald war für Freuden und hoher Empfindung außer sich, er war zu allen bereit, und es wurde ausgemacht, daß er jetzt umkehren, sein Geld holen, und morgen auf Nürnberg kommen sollte, wo ihn Osiris erwarten, und dann weiter führen wollte; so schieden sie von einander. Theobald wußte nicht, wie er nach Hause gekommen war, seine künftige Lebenszeit kam ihm himmlisch vor, denn ihm war jetzt nichts gewissers, als daß er bald den ehrwürdigen Stein der Weisen besitzen, und Wunder wirken würde, dann getraute er sich alles

bey seinen Eltern zu verantworten, wenn sie auch jetzt unwillig auf ihn werden würden; er setzte sich also hin, und schrieb ihnen einen langen Brief, worinnen er ihnen seinen glücklichen Vorfall umständlich schilderte, und ihnen versprach, so viel es das große Geheimniß erlaubte, alles zu schreiben.

Des andern Morgens früh nahm er seine Goldbörse zu sich, packte seine Sachen ein, und reiste mit Extrapost auf Nürnberg, wo er dann seinen neuen Freund in den beschriebenen Hause antraf. Dieser kündigte ihn nun an, daß ein Rosenkreuzer mit einem Stab in der Hand zu Fuß reisen, und kein Aufsehen machen müsse, sein Uebriges sey den Armen bestimmt, und für sie müsse er sparen. Das gefiel dem guten Jüngling ausdermaßen; er ließ also seine Sachen in dem Hause in Verwahrung stehen, bis auf weitere Ordre, kaufte einen Reisesack, in welchem er wie sein Gefährte, die nöthige Wäsche, Strümpfe, Schuhe und so weiter, nachtrug. Nun nahmen sie ihren Weg immer südöstlich: Osiris führte ihn nie die Landstraße, sondern ungebahnte Wege, und durch unbekannte Oerter. Sogleich verbot er dem Theobald nachzufragen, wo sie hingiengen, und wie die Oerter hießen, durch welche

sie paßirten, daher wußte er gar nicht in welchem Lande sie waren, und wo es hinausgieng. Die ersten 5 Tage reisten sie am Tage, nun aber wurde Osiris noch behutsamer, gegen Abend erst begaben sie sich auf den Weg, wandelten die Nacht durch weiter, und gegen den Morgen kehrten sie immer bey gemeinen Bürgersleuten ein, wo Osiris allezeit bekannt war. Den ganzen Weg über betrug sich dieser Mensch wie ein wahrer Heiliger, sein öfteres Niederknien und Beten, seine Behutsamkeit im Reden und seine große Wohlthätigkeit, die er überall bewieß, machten bey dem guten Theobald den tiefsten Eindruck, so daß er gewiß und fest glaubte, er sey in den besten Händen; übrigens schwieg der Rosenkreuzer immer still, er redete so wenig, daß Theobald wenigstens auf dem Wege nicht das geringste lernte. Endlich kamen sie in die Tyroler Gebirge, an dem Fuß eines sehr wilden felsigten Berges lag ein Dörfchen, wo sie des Morgens früh anlangten, hier ruhten sie den Tag bey einem Bauern aus, und am Abend sollte nun der Beschluß der Reise gemacht werden. Osiris führte jetzt den Theobald beyseite, und redete ihn folgender Gestalt mit sehr ernstlichen Worten an:

„Freund

„Freund Theobald! wir sind nun am Ziel unserer Reise: Sie haben alles verlassen und sind mir gefolgt; Sie haben wohl gethan, wenn Sie ferner aushalten können, sonst aber sind Sie unglücklich, doch weil Sie noch jung sind, so wird man Ihnen keine so schwere Bürden auflegen. Sie können und müssen die Proben durchgehen, die Ihnen vorgeschrieben werden, denn Sie sehen leicht ein, daß wir erst versuchen müssen, ob ein Mensch unseres heiligen Ordens würdig ist, ob er alle sinnliche Lüste verläugnen kann, ob er stark genug ist, Gefahren mit Muth und Kraft entgegen zu gehen, und endlich, ob sein Geist Würde und Fähigkeit hat, solche hohe Geheimnisse zu fassen und zu verschweigen. Hier am Eingang ins Heiligthum müssen Sie mir nun entweder fest angeloben, bey Gefahr Ihres Lebens nichts zu entdecken, von dem was Sie weiter sehen werden, oder jetzt wieder umkehren, im letztern Fall aber müssen Sie hundert Gulden an die Armen zalen.“

So sehr auch Theobald für der Zukunft schauderte, und so bang ihm war, so mochte er doch eine so große Glückseligkeit nicht verscherzen, er versprach also mit einem unverbrüchlichen Schwur ihm zu folgen, und alles zu ver-

schweigen. Als es nun Nacht geworden war, so steckte Osiris eine Leuchte an, und sagte: jetzt Freund Theobald folgen Sie mir, geben Sie acht auf Ihre Schritte, und sehen Sie ja vor Ihre Füße, damit Sie nicht straucheln; übrigens fürchten Sie nichts, Sie dürfen aber kein Wort reden und keinen Laut von sich geben, und wenn Sie mir ja etwas zu sagen haben, so sagen Sie mirs leise ins Ohr. Darauf gieng Osiris fort, und fieng an den Berg hinauf zu steigen, und Theobald folgte ihm. Anfänglich gieng der Fußpfad eine halbe Stunde lang durch einen Wald hinauf, nun aber fiengen die Felsen an, sie kletterten zwischen denselben hinauf, und kamen nun auf einen fürchterlichen Weg, welcher kaum zween Schuh breit war, an der rechten Seite war eine himmelhohe Felsenwand, und zur linken ein abscheulicher Abgrund, in dessen tiefster Tiefe ein großes Gewässer brauste. Dieser Weg kam dem Theobald so grausend vor, daß er von ganzem Herzen betete, Gott möchte ihn doch vor Unglück bewahren, und an seiner gnädigen Hand leiten! Diese Gefahr währte ungefährte eine Stunde, sie war abwechselnd, bald weniger bald mehr gefährlich, endlich stieß der Weg gegen einen andern rauhen Felsen, so daß es schien als wenn man

nun nicht weiter kommen konnte; hier befahl Osiris dem Theobald still zu stehen, bis auf weitre Befehle. Theobald gehorchte mit Zittern und Zagen, nun löschte Osiris das Licht aus und verlor sich. Der gute Jüngling stand da oben in der Luft, auf dem höchst schmalen Fußsteig, an einer Felsenwand, mit dem fürchterlich tobenden Abgrund zur Seiten, dazu konnte er keine Hand vor Augen sehen, jetzt war ihm sehr übel zu Muthe, er fieng an zu bereuen, daß er sich einem wildfremden Menschen anvertraut hätte, doch faßte er neuen Muth, als vor ihm in der Höhe ein Licht erschien, und ein großes Faß an einem dicken Seil herabstieg; Osiris rief ihm zu, er solle in das Faß steigen, und sich fest halten, denn er müsse dahinauf gezogen werden. Theobald thäts, und stieg also langsam eine Höhe von 50 Schuh in dem Eimer hinauf, hier fand er nun einen weiten Raum und einen sichern breiten Weg vor sich, jetzt wurde er wieder froh, daß die erste Gefahr überstanden war; allein die Freude währte nicht lange, denn nun kamen sie an den Eingang eines Thals, welches kaum zwanzig Schritt breit war, und auf beyden Seiten himmelhohe auf einander gethürmte Felsen hatte, die öfters oben zusammen zu-

stoßen schienen. Dies war zwar furchtbar für sich, doch war es nichts gegen die grausenvollen Brücken, über welche man oft hinüber mußte, und die keine Lehnen hatten, denn hin und wieder gabs bey 20 Schuh weite Spalten im Boden, über welche nur Balken gelegt waren. Osiris schritt standhaft hinüber, aber Theobald zitterte und bebte, doch bewahrte ihn Gott, daß er auch diesen Gefahren entgieng.

Ich habe oben vergessen, daß Osiris den Abend vorher dem Theobald sein Geld abforderte, und es zu sich in Verwahrung nahm, denn der ehrliche Mann dachte, wenn der gute junge Mensch auf dem Wege verunglückte, so wäre weiter nichts dabey verloren, er hätte dann doch das Geld erobert, indessen Theobald kam glücklich durch, das Thal wurde breiter, flächer und der Weg sicherer; endlich fiengs wieder an steil aufwärts zu gehen, und nun kamen sie an den Eingang einer Höhle, hier stund Osiris still und sagte zu Theobald, jetzt werden Sie allerhand unbegreifliche Dinge sehen und hören, hüten Sie sich aber, daß Sie kein Wort reden, bey Verlust ihres Lebens, Sie dürfen keinen Laut von sich geben, oder es ist um Sie geschehen. Theobald versprachs mit Zittern und Zagen, denn was wollte er an-

ders machen, jetzt war an keine Rückkehr mehr zu denken, auch trieb ihn noch immer sein Wunsch das äußerste zu wagen.

Nun trat Osiris in die Oefnung des Schlunds, und schoß eine Sackpistol ab, deren Knall fürchterlich tief hinab donnerte, darauf stand er eine Weile still und horchte, nach ungefähr fünf Minuten donnerte es von ferne wieder aus der Höhle heraus, nun gieng er hinein und hieß den Theobald folgen. Der Weg gieng steil abwärts zwischen Seitenschlünden hin, und war oft so gefährlich und so schauerlich, daß der gute Jüngling gern wieder umgekehrt wäre, wenn er gekonnt hätte, er that also sein Bestes, war vorsichtig, und kam glücklich durch. Ungefähr nach einer Viertelstunde Gehens sahen sie eine weite schimmernde Höhle vor sich, die mit allerley sonderbaren mineralischen Gestalten tapezirt schien. Theobald hielt das alles für rosenkreuzerische Künste, und für lauter Silber und Gold, jetzt schwand auch der letzte entfernteste zweifelnde Gedanke in seiner Seele, daß er könnte betrogen werden, denn da sah er ja Wunder der Schönheit und des Reichthums vor seinen Augen, hätte er aber gewußt, daß die Natur in den unterirdischen Höhlen mit solchen Wundern nicht so sparsam ist, so hätte

dieser Anblick seinen Irrthum nicht vermehren können; diese Höhle war sehr weitläuftig und die Bahn so reinlich und eben, daß Theobald eher glaubte, er sey in einem herrlichen königlichen Saal, als in einer Felsenkluft, hier gieng linker Hand ein enger Gang, der aber mit Menschenhänden gemacht war, krum herum, und führte sie in eine andere eben so geräumige und mit noch schönern mineralischen Produkten versehene Höhle. Hier fanden sie zween Männer stehen mit bloßen Schwerdtern und Larven vor dem Gesicht, sie hatten himmelblaue mit Gold bordirte Kleider an, und ihr Ordenskreuz hieng auswendig auf den Kleidern. Bey ihrem Anblick erschrack Theobald daß er blaß wurde wie ein Todter; mitten in der Höhle stand ein großer steinerner Würfel, in der Grösse eines Tisches, mitten auf demselben stand ein großer goldener Napf voller Weingeist, welcher angesteckt war, und mit einer schönen himmelblauen Flamme braunte, darneben war eine silberne Schaale voller Salz, und auf der andern Seite stund eine Flasche, welche voll von einer leuchtenden Phosphoreszirenden Materie war, übrigens war der Stein mit allerhand seltsamen Figuren bemahlt. Osiris löschte, so wie er hineintrat, seine Leuchte aus, und stand

still. Die beiden Männer fragten ihn, wie heissest du?

„Osiris.“

Bist du ein wahrer Rosenkreuzer?

„Ja, unser großer Meister grüßte mich vor den sieben Leuchtern, auf der untersten Stufe mit diesem Titel.“

Wie hieß der große Meister?

„Gibbarim.“

Tritt näher Bruder! wo hast du herumgezogen?

„Ich gieng durch Westen und Norden, und habe gegeben und genommen.“

Was hast du genommen?

„Rohe Materie zum Mikrokosmus.“

Wie heist sie?

„Theobald.“

Gehe an deinen Ort.

Nun verließ Osiris den Theobald, und überließ ihn den beiden furchtbaren Männern. Einer von ihnen redete ihn an und sagte:

„Mensch, was ist dein Begehren?“

Zitternd und zagend antwortete Theobald, ich möchte gerne ein Rosenkreuzer werden.

„Fürchte dich nicht! aber du begehrst etwas großes, wenn du kannst die Probezeit aus-

halten, so wirst du zu unserm königlichen Palast den Eingang finden."

Theobald versprach alles zu thun, was sie ihm auflegen würden; sie führten ihn darauf in eine kleine Nebenhöhle, wo ein Lichtchen brannte, und befahlen ihm niederzuknieen, er that das, nun schwung einer das Schwerdt kreuzweis über sein Haupt, und sprach einige unverständliche Worte, dies sollte der erste Grad der Einweihung seyn, darauf zeigten sie ihm Brodt, Salz und Wasser, und befahlen ihm drey Tage und drey Nächte in dieser Höhle zu beten und zu wachen, und blos mit den drey Stücken sich zu nähren. Theobald versprach das, und die verlarvten Männer verließen ihn.

Hier machte nun der arme Junge erstaunliche Glossen, seiner Luftschlösser, die er baute, war kein Ende, die Erwartung der Dinge die da kommen sollten, drehten ihm dergestalt den Kopf herum, daß er oft wie entzückt war, und von seinem Leben nicht wußte, die Zeit wurde ihm also nicht lang, aber sie wurde noch mehr abgekürzt, durch einen Vorfall, an den wohl keiner der sehr ehrwürdigen Rosenkreuzerbrüder gedacht hatte.

Theobald mochte etwa 24 Stunden in seinen Behälter gesessen haben, als ganz andere

Männer hereintraten, als er erwartet hatte, es waren nämlich zween Soldaten, welche ihn ziemlich rauh angriffen, und mit den Worten: Marsch! heraus! wegschleppten. Er hielt das auch für eine Probe, welche die Rosenkreuzer ihm auflegten, wurde aber bald anderes Sinnes, als er durch ein neugebrochenes Loch heraus auf die Oberfläche der Erde geführt wurde, wo er sechs Männer in Ketten gebunden, und um sie her einen Kreis von Soldaten stehen sahe, welche von einem ansehnlichen Officier commandiret wurden; unter den Gebundenen war auch der ehrliche Osiris, welcher den Theobald nicht anzusehen wagte; der gute Jüngling war außer sich vor Schrecken, er war sich zwar nichts Böses bewußt, indessen fühlte er doch das Schreckliche seiner Lage auf die empfindlichste Art, seine einzige Beruhigung bestund in der Entfernung von seiner Familie und Bekannten, man band ihn nun auch, und ließ den Trupp fortmarschiren.

In einen benachbarten Städtchen, welches einer Vestung ziemlich ähnlich war, und B... hieß, wurden sie alle von einander abgesondert, und in abscheuliche Kerker gesteckt. Das Loch, welches Theobald zu seinem Aufenthalt bekam, war an der Straßen, aber so eng, so feucht,

und so unrein, daß ihn ein Schauer ankam, nur niederzusitzen; indessen mußte er doch, denn er war sehr müde, er streckte sich also auf das Stroh hin, und vergoß so viele Thränen, bis er nicht mehr weinen konnte; barmherziger Gott! rief er immer, warum strafest du mich armes Kind so strenge, ich weiß es, ich bin ein sündiger Mensch, aber schone meiner; dies rief er laut, und so oft, daß zuweilen Leute vor dem Gitter stehen blieben, und wie es schien, ihn bedauerten.

Nach ein paar Tagen kam er vor Verhör; dies hatte er gewünscht, denn er glaubte, wenn er den Richter die Sache erzählte, so würden sie ihn alsofort loßlassen, aber er betrog sich, man fragte ihn über gewisse Punkte, welche er auch richtig und nach der Wahrheit beantwortete, wenn er aber seine Geschichte erzählen wollte, so hieß man ihm das Maul halten. Schweig Spitzbube! rief ihm dann ein Dickwanst mit einer Baßstimme zu; er weinte wie ein Kind, kniete nieder, rief Gott und Menschen um Hülfe an; das half alles nichts, denn die Herren nahmen derweile Schnupftoback, schöckerten und lachten über nichtsbedeutende Dinge. Das kam dem Theobald als eine ungeheure Sünde vor; und mir auch, ihr Priester

der Gerechtigkeit! ich bin ein Augen- und Ohrenzeuge von einer solchen Leichtsinnigkeit gewesen. Männer von diesem Schlag lesen wohl meinen Theobald nicht, aber junge studirende Männer können und sollen ihn lesen, denn verschiedene unter ihnen werden dereinst den furchtbaren Beruf bekommen, an Gottes Statt über die Verbrechen ihrer Mitmenschen zu richten; nun Jüngling, lies was ich hier sage und zittre.

Wenn Uebelthäter gefangen eingezogen werden, so sind sie mehr oder weniger strafbar, und es kann sehr leicht geschehen, daß ein Mensch ergriffen wird, der gar unschuldig ist, wie es hier mit Theobald wirklich der Fall war; bey allen aber ist das gewiß, daß der Grad ihrer Strafe noch nicht bestimmt werden kann; sobald nun das Gefängniß schon wirkliche Leibesstrafe ist, so straft man ja den Unschuldigen, und das ist erschrecklich, oder man straft auch den Schuldigen aber weit strenger, als man ihn strafen will, denn erst nach ausgemachter Sache bestimmen ja die Gesetze was er leiden soll, man spricht ihm sein Urtheil den Gesetzen gemäß, er muß es aushalten, hat aber oft durch die grausame Gefangenschaft allein weit mehr ausgestanden, als alles, was ihm die Gesetze auflegen; jetzt sage man, ob das nicht wahr ist? —

und wenns wahr ist, ist das dann menschlich oder teufelisch? Wenn nun noch dazu die Richter durch ihr ungefühliges Betragen den Elenden kränken, und seine Leiden verzögern, wie werden sie da Barmherzigkeit bey dem finden, der dereinst sagen wird: Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht? O Schande! Schande! über euch ihr Blutschuldenmacher! laßt alle Gefängnisse hoch in die Luft gebaute feste lustige und gesunde Zimmer seyn, laßt sie reinlich halten, verseht die armen Gefangenen mit nöthigen Kleidern, und laßt Aerzte für ihre Gesundheit sorgen, während der Zeit beschleunigt die gerechteste Entscheidung ihrer Sache: wenn ihr das nicht thut, wenn ihr hier das mindeste versäumt, so bedenkt, daß Geschöpfe eures gleichen jetzt im Elende schmachten, blos durch euch schmachten, und daß jedes Vergnügen, um welches willen ihr ihren Jammer verlängert, wie Schwefel dereinst auf euren Seelen brennen wird.

Theobalds Richter brachten also kalt und gleichgültig seine Antworten zu Protokoll; sie hätten aber doch auch seine Erzählung anhören, und darauf ihre Untersuchung gründen solien, aber das geschah nicht, sondern er wurde wieder fort in sein Loch geführt, wo er noch ganzer

drey Wochen bey elenden Brod und Wasser schmachten mußte, so daß er endlich für Kummer und Elend von Herzen krank wurde; nun begehrte er einen Geistlichen, man versprach ihm zu willfahren, und bald darauf trat ein Capuziner von sehr feinen und ehrwürdigem Ansehen herein. Theobald erschrack, denn er war ein Protestant, und hatte vergessen einen Geistlichen von seiner Religion zu fordern; der Pater Ignatius grüßte ihn freundlich, bot ihm die Hand, und setzte sich auf einen Stuhl, den ihm der Gefangenwärter dahin setzte. Theobald richtete sich auf seinen Strohlager auf und sagte: Herr Pater! es ist ein Irrthum vorgegangen, ich bin ein Protestant.

„Das thut nichts mein Freund! ich bin ein Christ, und die Protestanten sind auch Christen, sagt mir nur was ihr wollt!“

Ich bin höchst unschuldig in dieses Elend gerathen, ich war von meinen Eltern auf die Universität Altdorf geschickt worden, um Medizin zu studiren, nun hab ich von Jugend auf Lust gehabt ein Rosenkreuzer zu werden, und das große Universal zu suchen; ich spazirte vor der Stadt Altdorf, traf da einen Mann an, mit dem ich in ein Gespräch über die Materie gerieth, der Mann sprach so gründlich von der

Sache, daß ich ihm meine Neigung ganz anvertraute, und als ich fand, daß er selbst ein Roserkreuzer war, so ließ ich ihm keine Ruhe, bis er mich mitnahm, er thats, ich reiste mit ihm, bis in die fürchterliche Höhle, und des folgenden Tages wurden wir gefangen genommen, mein Führer heist Osiris, und wenn man ihn verhört, und über diese Geschichte befragt, so kann er nichts anders sagen, als was ich Ihnen erzählt habe.

„Wenn sich die Sache so verhält, so werden Sie bald los werden, ich will mich Ihrer annehmen, aber erst will ich Ihnen an einen bessern Ort helfen.“

Hiemit gieng der Capuziner fort, kam aber bald wieder, und mit ihm der Gefangenwärter, welcher ihn auf eine leidliche Kammer brachte, wo ein Bett stund, auf welches er sich legte, auch wurde er mit bessern Speisen versorgt, die ihm aus dem Kloster geschickt wurden. Pater Ignatius ließ es aber nicht dabey bewenden, er war sehr angesehen wegen seiner ausnehmenden Frömmigkeit, und konnte also viel ausrichten, besonders weil er bey der höhern Obrigkeit alles galt, er brachte es also dahin, daß Osiris in seiner Gegenwart verhört, und ihm aufgetragen wurde, die Geschichte mit dem Theobald

zu erzählen: diese kam nun ganz mit dem über-
ein, was dieser gesagt hatte, und auf die Ver-
mittelung des Paters wurde Theobald bald
frey, sogar schafte man ihm sein Geld wieder.
Er begab sich nun in ein Wirthshaus, wo er
völlig genaß; während der Zeit versahe er sich
mit dem Nöthigen, und machte sich nun wieder
reisefertig. Der wohlthätige Pater besuchte
ihn indessen öfters, und diente ihm durch seine
belehrenden Gespräche mehr, als durch die Be-
freyung aus der Gefangenschaft.

Einsmals als ihn Theobald auf dem Coffee
eingeladen hatte, und der Pater da bey ihm
saß, so kamen sie auf das große Universal zu re-
den, zu welchem der gute Jüngling noch immer
große Lust bezeigte. Dies ganze Gespräch hat
er sich zum ewigen Andenken aufgeschrieben,
und weil es noch heutiges Tages manchem sehr
nützlich seyn kann, so will ich es hier ganz voll-
kommen mittheilen, denn es giebt unter dem
Bürgerstande noch unzählige Hausväter, die
durch den unseligen Hang zum Laboriren oder
zum Stein der Weisen, ihr und ihrer Kinder
und Kindes Kinder zeitliches und oft auch ewi-
ges Glück untergraben, und wenn dies auch
nicht geschieht, so wird doch eine Menge kostba-
rer Zeit dadurch verdorben, die immer viel bes-

ser angewendet werden kann; zudem giebt auch dies Gespräch von dem eigentlichen Zustand der Rosenkreuzer vieles Licht, von welchem viele Gelehrte zu wenig, und andere zu viel halten. Der Pater lächelte, als er den Theobald noch immer mit so vieler Wärme vom Stein der Weisen reden hörte, und fragte ihn:

Was haben Sie doch für Ursache dazu, daß Sie so schmerzlich verlangen, das Universal zu besitzen?

„Dazu hab' ich wichtige Ursachen; wenn ich den Stein der Weisen hätte, so wollte ich erstlich durch meine Reichthümer den Armen viel Gutes thun, und Kranke heilen, und zweytens würde ich auch viele große und geheime Wissenschaften erlangen, Gott näher kennen lernen, und wissen, wie die Natur alles wirkt."

Gut! Sie trachten also nach Reichthum, um den Armen zu dienen, und nach Erkenntniß großer Geheimnisse, nicht wahr?

„Ja! aber nicht nach Reichthum, um selbst reich zu werden, sondern andern zu dienen; und nach Erkenntniß, nicht um viel zu wissen, sondern auch um Gott und dem Nächsten besser dienen zu können."

Wenn ich Ihnen beweisen wollte, daß Sie Ihr Herz täuscht, und daß Sie nicht reich werden wollten, um Allmosen zu geben, nicht viel wissen wollten, um Gott besser zu kennen, so würde ich vergeblich reden, denn Sie würden sich es selbst nicht gestehen, vielweniger mir; aber das kann ich Ihnen darthun, daß Sie auch darin irren, wenn das wirklich Ihr Zweck ist, so wie Sie sagen.

„Das begreif ich nicht, vielweniger kann ichs glauben."

Das gesteh ich Ihnen gern; so gehts allen, die große Summen in die Lotterien setzen, um wohlthätig zu werden, oder auch die den Stein der Weisen aus diesem Grunde suchen; was würden Sie von einem Handwerksmann halten, der immer nur suchte viele Tausende zu verdienen, und darüber seinen gewöhnlichen ehrlichen Lohn versäumte? nicht wahr, das erste kann er sehr schwerlich erhalten, und das zweyte, den eigentlichen Beruf, darinn ihn Gott gesetzt hat, versäumt er? — Wenn ein König ein Fürstenthum demjenigen geben wollte, der die Quadratur des Zirkels erfände, und nun setzte sich ein Bauer hin, und suchte, und versäumte seinen Beruf dadurch, was würden Sie von ihm halten?

„Es ist wahr, sowohl der Bauer als der Handwerksmann würden sehr übel thun; auf die Weise aber würde niemand den Stein der Weisen suchen, und alle die ihn wirklich gefunden haben, hätten gesündigt.“

Nur das letzte folgt nicht, aber wohl das erste, und wollte nur Gott, es käme dazu, daß ihn niemand mehr suchte!

„Warum folgt das letzte nicht? ich denke wenn niemand den Stein der Weisen mehr suchte so wird ihn auch niemand mehr finden.“

Gerad das Gegentheil. Sehen Sie! ich will es Ihnen erklären: wer den Stein der Weisen mit Leidenschaft sucht, der hat eine Leidenschaft reich zu werden, nicht wahr?

„Ja! aber zur Ehre Gottes.“

Gut! dients aber nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie Ihren Nebenmenschen suchen zur Erkenntniß Gottes zu bringen, wenn Sie Friede machen, zwischen zween streitigen Nachbarn, wenn Sie durch ein frommes Leben Ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen, und Sie Ihren Vater im Himmel darüber preisen, kurz, dients nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie jeden Schritt zum Besten Ihrer Mitmenschen mit einer edlen Liebesthat bezeichnen?

„Ganz gewiß! ein solches Leben wär ein göttliches Leben."

Nicht wahr? — das wäre gewiß ein göttliches Leben, denn Christus hat so gelebt. Aber nun, wer den Stein der Weisen sucht, der muß dieses Geschäft abwarten, und versäumt jenes herrliche Werk, und die eigentliche Pflicht, wozu ihn Gott geschaffen hat, und warum? — vielleicht unter zehntausend Suchenden der einzige zu seyn, der das Universal bekommt, und wenn er denn nun auch der Einzige wäre, und dies seltene Glück bekäme, was hätte er dann? — Reichthümer dürfte er sich ja nicht verschaffen, um nicht in Verdacht zu gerathen, und er würde endlich weiter nichts thun können, als was jeder reiche Mann kann, aber es wirklich nicht thut, denn wenn einer den besten Willen hat, ehe er reich wird, so ists wieder nur ein einziger unter zehntausenden, der diesen Willen behält, wenn ers wirklich ist, und unter tausend solcher edlen Reichen ist wieder nur ein einziger, der mit seinen Wohlthaten nicht mehr Schaden stiftet, als Nutzen.

„Mir deucht Herr Pater! Sie hätten vollkommen Recht, und wenn das ist, o so kann ich Ihnen mein Lebtage nicht genug danken."

Mir ist sehr daran gelegen, daß Sie vollkommen überzeugt werden, fragen Sie also, wo Ihnen noch etwas dunkel ist.

„Ich hab' noch ein paar Punkte auf dem Herzen, erstlich möchte ich gern noch weiter ausgeführt haben, daß man ohne den Stein der Weisen mehr Wohlthaten erweisen kann, als wenn man ihn hat, denn mir deucht doch, den Armen reichlich geben, Hospitäler und Armenhäuser stiften, und arme Leute wohlhabend machen, sey etwas Großes.“

Wohl! es ist auch etwas Großes, aber noch viel größer ists, wenns wirklich ein reicher Mann thut; und doch, wenn wir die Sache recht beym Licht besehen, so ist das Leben eines wahren Christen viel wohlthätiger, der zugleich weiter nichts als sein ehrliches Auskommen hat; wer den Stein der Weisen besäße, der hätte unendliche Reichthümer, was wäre es denn Großes, wenn er solche Stiftungen machte? das kostete ihn ja nichts, er könnte das alles ohne einen Funken Liebe zu Gott und den Menschen zu haben, und folglich wäre seine ganze Wohlthätigkeit ohne Verdienst bey Gott. Der Reiche ist höchlich zu bedauern, denn alle seine Wohlthaten sind schlechte Pfennige, die er in Gottes Kasse wirft, und da er überall genug

hat, so kann er kein Vertraun auf Gott haben, denn er hats nicht nöthig, und muß also der unendlichen Seligkeit des armen Christen, der jeden Tag seine Nothdurft von seinem Vater im Himmel erbittet, gänzlich entbehren. Der arme Christ aber, der am Abend seinen Gulden aus der Hand seines Vaters empfangen hat, und ihn dann seinen nothleidenden Bruder zur Hälfte mittheilt, der hat mehr gethan, als wenn Sie mit Ihrem Stein der Weisen ein Hospital für tausend Arme gestiftet hätten; Ihre That hat mehr Nutzen für die Menschheit, aber für Ihr eigenes Wohl lange nicht so viel, als die Liebesgabe des armen Christen ihm Seligkeit bringen wird. Halten Sie nun einmal alles gegen einander, 1) Sie können einen grossen Theil Ihrer Lebenszeit mit dem Suchen des Steins der Weisen verderben, und ihn doch eben so wenig finden, als wenn Sie unter 10000 Zahlen eine errathen sollten, denn gewiß unter so viel Suchern ist schwerlich einer, der ihn finden. 2) Und wenn Sie ihn fänden, so ist die Zeit des Suchens unwiederbringlich verloren, und die Zeit, die Sie vor sich haben, ist noch immer ein zweifelhaftes Gut für Sie, denn Sie sind wiederum nicht sicher, ob Sie nicht der Reichthum blenden wird, und Sie also

gottloser werden als vorher, und wenn Sie fromm bleiben, so ist die Wohlthätigkeit einmal kein großes Verdienst mehr für Sie, denn es kostet Sie keine Verläugnung und Sie können mit allem Ihren Geld nicht einmal so viele wirkliche Wohlthaten thun, als mit einem recht thätigen, frommen, christlichen Leben. Hospitäler stiften, das kreischt freylich in die Welt, aber Leute durch vernünftige Belehrung, durch Beyspiel, durch öftere und zur Zeit gereichte kleine Gaben für dem Hospital bewahren, das ist weit mehr, und kreischt nicht, aber der geheime wohlthätige arme Christ baut sich dadurch einen Palast im Himmel.

„Herr Pater! das ist göttlich, das ist herrlich! aber Sie reden nur vom Reichthum, Sie rechnen ja nicht auf die Wohlthaten, die man den Kranken thun kann, und auf die Kenntnisse, die man erlangt, wenn man den Stein der Weisen hat?“

Der Stein der Weisen mag auch eine Universalmedicin seyn, welches ich doch noch in Zweifel ziehe, so denken Sie nur immer an die zehntausend Sucher, unter denen ihn nur einer findet, studiren Sie Medizin, so sind Sie in ein paar Jahren fertig, dann befleißigen Sie sich des Christenthums und des kindlichen Ge-

bets, und suchen Sie immer weiter in Ihren Kenntnissen zu kommen, so werden Sie mehr preshafte Nebenmenschen zur Ehre Gottes heilen, als wenn sie auch wirklich den Stein der Weisen besäßen: und was endlich die Kenntnisse betrift, so leben Sie nur gottgefällig, unser Leben dauret ja ohnehin nicht so lange, so werden Sie in jener Welt weit mehr lernen in einem Augenblick, als ihnen hier das Universal gewähren kann. Gott kennt die Charaktere der Menschen, weiß Er einen, der ein so großes Gut, als das Universal ist, zu seiner Ehre und zum Besten der Menschen gebrauchen wird, den sondert Er sich aus, leitet ihn durch seine wunderbare Vorsehung allmählig zum Zweck, und führt ihm endlich einen Mann zu, der ihm das Geheimniß mit den Fingern zeigt. Wer aber mit Leidenschaft sucht, und sich ans Laboriren giebt, der ist verloren, denn auf diesem Wege hat es noch nie jemand gefunden.

„Ich kann Ihnen versichern Herr Pater! daß Sie mich von einer gefährlichen Leidenschaft befreyt haben, jetzt sehe ich ein, wie gefährlich ja wie sündlich es ist, sich auf das Suchen des Steins der Weisen zu legen, aber sagen Sie mir doch, wo haben sie solche Kenntnisse erlangt?“

Freund! ich könnte Ihnen viel Merkwürdiges aus meinen Erfahrungen erzählen, denn ich habe weite Reisen gemacht, bin im gelobten Land und in Egypten gewesen, und habe mehr gethan, als blos heilige Oerter besucht.

„Sie machen mich höchst neugierig, Herr Pater! ich bin ein junger Mensch, theilen Sie mir etwas von Ihren gesammleten Schätzen mit.“

So viel als Ihnen dienlich ist, kann ich Ihnen wohl erzählen, denn vieles interessirt Sie nicht, und vieles darf ich auch nicht sagen, ich war an eben der Seuche krank, von welcher ich Sie mit Gott befreyt habe, und daran war ein alter Frater schuld, welcher mit aller Gewalt ein Basilius Valentinus werden, und den Stein der Weisen haben wollte, dem half ich nun sudeln, las seine Bücher, deren er viele und seltene hatte, und erlangte eine große Wissenschaft, wenn anders ein Kopf voller Hirngespinste Wissenschaft heissen kann; indessen kam bey aller der mühseligen Arbeit nichts heraus; nun fiel mir ein Buch von Christian Rosenkreuz in die Hand, wie er nämlich im gelobten Land eine geheime Gesellschaft vortreflicher Weisen angetroffen, und von ihnen das große Geheimniß empfangen habe, wie er darauf wieder nach Europa gekommen, und den

Orden des goldenen Rosenkreuzes gestiftet habe, und dergleichen Historien mehr, ich bekam durch das Lesen dieser Dinge eine solche Lust nach dem gelobten Lande zu reisen, und dort die geheime Gesellschaft aufzusuchen, daß ich keine Ruhe noch Rast hatte, bis ich von meinen Obern Erlaubniß zu dieser Wallfahrt bekam. Ich reiste über Venedig auf Cypern, von da nach Said in Syrien, von da nach dem Kloster Canobin, wo ich Licht zu bekommen hofte; dies geschah auch, aber weit auf eine andere Art, als ich vermuthet hatte. In diesem Kloster befand sich ein sehr gelehrter alter Pater, der mir ganz aus dem Traume half, er besaß sehr rare Schriften, die er mir zu lesen gab, und mir das Schwere erläuterte, und das Fehlende ergänzte. Was ich nun da gehört und gelernt habe, das will ich Ihnen erzählen, so können Sie sich von allen den Sachen und von den Rosenkreuzern den richtigsten Begriff machen; zugleich wird Ihnen dann auch einleuchten, was vom großen Universal zu halten sey?

In den ältesten Zeiten vor dem Moses, hatten die Menschen weiter keine Symbolen, als die Schöpfungsgeschichte, und die gegenwärtige Natur, dem gemeinen Mann wars genug eine Gottheit zu glauben, welche alles geschaffen

hat, und übrigens rechtschaffen zu seyn. Diejenigen aber, welche mehr von der Sache wissen wollten, forschten in der Natur, nahmen die Traditionen der Väter zu Hülfe, und kamen auf ein physisches System, welches sie durch die Kenntnisse der Natur zur wahren Erkentniß Gottes führte; auf diesem Wege entdeckten sie große Geheimnisse in der Natur, und was für große Dinge durch ihre Kräfte möglich seyn; unter andern auch das große Universal; die Natur der Sache erforderte theils um des Misbrauchs willen, theils um müßige Spekulationen zu vermeiden, theils aber auch aus wichtigen politischen Gründen, alles unter das Siegel des Geheimnisses zu verhüllen, und einem jedem, der Theil an ihren Wissenschaften haben wollte, durch schwere Probe vorzubereiten und zu prüfen, ob er verschwiegen genug seyn würde, ob er Kopf und Patriotismus genug hätte, und endlich ob er auch das, was er entdeckte, nicht misbrauchen würde; fanden sie nun einen solchen Mann, so konnte er eingeweiht werden, und die Geheimnisse erfahren; dies war die eigentliche Beschaffenheit des uralten egyptischen Priesterthums, mit welchem nach den Winken der heiligen Schrift, Joseph und Moses ziemlich vertraut gewesen.

Die egyptischen Priester, welche ihre geheimnißvolle Wahrheiten unter Hieroglyphen versteckten, und sie dem Volk vorstellten, und durch Parabeln erklärten, gaben dadurch zur Abgötterey, und zwar zur niedrigsten die sich denken läßt, Anlaß, denn anstatt sich um die Wahrheiten zu bekümmern, welche unter dem Sympol des Ochsen Apis und des Hunds Anubbis und der Göttin Isis selbst vorgestellt wurden, nahm das Volk den Ochsen, den Hund und das Bild der Isis für die Sache selbst. Die Schwärmerey des Volks steckte endlich die Priester selbst an, und so gieng das hohe Ideal der reinen Natur und Schöpfungsdienstes verloren, und Aberglaube, und Dummheit traten an die Stelle.

Zu Moses Zeiten war das Verderben schon ziemlich hoch gestiegen, daher gefiel es Gott durch diesen großen vortreflichen Mann, der sich so ganz zu seinen heiligen Absichten schickte, eine Reformation zu veranstalten, und die wahre, ächte, alte Schöpfungs- und Naturreligion, einem besondern, durch eine merkwürdige Leitung der Vorsehung mit niemand in Gemeinschaft stehenden Volke, unter sehr erhabenen, und der Sache völlig angemessenen Hieroglyphen mitzutheilen, dies geschah in der Wüsten

Sinai, so wie es Moses selbst in seinen ehrwürdigen Schriften erzählt. Bey dem jüdischen Volk und Gottesdienst fand nun der Weise Stoff genug zu forschen, und die vortrefliche Hieroglyphe zu studiren, welche wahres Depositum göttlicher Geheimnisse war, und bey zweytausend Jahr lang blieb. Indessen hatten auch die Griechen Weisheit in Egypten geholt, und dort geschöpft, als aus den reinen Quellen schon ziemlichermaßen Pfützen geworden waren, die sie durch ihre eigene Erdichtungen nur noch stinkender machten.

Zoroaster, ein großer Mann, reinigte die egyptische Urreligion, vielleicht aus israelitischen Quellen, und stiftete im Orient die Religion der Magier, welche viele vortrefliche Wahrheiten hatte, und eben so herrliche Menschen bildete. Diese Religion breitete sich durch ganz Asien aus, und war überall unter den Menschen von feineren Verstand und Herzen beliebt.

Endlich nach dem Verlauf von zweytausend Jahren nach der geoffenbarten Hieroglyphe, erschien das Urbild, das Original aller Symbolen selber, erlösete und lehrte die Menschen ohne Bild, offen und frey, den wahren Weg zur Verähnlichung mit Gott. Christus und seine Apostel bekümmerten sich um die physische Re-

ligion nicht, die hatte ihren richtigen und wahren Gang, sie lebten und webten für den grössern Theil der Menschen, und sorgten nur dafür, daß dem gemeinen Mann alles begreiflich wurde, indessen hatten sie gegen jene wahre Geheimnisse gar nichts, alle Wahrheit verträgt sich zusammen, und unterstützt sich wechselsweise, so ists mit der christlichen und wahren Naturreligion, beide sind in der That und Wahrheit eins *). Nach der Vollendung des Lebens und Leidens Christi, nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt, kam eine sehr herrliche und erhabene Aufklärung unter die geheimen wahren Philosophen, sie sahen nun unauflösbar geschienene Aufgaben in ihren heiligen Hieroglyphen völlig naturgemäß aufgelöst, ihre Geheimnisse flossen nun in der christlichen Religion zu einem ganzen völlig runden System zusammen, und mit ihnen fieng eine neue Epoque an.

Unter allen Revolutionen des jüdischen und anderer orientalischen Staaten unter den Römern, blieben jene geheime Philosophen in der

*) Ich sage: wahre Naturreligion ist mit der christlichen eins, nicht die Naturreligion des Zweiflers; wer die Nothwendigkeit eines Erlösers, der wahrer Gott und Mensch ist, läugnet, der kennt warlich die Natur so wenig als ein neugebornes Kind die Haushaltung seines Vaters.

christlichen Kirche ungestört, sie hielten ihre verborgene Wahrheiten geheim, viele wurden Schwärmer, geriethen auf Irrwege, entdeckten ihre Grillen, und wurden für Ketzer erklärt, und diese machten der verborgenen reinen Gnosis einen üblen Ruf, andere aber blieben bey der alten stillen Wahrheit, und hielten sich verborgen.

Das dauerte so bis zur Zeit der Kreuzzüge fort, in welcher die Tempelherrn entstunden, welche aus der wahren Quelle schöpften, und die reine Gnosis lange Zeit unverfälscht und mit der christlichen Religion vereinigt erhielten. Allein diesen guten Leuten wurde zu wohl, ihre viele und große Reichthümer, die sie sich erworben hatten, verleiteten sie zu gänzlicher Verdorbenheit der Sitten, und darauf folgt allemal der Untergang. Nach ihrer Vertilgung blieb doch noch ein geheimer Saamen in Europa übrig, der aber doch in jenen unruhigen Zeiten fast verloschen war, als Christian Rosenkreuz, oder de Rosa cruce, ein spanischer Mönch, in Palästina ein paar Männer antraf, die ihm von den uralten Geheimnissen Unterricht gaben; mit diesen Kenntnissen bereichert, kam er wieder zurück, aber nicht nach Spanien, sondern nach Teutschland, er hielt sich nirgend lang und

überall sehr geheim auf, und stiftete wirklich den Rosenkreuzorden. Das hat seine unzweifelbare Richtigkeit; so viel will ich nur noch von diesem geheimnißvollen Orden sagen, er hat existirt, niemand aber wußte es damals, als allein die Brüder, und wenn er auch jetzt noch besteht, so gehört das zu seinem wesentlichsten Eigenschaften, daß es niemand wissen darf, mithin kann er wohl jetzt in seinem höchsten Flor seyn, gerad da man am mehresten an seiner jemaligen Existenz zweifelt. Alle aber, die sich für Rosenkreuzer ausgeben, und wirklich entdecken lassen, die sind warlich keine, am allerwenigsten Ihr Osiris und seine Bande, die trieben unter dem Namen des Geheimnisses der Rosenkreuzer Geldmünzerey, und allerhand Betrügereyen.

Der Stein der Weisen aber ist nie der Haupt- sondern nur ein Nebenzweck der wahren reinen christlichen Gnosis gewesen, er ist eine Geldsache: ein wahrer Weiser begnügt sich mit dem was ihm Gott durch ordentliche Berufswege zufließen läßt, und bekümmert sich weiter nicht um eine Sache, die ihm zu einem erschrecklichen Fallstrick werden kann. Sehen Sie, Freund Theobald, das ist die wahre Tra-

dition von der hermetischen Philosophie, und so verhält sichs mit derselben.

Theobald wunderte sich ungemein über die Wissenschaft, welche er bey diesem Mönch entdeckte, er hatte die Bettelorden immer für unwissend gehalten, allein nun sah er daß alle Classen der Menschen einzeln sehr gute Glieder haben könnten, und wirklich hätten; denn der Capuciner da war nicht nur ein aufgeklärter Kopf, sondern auch ein wahrhaft guter und frommer Mann; damit er aber den Jüngling noch mehr gegen die Verführung schwärmerischer Schriften sichern möchte, so erzählte er ihm noch verschiedene Erfahrungen, wie brave Leute durch Bücher betrogen und unglücklich geworden wären, und dieser Punkt wird von Lehrern und Erziehern der Jugend bey weitem nicht genug beobachtet; meine Leser erlauben mir über diese höchst wichtige Sache noch einige kurze Anmerkungen zu machen.

Von Jugend auf erziehn wir unsere Kinder aus Büchern, und fast alle Kenntnisse, die wir ihnen geben, lassen wir sie aus Büchern erlernen, daraus entsteht eine gefährliche Gewohnheit, alles für wahr zu halten, was gedruckt ist, besonders in solchen Dingen, die wir

nicht

nicht fähig genug sind zu prüfen; nur dann widersprechen wir einen Schriftsteller, wenn er unsre Lieblingsneigungen angreift, und ihnen widerspricht, wo das aber nicht geschieht, besonders wenn sie Sachen lehren, die der Einbildungskraft schmeicheln, wie eben die schwärmerischen Schriften in der Religion und Weltweisheit, da läßt man sich gern täuschen, man mag nicht untersuchen was wahr und was falsch ist, und das einmal darum, weil wir nicht gewohnt sind die Wahrheit zu suchen und zu schätzen, und dann auch, weil es einem im Reich der Phantasie so wohl ist.

Daher wäre es vom größten Nutzen, wenn man durch Lesung guter und falscher Lehren die Kinder von Jugend auf im Prüfen und Suchen der Wahrheit übte. — Da sehe ich den alten Pfarrer und Schulmeister mit ernster Mine den Kopf schütteln, also, sagt der eine, müßte ich meinen Schulknaben den Voltäre in die Hand geben? — Ja! ja! sage ich, auch den Voltäre, aber nicht eher, bis du selbst stark genug gegründet bist, ihm zu widerlegen, und deinen Schülern die Fallstricke unfehlbar zu zeigen, die er der nicht genug geübten Vernunft gelegt hat. Wenn die Kinder in den Schulen mit allen

abgenutzten Sätzen der Freygeister bekannt gemacht würden, so bin ich sicher, keiner würde mehr aus Grundsätzen ein Zweifler werden, denn alles, was gegen die Religion gesagt wird, wäre ihm schon längst bekannt, und er würde es der Mühe nicht werth achten, noch einmal solche alte abgedroschene Sachen zu untersuchen.

Jetzt aber, da der Knabe solche Schriften kaum dem Namen nach kennt, und mit nichts unterhalten wird, als mit symbolischen Religionssachen, und manchmal ohne Grund, blos aufs Vorurtheil des Ansehens hin, so wird ihm allmählig die Religion zum Ekel, er findet nun bey reiferen Jahren jene verführerische Schriften, sie sind ihm neu; das Neue reizt vorzüglich, weil es der Sinnlichkeit schmeichelt; er nimmts an, die Religion ist ihm nun alt und abgedroschen, sie mag er nun nicht mehr prüfen, und so wird der Zweifler fertig. Doch ich kehre wieder zum Faden meiner Geschichte. Theobald nahm mit Thränen von dem frommen Pater Abschied, und reiste mit der Post wieder auf Nürnberg, wo er seine Sachen noch in guter Verwahrung antraf; von da gieng er nach Altdorf, und fieng nun durch die Erfahrung gewitzigt, an, sich mit solidern Wissenschaften zu beschäftigen, und fleißig Medizin zu

studiren. Seinen Eltern schrieb er auch den Erfolg seiner Reise; er bekam Verweise, und treue Ermahnungen, aber auch Geld, und so kam er wieder in Ordnung.

Das fünfte Hauptstück.

Mit dem Studiren unseres Samuels halte ich mich weiter nicht auf, er hatte vortrefliche Gaben und einen guten Verstand, nur seine warme Einbildungskraft mischte sich immer darzwischen, sie dichtete der Wahrheit immer etwas zu, blos vernünftige medizinische Bücher hatten nicht Nahrung genug für seinen Geist, er mußte auch solche lesen, die seiner Phantasie schmeichelten. Die sämtlichen Werke des Paracelsus, derer von Helmont Vater und Sohn, waren noch immer seine liebste Lektüre, dies Studium hielt er aber sehr heimlich, um nicht verlacht zu werden. Die vernünftige Heilmethode kam ihm sehr arm vor, und der Lieblingsgedanke, daß jede Krankheit ihr Spezificum in der Natur habe, wurde immer reifer in ihm, so daß er endlich fest bey sich beschloß, dereinst alle Methoden zu verlassen, und sich blos aufs geheime Studium der Natur, und die Physio-

nomie der Pflanzen zu legen, denn er glaubte, diese müsse anzeigen, zu welcher Krankheit sie specifisch diene; so gieng er in der Stille seinen akademischen Gang fort, niemand wußte recht, was an ihm war, denn er ließ sich nicht aus, er wurde also allmählig für einen sehr einge- schränkten Kopf gehalten, aus dem nie etwas rechts werden würde.

Als nun Theobald ein halb Jahr, seine oben erzählte Ritterfahrt mit gerechnet, auf der hohen Schule gewesen war, und nun die Herbst- ferien angiengen, so bekam er einen Brief von seinem Vater, welcher ihm auf einmal wieder den Kopf verrückte; ich könnte dieses Schreiben wohl mit einrücken, aber um dem Spötter nicht Anlaß zu geben, heilige Sachen mit den unhei- ligen zu verlachen, so theile ich nur den Inhalt mit; er bestund darin, „daß der Engel des Herrn ausgegangen sey, aus jedem der Stäm- me Israel zwölftausend zu versiegeln, denn das herrliche Reich Christi, die glücklichen tausend Jahre seyen nun vor der Thür; ein gewisser heiliger Mann, Namens Pollin*), sey vom Herrn berufen, die Erstlinge zu jenem Reich zu

*) Ich mag doch den Mann noch nicht mit seinem rechten Namen nennen, denn ich bin ungewiß, ob er nicht noch lebt, er ist ein armer guter aber betrogner Mensch, der aber doch unaussprechlich vielen Schaden gestiftet hat.

sammeln, Er, der Dietrich Theobald und seine Frau, als Samuels Vater und Mutter, seyen von dem Herrn Pollin für würdig erkannt worden, mit versiegelt zu werden, nun möchten sie aber ihren lieben Samuel auch in dies Bündlein gebunden sehen, er möchte also geschwind nach H... kommen, wo sich Pollin jetzt aufhielt, um dort den Versammlungen der Erstgebornen beyzuwohnen, u. s. w." So etwas ließ sich unser Samuel nicht zweymal sagen, er reiste also augenblicklich ab, und kam bald nach H... wo er seine Eltern beide in dem höchsten Grad einer schwärmerischen Entzückung antraf, er wurde bald mit angesteckt, und so verlebten sie zusammen in trunkener Freude etliche wonnevolle Tage.

Ehe ich weiter gehe, so muß ich meine Leser mit einem der wunderlichsten und sinnlosesten Schwärmer bekannt machen, der je mag gelebt haben; ja es ist wahr, er fehlte nicht dem Willen nach, denn es war ihm von Herzen darum zu thun, Gott Menschen zuzuführen, aber im Verstande war er verrückt, Gott weis es! er war verrückt, was auch noch seine vernünftige Freunde hin und wieder dagegen einwenden mögen. Nur Geduld meine Leser! der allerwärmste und gewissenhafteste Christ wird mir Recht

geben, wenn er einst dies ganze Werk wird durchgelesen haben, solcher religiöser Unsinn kann wohl nicht erdacht werden, als dieser Mann mit seinen Anhängern trieb. — Sollte ich aber solche Dinge nicht mit dem Mantel der Liebe zudecken? — Nein! guter Bruder! der du so denkst, dieser Pollin hat Hunderte von Menschen verführt, verdorben, verschiedene meiner Verwandten verdorben, sie dem Staat, und Gott wolle es verhüten! auch dem herrlichen Reich Gottes in jener Welt vielleicht entzogen, wenigstens für diese Welt hat er sie unglücklich gemacht — sollte ich nun nicht für ihm warnen? — er kann ja noch schädlichen Saamen nachlassen? also zu Sache.

Franz Dietrich Pollin ist ein Bürgersohn aus einem Städtchen in Westphalen. Von seinen jungen Jahren ist mir nichts bekannt, bis daß er als Führer einer Sekte auftrat; Jakob Böhms und Gichtels Lehren hatten den ersten Eindruck auf ihn gemacht, der nach und nach zum höchsten Grad der Schwärmerey empor wuchs; indessen kamen Dr. Johann Willhelm Petersens und seiner Frauen Schriften noch dazu, woher in seiner Seelen das Chaos entstand, aus welchem er sich sein wunderliches Lehrgebäude zusammenträumte. Wenn ich jene Schrift-

steller hier, als die Ursachen solcher Verwirrungen anführe, so will ich sie eben so wenig für schuldig erklären als die Bibel, wenn ein schwacher Kopf Irrlehren daraus zieht, indessen muß ich doch das auch sagen, daß mir eine einfältige evangelische unsern Herzens- und Geistesbedürfnissen völlig angemessene Schrift viel lieber ist, als jene, aber ich verurtheile sie nicht, ich lasse sie als Unkraut oder Weizen stehen, bis an den Tag der Erndte. Pollins System war eine purlautere Glaubenssache, und zwar Glaube ohne Vernunft und Bibel, blos Glaube an Empfindung; nun kann man leicht schließen, was da für Zeug herauskam. Er behauptete, der Mensch müsse aus dem natürlichen ins göttliche Leben übergehen — nun das ist ja recht — ja, aber was verstund er unter dem göttlichen Leben? — Leser schaudere! er verstund unter dem göttlichen Leben eine gewisse körperliche Empfindung, so daß man fühlte, wie etwas im Leibe auf- und abstiege, damit war dann eine unbeschreibliche süße Empfindung, und ein Wonnegefühl von der Gewisheit der königlichen Erbschaft im Reich Christi verbunden, daß man sich des lauten Jauchzens nicht enthalten konnte, das war Schwangerschaft mit — — — — in uns. Vergieb mir o Majestät im Himmel!

ich schreibe ja, um dein armes Volk zu warnen. Lehrer der Menschen! Wächter auf Zions Mauern gebt Acht! es passiren manchmal Dinge, die ihr wissen solltet, und nicht wißt. Nun bedenkt nur einmal die Methode, dies göttliche Leben zu bekommen! — man mußte sich vor einen warmen Ofen setzen, und mit beiden Händen den Bauch kneipen und reiben, und brav dabey seufzen, wenn dann das natürliche Leben nicht gar zu hartnäckig war, so gieng es nach und nach in den Tod über, und so wie das geschehen war, so begann das Auf- und Absteigen des neugebornen göttlichen Lebens. Nun war man vollkommen: das Bauchreiben und Kneipen, welches sonst öfters wiederholt werden mußte, hatte dann ein Ende, nun durfte man aber auch nicht mehr arbeiten, nicht mehr für die leibliche Nahrung sorgen, sondern man mußte ganz allein aus dem Glauben leben, und wenn man selbst nichts mehr hatte, so mußte man Hunger leiden, oder Kräuter und Wurzeln essen und nackend gehen; auch selbst so lang man am Bauchreiben war: kurz, sobald man sich unter Pollins Leitung begab, sobald hörte das Arbeiten auf. Da gabs nun lauter Müßiggänger und gar wunderliche Phantasten.

Zu H... trat Pollin also auch auf, und dieser war wohl einer der ersten Oerter, wo er öffentlich wirkte; es ist nicht wohl zu begreifen, wie Leute mit gesunden Menschenverstand eine solche ganz närrische Sekte dulden, geschweige sich zu derselben bekennen konnten, und doch weiß ich Männer von Stand, Charakter und Gelehrsamkeit, und dazu noch sehr brave verständige Leute, die von ganzem Herzen sich an den warmen Ofen setzen, und sich ihren Unterleib nach Herzenslust zerarbeiten und dazu seufzen konnten. Zu H... machte Pollin viele Anhänger, denn der allgemeine Hang, das Ende der Welt, oder das tausendjährige Reich, und mit ihm die erste Auferstehung sey nahe vor der Thür, bestimmte alle, denen an ihrer Seligkeit etwas gelegen war, ihre Lampen mit Oel zu versehn. Dies geschahe nun, je nachdem sich einer von dem Oel und der Lampe einen Begriff machte; der rechtschaffene wahre Christ, der den Sinn des Evangeliums kannte, wußte wohl, daß Christus durch das Licht leuchten lassen, mithin durch Lampe, Licht und Oel nichts anders verstünde, als Seele, thätiges Leben durch die Liebe im Glauben; die Seele ist die Lampe, das Oel ist der wahre Glaube an Christum und sein Evangelium, und das

Licht ist der menschenliebende Wandel, indem der Glaube den Christen bestimmt, aus Liebe zu Gott so viel Gutes in der Welt zu thun und zu stiften, als nur möglich ist. Die thörigten Jungfrauen sind also ganz natürlich diejenigen, welche an Christum zwar geglaubt haben, oder welche dem Namen nach Christen sind, denn sie sind Jungfrauen, aber das Oel des Glaubens fehlt ihnen, mithin auch das Licht des liebethätigen Lebens. Pollins Begrif von der Lampe, Oel und Licht war ganz anders: die Lampe war ihm der — Gott verzeih mir meine Sünde! — der Bauch; das Oel, das göttliche Leben und das Licht, nun was weiß ich, was er für einen verworrenen magischen Begrif davon hatte? ich habe wenigstens niemals etwas von allem, was man mir darüber sagte, begreifen können.

Dietrich Theobald, seine Frau, und nunmehr auch ihr Sohn Samuel, traten ganz in Pollins Bündniß, sie glaubten alle drey steif und fest, daß er den rechten Weg zeige, zur Erstgeburt zu gelangen. Ob Samuel auch das Bauchreiben angefangen habe? denn von seinen Eltern ist gar keine Frage; o ja! und so läppisch auch die Sache herauskommt, so begreif=

lich ist es, daß auch mehr belesene und aufgeklärte Köpfe leicht dazu gelangen konnten.

Alle dergleichen Abirrungen des menschlichen Verstandes sind sehr möglich, weil die Lehre von der menschlichen Seele ganz und gar vernachlässiget wird, denn was wir in der Philosophie Seelenlehre nennen, und was in den Schulen davon gelehrt wird, das ist nicht einmal das wahre Schattenbild davon, geschweige das Original. Da wir also unsern unsterblichen Geist, und seine eigentliche Wirkungen so wenig kennen, so nehmen wir gar leicht physische Kräfte des Körpers, die Veränderungen in der Seele hervorbringen, für göttliche oder doch für geistige Einwirkungen an, und betrügen uns oft jämmerlich. Wenn Würme und verhaltene monatliche Reinigung eine höllischmarternde Furcht erzeugen können, man habe die Sünde in den heiligen Geist begangen, und dadurch zum Selbstmord führen, wie ich mehr als einmal erfahren habe, was kann dann nicht durch andere noch subtilere Veränderungen in den Körper geschehen? — Wer also zu viel auf Empfindungen hält, der kann außerordentlich leicht irre geführt werden. Theobald war ein belesener Jüngling, und schon mit einer ziemlichen Beurtheilungskraft versehen, indessen wenn

er sahe, daß Pollins Bauchreiben andere, auch vernünftige und brave Leute moralisch besser und frömmer machte, und noch dazu sehr erhabene süße Empfindungen und Vorstellungen erweckte, so dachte er über die Sache so wenig als andere philosophisch nach, er schloß so: wenn diese physische Bearbeitung des Körpers so auf die Seele wirkt, daß sie dadurch erhöht und zum Guten fähiger wird, so darf ich nicht darüber urtheilen, ich muß da meine Vernunft gefangen nehmen, und die Mittel wählen, die mir die Erfahrung darbeut. Indessen bedachte niemand, daß dergleichen Mittel fremdes Feuer sey, welches man wie Nadab und Abihu, ungestraft nicht auf des Herrn Altar bringen dürfe; er und seine Eltern hielten sich vier Wochen zu H... auf, täglich wurde Versammlung gehalten, und man kam endlich so weit, daß man den Geist Gottes in lauter blauen Flämmchen im Zimmer herum schwärmen, und sich mit dem Oden in die Leiber der Versammleten hineinsenken sahe, jetzt wars aber auch hohe Zeit, daß der Sache Einhalt gethan wurde, denn ein großer Theil der Einwohner dieses Städtchens hörten auf ihren Berufsgeschäften vorzustehen, und fiengen an von Wegziehen nach dem gelobten Land und andern dergleichen Irr-

falen zu träumen; kurz! der Geist des Fanatismus nahm so überhand, daß die Obrigkeit für nöthig fand, den Unwesen zu steuern, Pollin wurde weggejagt, die Privatversammlungen wurden verboten, und ein jeder angewiesen seiner Arbeit zu warten.

Pollin zog also ab, ob er auch den Staub von den Füßen geschüttelt habe, das weiß ich nicht, er wurde nun auf eine geraume Zeit unsichtbar, und mir ist nicht bekannt, wo er sich über zwanzig Jahr lang aufgehalten hat, wir werden ihn aber nach dieser Zeit wieder auf dem Schauplatz, und zwar noch schädlicher als je wirken sehen. Indessen sahen alle seine Anhänger dies heilsame Verbot zu H... als eine Verfolgung um Christi willen an, die dortige Obrigkeit wurde mit zur babylonischen Hure und zum Antichrist gezählt u. s. w. nach und nach verlosch der enthusiastische Eifer, und es blieben, wie allenthalben, einige einzelne rechtschaffene Menschen übrig, welche allmählig den fanatischen Sauerteig aus ihren Wirkungskreiß wegschaften, und treue stille Christen wurden.

Theobalds Eltern giengen nun auch nach Haus, er aber zog wieder nach Altdorf, um seine Studien fortzusetzen, denn Pollin verbot nicht die Vervollkommnung des Geistes und das

Studiren, sondern nur körperliche Geschäfte. Hier setzte er nun seine Uebungen nach Pollins System eine Zeitlang fort, weil er aber die Folgen nicht empfand, die er ihm versprochen hatte, sondern im Gegentheil Schmerzen im Unterleibe, und eine schwermüthige Empfindung spürte, so hörte er auf den Unterleib zu reiben, und begnügte sich blos mit seinen bisherigen gottseligen Betrachtungen und Bestreben nach seiner Art Gott zu dienen; indessen hatte doch diese Reise eine noch nie empfundene Unruhe in ihm hervorgebracht, er fieng an, die wahre Art und Weise Gott zu dienen, mit Sehnsucht zu suchen, und der Wunsch, das eigentliche Reine und Unverfälschte der Religion kennen zu lernen, stieg unaufhörlich in seiner Seelen auf; nun wäre der Weg, dazu zu gelangen, höchst leicht für ihn gewesen, wenn er nur die Bibel, und vorzüglich das neue Testament, mit unbefangenem Gemüth, und so ganz einfältig nach seinen planen Wortverstand gelesen und betrachtet hätte, aber dazu war ihm durch seine mystische Erziehung die Thüre verriegelt worden, denn anstatt die Sprüche der Bibel so zu verstehen, wie sie da stunden, suchte er immer mystische geheime Bedeutungen darinnen, die ihn mehr irre machten, als belehr-

ten. Zu den Geistlichen, auch zu den Frömmsten seine Zuflucht zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn, denn von Jugend auf war ihm der größte Haß gegen alle äußere Kirchenverfassung eingeprägt worden, ein protestantischer Geistlicher, und ein Pharisäer und Schriftgelehrter waren ihm gleichbedeutende Namen, daher irrte er herum, bald war er im strengsten Sinn mystisch, bald zweifelte er wieder an der Richtigkeit dieser Lehre, und bald war er — war er nichts, jedes Buch, das ihm in die Hand fiel, und etwas scheinbar geschrieben war, überzeugte ihn, und riß seine Seele zu sich, so daß er oft Wochen lang in einer Art von geistiger Betäubung still lag, und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, er betete auch oft recht ernstlich zu Gott, daß Er ihm doch den rechten Weg zeigen möchte, allein noch zur Zeit sahe er keine Mittel dazu, und es schien als wenn sein Gebet nicht erhöret würde, dennoch studirte er fleißig fort, doch nach seiner Art, so daß er die Schulkenntnisse immer mit Enthusiastischen verwebte, und sich solchergestalt ein eigenes System nach seinem individuellen Geschmack bildete.

Seine Mitstudirenden hatten oft genug alle Mittel versucht, ihn in ihre Kameradschaft zu

ziehen, allein das gelang ihnen nie, sie ließen ihn also gehen, und wegen seiner stillen Lebensart, und weil er sich über nichts äußerte, so sahe ihn jedermann für einen einfältigen Menschen an, aus dem wohl nichts werden würde, man ließ ihn also gehen, und dies war ihm auch am liebsten.

So lebte er eine Zeitlang fort, ohne daß sich sein Herz an irgend etwas anhieng, es war ganz genau wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, allein nun kam es mit ihm zu einem Zeitpunkte, wo es einen starken Magneten bekam, der es auf eine lange Zeit anzog, und es in einen ganz neuen Wirkungskreiß versetzte.

Theobald gieng öfters in abgelegene Gegenden spaziren, wo er seinen enthusiastischen Betrachtungen ungestörter nachhängen konnte. An einem schönen Frühlingsnachmittage führte ihn sein Weg in ein Wiesenthälchen, wo die Stille, der angenehme Sonnenschein und die malerische Lage des Orts einen ganz sonderbaren, noch nie empfundenen Eindruck auf sein Gemüth machten, um die Wiese herum stund ein Wald mit hohen Bäumen, dessen Dunkel mit dem Hellgrün des Grases und den vielen Blumen einen wunderschönen Contrast machte;

es ward ihm so innig wohl, daß er im eigentlichsten Verstande des Worts hier herum lustwandelte; er empfand das so vielen Menschen Unnenbare; sie fühlen etwas Beruhigendes, Erquickendes, ohne zu wissen was es ist, wüßten sie's, so würden sie ehrfurchtsvoll den Schöpfer verherrlichen, es ist die Gegenwart Gottes in der schönen Natur; für das sahe es Theobald nicht an, sondern nach seiner Denkungsart war es ein Kuß der Weisheit in seinem innern Seelengrunde, dessen Ursache die Entfernung von der verdorbenen Welt war.

Indem er weiter gieng, so entdeckte er oben am Ende halbgesehen eine Bauerhütte, zwischen etlichen schön blühenden Obstbäumen, ein paar Kinder liefen halb nackend in der Wiese herum und pflücken Blumen, er gieng fürbas auf dieses Haus zu, als er dahin kam, so fand er zwey vornehm gekleidete Frauenzimmer, eine ältliche Dame von etwa vierzig, und ein Mädchen von zwanzig Jahren, nebst dem Bauern und seiner Frauen vertraulich vor der Thür unter einer Linden sitzen und Milch essen, alle vier waren in einem sehr ernstlichen Gespräche begriffen, welches aber augenblicklich aufhörte, als sich Theobald ihnen näherte, er verstand

aus dem Schluß ihrer Worte, daß sie vom Christenthum gesprochen hatten, dies erfreute ihn, er näherte sich höflich, lächelte, und bat sie, fortzufahren, denn er sey auch ein Freund der Religion, und die Materie, von welcher er am liebsten redete.

Das ist uns etwas neues und erfreuliches, sagte die älteste Dame, denn wir sehen, daß Sie ein Student sind, und bey diesen Herrn ist Religionsliebe etwas sehr seltenes.

„Da haben Sie ganz recht, doch ist keine Regel ohne Ausnahme, ich bin von Jugend auf zur Religion erzogen, nnd liebe sie über alles.“

Auf einmal wurden alle viere zutraulich, auch das freye, fromme und schöne Ansehen des Jünglings brachte ihm sogleich alle Herzen näher, sie setzten also ihre fromme Unterhaltung fort; die junge Dame sprach aber sehr wenig, nur daß sie mit scharfen Blick, so wie es schien, in Theobalds Herz schaute, sie war von mittelmäßiger Schönheit, aber von schönem Wuchs, und der Charakter der Religion und der Tugend hatte ihre Züge zu einer unaussprechlichen Güte und Sanftmuth gestimmt. Theobald empfand im Augenblick, so wie er sie sahe, die Sympathie des Herzens, weil er aber von Jugend auf gewohnt war, seine Leidenschaften zu

bemeistern, so legte er seinem Herzen alsofort den Zaum an, damit es nicht den so gefährlichen ersten Schritt zum Verlieben thun konnte. Es wurde nun noch allerhand gesprochen, das aber meine Leser wenig intereßiren kann, und nach Verlauf einer Stunde hatte unser Jüngling die Ehre an jedem Arme eines dieser würdigen Frauenzimmer nach Hause zu führen. Auf dem Wege erfuhr er, daß die ältere eine Wittwe war, die in Altdorf von ihren Interessen lebte, und Frau Wiedin hieß. Die jüngere war die Tochter eines Anspachischen Beamten, Namens Blond, und hielt sich bey dieser ihrer Tante auf.

Die Gespräche dieser beiden guten Seelen hatten Theobalden dergestalt eingenommen, daß er sich vor dem Thor ohne Schwermuth nicht von ihnen trennen konnte; in sofern hatte er auch Recht, denn er hatte vielleicht noch niemals solche reine und geläuterte Religionsbegriffe gehört und gesehen, als diesen Nachmittag, denn beide Frauenzimmer waren eigentlich und im wahren Sinn des Worts Christen. So wie er nach Hause kam, dachte er über alles nach, was er diesen Nachmittag gehört hatte, alles kam ihm so zusammenhängend, und so vernünftig war, daß er von Grund der Seele

wünschte, genauer mit dem Frauenzimmer bekannt zu werden, und von ihnen zu lernen. Indessen schien ihm diese Bekanntschaft zu erlangen, ein schwerer Posten zu seyn, denn er wußte, wie sehr einem honetten Frauenzimmer dran gelegen seyn müsse, allen Umgang junger Mannspersonen, und besonders der Akademisten, zu meiden, und wie sehr es auch ihm selbst verdacht werden würde, wenn er ein Haus, das von lauter Frauenspersonen bewohnt würde, besuchte. Doch konnte er endlich seinem Wunsch nicht mehr widerstehen, um aber nicht an der Thüre abgewiesen zu werden, so schrieb er folgendes Billetgen, und schickte es durch seine Hausmagd hin.

In unserm Erlöser hochzuverehrende Frauenzimmer!

„Seitdem ich die Ehre gehabt habe, auf dem Spaziergange Ihnen meine Aufwartung zu machen, empfinde ich ein unaussprechliches Verlangen in mir, näher mit Ihnen beiderseits bekannt zu werden; Gott weiß, daß nicht der entfernteste Gedanke, nicht der leiseste Wunsch in meinem Herzen aufsteigt, der eine andere als christliche und lehrbegierige Ursache hat, mir ist auch die Vorsicht nicht fremd, welche

jungen Frauenzimmern in Ansehung des andern Geschlechts so anständig ist, allein diese Vorsicht ist wegen meiner ganz unnöthig, und in Absicht auf die Welt, bedarfs nur einiger Behutsamkeit, damit sie nichts erfahre, erlauben Sie mir also einen Besuch, und bestimmen Sie mir beliebigst die Zeit, wenn ich Ihnen aufwarten soll. Ich bin mit wahrer Verehrung in der Gegenwart Gottes, Dero

ergebenst gehorsamster
Theobald.

Die Magd blieb ziemlich lange, endlich kam sie und brachte folgende Antwort:

Theurer Freund!

„Meine Tante trägt mir auf, Ihnen folgendes zu antworten: Sie haben uns auf jenem Spaziergange eine um so viel höhre Freude gemacht, als ein frommer Student eine seltene Erscheinung ist; zugleich wissen wir auch wohl, daß die besten Waffen eines Mädchenherzens nächst einem brünstigen Gebet um Bewahrung, die sorgfältige Vermeidung alles unnöthigen Umgangs mit ihrem Geschlecht ist; da Sie aber Belehrung und Erbauung wünschen, und in diesem Stück Zutrauen zu uns haben, so glauben wir, es sey eine größere Pflicht im Vertrauen auf Gott, Ihnen Ihren Wunsch zu

gewähren, als aus allzugroßer Aengstlichkeit, eine Gefahr zu scheuen, deren Abwendung nächst Gott doch noch immer in unserer Gewalt bleibt. Wir werden also beide nächsten Samstag Nachmittag wieder unsern Spaziergang nach dem bewußten Ort vornehmen, wo Sie uns beide antreffen können. Wir sind beide mit wahrer christlicher Freundschaft Ihre

ergebenste Dienerin
Namens meiner Tante und mir
Susanna Theodore Blondin.

Gott! wie so sehr zu bedauern ist es, daß auch die alleredelsten Gemüther die feinen Fallstricke so schwer vermeiden können, die ihnen auf ihrem Wege durch diese Welt alle Augenblicke vor den Füßen liegen! Sannchen war warlich ein vortrefliches Mädchen, und ganz gewiß nichts weniger als wollüstig, ihr Herz dachte auch — wenigstens ihr Kopf dachte auch an keine Liebe zu Theobalden, sie meinte es vollkommen gut, und eben so auch ihre Tante, und doch gerieth sie in einen sehr schweren Kampf, der ihr fast das Leben gekostet hätte, und der sehr wichtige Folgen auf die Zukunft für sie hatte.

Wer die Sache nur so obenhin betrachtet, der kann sich freylich oft nicht in solche Wege der Vorsehung finden, und warum sie bey den besten Menschen solche Versuchungen zulasse; geht man aber ins Heiligthum, und erforscht die Sache bis auf ihren Mittelpunkt, so sieht man gar oft, daß eben solche Schicksale diesem oder jenem Charakter nothwendig waren, um ihn gegen größeres Verderben und Unglück zu sichern. Wer obigen Brief von Sannchen genau betrachtet, der findet in den Worten: da Sie aber Belehrung und Erbauung wünschen u. s. w. schon einen geheimen Stolz, den das gute Mädchen so wenig als die Tante bemerkte, und der ganz gewiß, ohne die darauf folgende schwere Probe, zum allergreulichsten und unheilbarsten Pharisäismus ausgeschlagen seyn werde, durch den Gang und die Wendung aber, die die Sache nahm, kam sie endlich in die höchstselige und so nothwendige Geistesarmuth.

Hier Freund! der du mich letzthin einmal fragtest, was es heisse geistlich arm seyn, hier hast du die Erklärung, es heist: empfinden, daß es uns an Verstand und Herz noch mangele, daß man noch ganz arm an Kenntnissen und an der Liebe zu Gott und dem Nächsten seye.

Theobald konnte kaum den Samstag Nachmittag erwarten, so freute er sich auf die Unterredung mit den Frauenzimmern, er flog gleichsam hin zu dem Bauer, und erwartete dort seine neue Freundinnen mit Ungeduld, die sich auch nicht säumten und bald ankamen. Nach einigen Gesprächen, wodurch sie sich alle drey näher bekannt machten, und in welchen auch Theobald seine ganze Geschichte und Erziehung kurz erzählte, knüpfte Susanne eine Unterredung an, die ich ihrer Wichtigkeit wegen hier ganz einrücken will, man wird daraus erkennen lernen, welch einen unvergleichlichen Verstand dieses junge Frauenzimmer gehabt habe.

Sie haben, fieng sie zu Theobalden an, in Ihrem Briefe an uns Belehrung gewünscht, in welchem Stück wollen Sie belehrt seyn, entdecken Sie uns Ihr Herz.

„Ich möchte gern ganz genau und gewiß wissen, welches der wahre Weg zur Seligkeit ist, der eine lehrt ihn so, der andere anders, wer mag unter so vielen Recht haben?“

Das ist eine sonderbare Frage, niemand hat Recht, als Christus und seine Apostel, und alle die so lehren wie sie.

„Das ist wohl wahr, aber wer versteht denn so ganz alles was Christus und seine Apostel gelehrt haben?“

Alles braucht man auch nicht zu verstehen, sondern nur so viel, als zur Seligkeit nöthig ist, das ist aber auch so deutlich, daß es jeder, auch der allereinfältigste Bauer verstehen kann; alle andere Sprüche lernt man nach und nach kennen, so wie man an Weisheit und Erkenntniß wächst.

„So sagen Sie mir denn doch kurz und deutlich, wie muß ichs machen, daß ich ein wahrer Christ werde? man hat mich gelehrt, mich selbst verläugnen, alle meine liebsten Lüste und Begierden tödten und kreuzigen, beständig in der Gegenwart Gottes wandeln, und unaufhörlich in einem betenden Zustande zu stehen.“

Das ist ja auch ganz recht, thue das, so wirst du leben.

„Ja, aber das wird mir so sauer.“

Sauer? — wie so? vielleicht haben Sie es nicht recht angefangen.

„Ich wollte alles verläugnen, was nicht zur Nothdurft des Lebens gehörte, denn man sagte mir, alles übrige sey sündlich; je weiter ich nun in dieser Verläugnung gienge, je mehr

forderte mein Gewissen von mir, hätte ich nun diesem folgen wollen, so wäre mir am Ende nichts übrig geblieben, als trocken Brod zu essen, nur Wasser zu trinken und ein Tuch um mich zu hängen, meine Blöße zu decken, und mich gegen die Kälte zu schützen, ich mußte also wieder umkehren, denn so weit konnte ich nicht gehen, ferner: —

Halt! wir wollen diese Art der Verläugnung einmal näher beleuchten. Von dem allen sagen Christus und seine Apostel kein einziges Wort, nur das sollen wir verläugnen, was unsere Leibes- und Seelenkräfte schwächt, was ihre Wirksamkeit zum Guten hindert. Z. B. wenn wir zu viel essen, so wird der Körper träg und unthätig, auch wohl zu Krankheiten geneigt, das müssen Sie ja als Mediziner besser wissen, als ich, wenn wir zu viel stark Getränke trinken, so werden wir muthwillig und geil; daher sagt ja der Apostel: Warte des Leibes, gieb ihm alles, was ihm nützlich und zuträglich ist, doch so, daß er nicht geil werde, daß die körperlichen Kräfte die Kräfte der Seele nicht schwächen und übertäuben, und man also den viehischen Lüsten nicht Widerstand thun könne. Ich will Ihnen da einen guten Rath geben: essen und trinken Sie ruhig, was

man Ihnen vorsetzt, spüren Sie daß der Magen nichts mehr verlangt, so hören Sie auf. Wer nur ein wenig aufmerksam ist, der kann gar leicht unterscheiden, ob unser Appetit zu einer Speise Hunger oder Lüsternheit ist. Hunger und Lüsternheit zu Speisen, die Gottes Güte uns gegeben hat, lassen sich nicht trennen, und in diesem Fall ist die Lust erlaubt, aber Lüsternheit ohne Hunger und Durst soll und muß verläugnet werden.

„Sollten Sie wohl Recht haben? aber wie soll ich mich in den Kleidern verhalten?“

Dazu haben Sie zwo Regeln, die erste ist: Kleiden Sie sich, wie die ehrbare Klasse Ihres Standes, gehen Sie weiter vorwärts in der Mode, so zeigt das an, daß Ihre Seele den Pracht liebt, und das ist sündlich, bleiben Sie weiter zurück, so wollen Sie sich dadurch auszeichnen, als ein Mensch, der alle seines gleichen an Heiligkeit übertreffen will, eben diese äußere Heiligkeit strafte Christus so ernstlich an den Pharisäern. Die zweyte Regel ist diese: Kleiden Sie sich nun auch, wie es Ihr Einkommen erlaubet.

„Auf diese Weise ist ja die Selbstverläugnung gar leicht.“

Ey! glauben Sie denn daß Christus Unrecht habe, wenn Er sagt: mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht? — indessen findet man doch in dieser Schule noch genug zu leiden.

„Gott! Mademoiselle! wüßte ich nur ob Sie Recht haben!“

Das können Sie leicht erfahren, lesen Sie nur die Bibel so einfältig und unpartheyisch, wie ein ander Buch, ohne mehr darinnen zu suchen, als darinnen ist, so versichere ich Ihnen, Sie werden die Sache nicht anders finden, ich hab eben so gegrübelt als Sie, aber ich gerieth mit den größten Männern unserer Zeit, mit H.... in D.... mit H.... in B.... und mit T.... in Z.... in Briefwechsel, und alles was ich Ihnen da sage, ist nichts anders, als ein Auszug aus ihren Briefen.

„Sollten denn alle die mystischen Lehrer, so viele vortrefliche Männer und heilige Frauen, die doch die Bibel anders erklären, Unrecht haben?“

Herr Theobald! Gott bewahre seine ganze Christenheit in Gnaden, daß Sie Recht haben, sonst wirds übel aussehen, den erstlich, wenn Sie Recht haben, so ist die Bibel dem größten Theil der Menschen, die lesen können, und einen gesunden Verstand haben, doch ganz un-

verständlich, daß heißt mit andern Worten, Christus und seine Apostel haben den Narren mit der Menschheit gehabt, weil sie die Sache weit anders verstehen, als sie sich ausdrücken, und zweytens, wenn Sie Recht haben, bedenken Sie dann nur, wie wenig Menschen sind mystische Christen, und wie wenige werden alsdann selig? indessen halte ich doch immer sehr viel auf jene mystische Schriftsteller, sie waren sehr gute Menschen, und aus Liebe zu Gott trieben sie die Sache so weit. Lesen Sie die Bibel, nehmen Sie die Worte in ihrem natürlichen Verstande, und thun Sie dann einfältig, was Ihnen da befohlen wird.

„Was halten Sie aber vom Wandel in der Gegenwart Gottes?"

Ey! was die Bibel davon hält, sagen Sie mir, was Sie dadurch verstehen?

„Ich verstehe durch den Wandel in der Gegenwart Gottes, das immerwährende Bestreben, nichts zu denken, sondern alle Gedanken und Wirkungen still ruhen und vor Gott sinken zu lassen, damit Er allein in mir wirken könne."

Sehen Sie, das ist auch wieder Mißverstand, und ganz überspannt, auf die Weise handeln Sie gerad dem Wort Gottes entgegen,

ja dies streitet ganz wider den Zweck der Natur, unsre Seele soll mit ihrem Denken, Dichten und Trachten zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschen wirksam seyn; ich will Ihnen besser sagen, was es heisse, in der Gegenwart Gottes wandeln: Sie müssen immer beständig wachsam auf Ihre Gedanken, Worte und Werke seyn, alles was Sie denken, das müssen Sie prüfen, ob es dem Willen Gottes gemäß ist, ob der Gedanke, den Sie da haben, Gott gefallen kann; alle Ihre Worte müssen Sie erst abwiegen, ehe Sie sie aussprechen, ob Sie sie auch sagen würden, wenn der Herr Christus da gegenwärtig vor Ihnen stünde, und eben so müssen Sie auch alle Ihre Handlungen ehe Sie sie ausführen, untersuchen, ob sie auch Christus, wenn Er an Ihrer Stelle gewesen wäre, würde ausgeführet haben. Sehen Sie, das heiß ich in der Gegenwart Gottes wandeln. Ey! das Wort zeigt es ja deutlich genug: wir sollen uns immer so aufführen, wie wir uns aufführen würden, wenn Christus immer sichtbar um uns wäre.

„Das alles kommt mir wirklich sehr wahrscheinlich vor, aber dann ists gar nicht schwer, ein Christ zu seyn; wie verstehen Sie denn das Beten ohne Unterlaß?“

Das ist mit dem Wandel in der Gegenwart Gottes unzertrennlich verknüpft: indem ich mir Gott beständig gegenwärtig vorstelle, und so vor Ihm wandele, so bin ich auch immer mit Ehrfurcht gegen Ihn erfüllt; ich weiß, daß ich keinen Schritt vor mich in die Zukunft sehe, und daß also meine Vernunft nicht hinlänglich ist, immer das Beste zu wählen was ich thun, und was ich leiden soll, daher begleite ich jeden Gedanken, jedes Wort und jede Handlung mit einem brünstigen Wunsch im innersten meiner Seele, um die beste Leitung der ewigen Liebe zur Ehre Gottes, zum Wohl meiner und meiner Mitmenschen, und dies immerwährende Anhangen an Gott und seiner Hülfe ist das immerwährende Gebet.

„Das alles kommt mir so wahrscheinlich, und so vernünftig vor, wenn ich nur gewiß wüßte, obs alles richtig ist? — denn mir ist so bang, es möchte Vernünfteley seyn, die mich irre führen könnte.“

Sie können unmöglich irren, wenn Sie das neue Testament so erklären, wie es der Buchstabe und der Zusammenhang der Wahrheit mit sich bringt. Mein Gott! wem wollen Sie anders glauben als Christo und seinen Aposteln, und wie können Sie ihre Worte an-

ders verstehen, als es der Ausdruck mit sich bringt? sonst wären sie ja umsonst und für nichts geredet und geschrieben worden. Ihre Erziehung hat die mystischen Vorurtheile so tief in Ihre Nerven verwebt, daß sie sich anders nicht als mit Aengstlichkeit heraus winden können, aber Sie müssen es thun, sonst scheitern Sie, und können noch leicht Schiffbruch am Glauben leiden.

„Wohlan, ich wills wagen und Ihnen folgen, Gott wird mir seinen Segen dazu geben.“

Das wird Er, seyn Sie nur ruhig und nicht ängstlich in Ihren Christenthum.

So unterredete sich Theobald mit seiner neuen Freundin; nur das Wesentliche des Gesprächs habe ich aus seinem Tagebuch mitgetheilt, es ist da noch weitläuftiger. Wer allenfalls zweifelt, ob ein Mädchen wie Sannchen von 20 Jahren, so viel Verstand und Einsicht haben, und so reden können, der wisse, daß ich Sannchen kenne, und noch weit tiefsinnigere und gründlichere Gespräche und Briefe von ihr gehört und gelesen habe.

Theobald führte die Frauenzimmer nach Haus, und es wurde auf den folgenden Samstag wiederum eine Zusammenkunft an dem

nemlichen

nemlichen Orte verabredet. So wie der gute Jüngling sich auf seiner Kammer in der Einsamkeit befand, so fühlte er ein quälendes noch nie empfundenes Etwas in seiner Seele, und als er sich recht prüfte, so fand er, daß es Liebe zu Sannchen war, aber eine so reine Liebe, so daß ihm däuchte, seine Sinnlichkeit könne nicht den entferntesten Antheil daran haben; so gehts gemeiniglich mit der Sympathie zwischen zweyen tugendhaften Herzen, und doch findet man sein Lebtage nicht, daß sich Mann und Mann, oder Weib und Weib so lieben, es muß doch tief in der Seele immer ein Grund verborgen liegen, der nichts anders als der Geschlechtstrieb ist; nichts beweist das deutlicher, als daß allemal die Sehnsucht dieser Liebe auf eine Heirath zielt.

Theobald war im Grunde nichts weniger als ein Heuchler, er verbarg sich nichts, was er in sich fand, als er daher den Wunsch merkte, Sannchen zu heirathen, so hatte er weiter nichts dagegen, und er nahm sich wirklich vor, sie bey erster Gelegenheit zu prüfen, fände er, daß sie Neigung zu ihm hätte, so wollte er sich mit ihr verloben, und sie auch heirathen, sobald er sie würde ernähren können. Was geschah? —

Ein paar Tage darauf kam die Magd der Frau Wiedin am Abend in der Dämmerung, und bat ihn, ihre Frau und Jungfer zu besuchen, denn die Jungfer sey auf einmal sehr krank geworden. Theobald erschrack heftig, und doch empfand er zugleich ein inniges Vergnügen, weil er jetzt nicht nur seinen geliebten Gegenstand sehen und sprechen, sondern sogar noch von Ihr dazu aufgefordert würde, seine heißesten Wünsche fiengen alsobald an für Sannchen gen Himmel zu steigen, er eilte zum Hause der Frau Wiedin, die ihn mit Thränen in den Augen empfieng, und ihm folgendes erzählte:

Die Jungfer Blondin war seit dem letztern Spaziergang sehr still, und immer in sich selbst gekehrt; die Tante fragte sie öfters, warum sie so tiefsinnig sey, sie wußte aber keine Ursache davon anzugeben. Gestern Abend war sie gesund und munter zu Bette gegangen, diesen Morgen aber stund sie nicht wie gewöhnlich zu ihrer Zeit auf, das befremdete die Frau Wieden, sie schlich auf den Zehen auf ihr Schlafzimmer, und fand sie ruhig und sanft schlafen, sie gieng also wieder herab, und ließ sich den Caffee bringen, nachdem sie diesen getrunken hatte, so kam die Magd hereingelaufen, und erzählte ängstlich, daß die Jungfer so sehr jam-

mere und weine, beide liefen zu ihr ans Bette und fanden sie auf den Knien sitzen, kläglich weinen und wehklagen. Die Tante fragte sie was ihr fehle? Ach! sagte sie, ihr Menschen bekehrt euch doch, die Gerichte Gottes sind vor der Thür, und bald wird der Bräutigam kommen, wehe dem, der seine Lampe nicht geschmückt hat! Die beiden gaben sich alle Mühe, sie zurecht zu bringen, denn sie war nicht bey sich selbst, und sie meinte immer, sie sey nicht auf dem Bette, sondern auf der Straßen.

Nach ungefähr einer Stunde besann sie sich, nun kannte sie ihre Tante, und jetzt wußte sie, daß sie auf ihrem Bette war. Sie erzählte, sie habe einen sehr merkwürdigen Traum gehabt: sie träumte, sie wäre vor dem Hause auf der Straßen, und sähe den Himmel, so als wenn er von Morgen gegen Abend gespalten wäre, gegen Morgen hin erblickte sie ein unzählbares Heer Menschen in weissen Kleidern, die alle Harfen in den Händen hatten und darauf spielten, mitten unter ihnen sahe sie Christum eine Kopfslänge über alle hervorragen, und seine Majestät war unaussprechlich. Er sahe sie freundlich an, winkte ihr, und sagte: folge mir nach! sie fiel auf ihre Knie und rief: Herr Jesus, zeuch mich dir nach, so will ich dir fol-

gen! indem kehrte sie sich gegen Abend hin, und dort entdeckte sie mit Schrecken das ganze Heer verdammter Seelen, und mitten zwischen ihnen den Satan in schrecklicher Gestalt, dieser rief ihr zu: Mache dir nur keine Rechnung auf die Seligkeit, denn du hast mir bisher gedienet, und du bist mein; mit größter Angst wendete sie sich zu Christo und rief: Herr, erbarm dich mein! darauf reckte er seine Hand gegen den Satan und die Hölle aus, und sagte mit starker Stimme; Diese Seele ist mein, denn ich habe sie mit meinem Blute erkauft. Nun verschwand alles nach und nach, und sie erwachte. Sannchen wurde auf diesen Traum krank, denn sie hatte ein starkes Fieber, ihr Gemüth war sehr darnieder geschlagen, und ihre Seele mit dem Traum ganz angefüllt.

Das alles erzählte die Frau Wiedin Theobalden, beide erstaunten, denn sie sahen den Traum durchaus für göttlich an, und glaubten, es würden noch viele merkwürdige Dinge mit ihr vorgehen. Theobald freute sich schon voraus auf alles, was er noch Gutes von ihr sehen und hören würde. Sie führte ihn nun hinauf zu der Kranken, sie empfieng ihn mit der größten Freundlichkeit und sagte: ich armer Wurm, ich sündhaftes Geschöpf, bin nicht werth, daß

mich ein solcher Mann besucht. Theobald wurde darüber tief gebeugt, denn er hielt diese Demuth für den höchsten Grad der Heiligkeit, er küßte ihr also die Hand, und demüthigte sich noch mehr vor ihr.

Ich gerathe hier nach der Ordnung meiner Geschichte an eine Materie, die in vieler Rücksicht außerordentlich kritisch für mich ist; der Ungläubige, der Freygeist und der Christ nach der Mode, denn alle drey sind in meinen Augen sehr nahe Verwandte, wird das Maul rümpfen und sagen: Mein Gott! — oder, ich weiß den T.... nicht, wie der Stilling dazu kommt, so unbedeutende, so wenig unterhaltende, und sogar nicht lehrreiche Sächelchen zu erzählen; Höre du Unglücklicher! der du so etwas sagst, wisse erstlich, daß es noch zehnmal mehrere Menschen giebt, (Gott Lob und Dank! daß ich dirs mit Wahrheit sagen kann,) denen diese Sächelchen im höchsten Grad lehrreich sind, hab' nur Geduld, ich werde dir auch zu seiner Zeit noch Sächelchen erzählen, die dir in die Ohren gellen sollen, wenn du nur nicht taub bist.

Hingegen der große Haufen wohlmeinender frommer guter Menschen, werden hier für mich zittern und sagen: Wenn nur der gute liebe

Mann nicht so weit gienge! solche Sachen sind von der äußersten Wichtigkeit, denn alles Gute kommt vom Geist Gottes, da nun dergleichen Dinge gut sind, so kommen sie ja auch vom Geist Gottes, und darüber zu kritisiren, das ist sehr gefährlich.

Hört lieben Brüder und Schwestern! die ihr so denkt oder sprecht, ich will euch etwas sagen; Gott hat uns seinen Willen vollkommen in seinem Worte offenbart, wir haben Mosen und die Propheten, Christum und die Apostel, an dem was sie uns hinterlassen haben, finden wir genug zu unserer Seligkeit; alle außerordentliche Erscheinungen, Träume und Entzückungen gehören nicht zu den ordentlichen Mitteln, derer sich Gott zu unserer Belehrung bedient, indessen so lange solche Menschen nichts anders sagen, als was mit dem Worte Gottes und der Vernunft übereinkommt, so lang verehre ich auch die Wahrheit in diesem Kleide, halte aber immer die Art, wie sie sich da offenbart, nicht für die ächte, denn ich habe fast allemal gefunden, daß die ganze Sache ein sehr gefährliches Ende genommen hat, wie der Verfolg dieser Geschichte meine Leser noch zu ihrem höchsten Erstaunen belehren wird. Endlich glaube ich, die Erzählung der genauesten Um=

stände einer solchen Krankheit, denn nichts anders ist die ganze Sache, sey dem Mann, der den Menschen, und besonders die Seele studirt, von äußerster Wichtigkeit, kurz und gut ihr Leute! ich kehre mich an nichts, und erzähle fort.

Sannchen ließ sich allerhand Bücher auf den Nachttisch vor das Bette tragen, und schlug bald dieses, bald jenes auf, besonders beschäftigte sie sich mit Liedern, zuweilen las sie auch im neuen Testament, aber niemals viel, sondern nur einzelne Sprüche. Es war erstaunlich, wie treffend und auf alle Umstände passend alles war, was sie aufschlug, zudem sprach sie mit solchem Verstande und Erleuchtung über alles, daß sowol die Tante als Theobald erstaunten, und so voller Ehrfurcht da saßen, als wenn der heilige Geist in so reichem Maaß, wie am ersten Pfingsttag über die Apostel, auf Sannchen gekommen wäre; sie selbst glaubte, daß alles was in ihr vorgienge, lauter Werke Gottes seyn; das war ihr aber auch nicht zu verdenken, denn wer begreift alle Wirkungen, die durch die Seele möglich sind? und wie leicht ists dann, solche außerordentliche und zugleich gute Dinge der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zuzuschreiben? Besonders war alles, was sie für Theobald aufschlug, oder in Rück-

sicht auf ihn sagte, vortreflich tröstlich, und sehr viel versprechend, da er nun alles, was sie sagte, für Eingebung des heiligen Geistes hielte, so wurde er über das alles so begeistert, und mit solcher Kraft angethan, daß er den Tod für die Religion auszustehen, für etwas sehr geringes hielt, er fieng zugleich an große Dinge von sich selbst zu ahnden, daß er ein großes Werkzeug Gottes in der Welt werden würde, u. s. w. Merkwürdig wars auch, daß Sannchen öfters auf eine Vereinigung ihrer beider anspielte, und die allertreffendsten Aufschläge in Bogazky's Schatzkästchen, in der Bibel und in den Gesangbüchern that; dies alles hatte die heftigste Wirkung sowol auf den Theobald als auf die Tante, alle drey ahndeten, es sey der Wille Gottes, daß sich die beide heiratheten, keins aber sagte ein einziges Wörtchen davon. Das Sprüch- und Verse-aufschlagen, Reden und Weissagen dauerte ungefähr 8 Tage fort. Theobald besuchte sie alle Abende, und verschrieb ihr auch öfters etwas zur Stärkung, es fehlte ihr eigentlich nichts, und doch war sie so matt, daß sie nicht außer dem Bette seyn konnte, und dann bekam sie alle Abende ein Fieber, dessen Ursache aber ganz unergründlich war.

Nach acht oder zehn Tagen aber zeigte sich ihr Zustand wieder in einer ganz neuen Gestalt, sie gerieth auf einmal in eine Erstarrung des ganzen Körpers, so daß alle Glieder ganz steif waren, sie lag auf den Rückeu, und hatte die Hände auf der Brust gefalten, dabey sahe sie ganz starr in die Höhe, und machte eine sehr ernste Mine; keine Art von Ermunterung konnte sie zu sich selbst bringen. Alsbald wurde Theobald zu ihr gerufen, er fand sie so da liegen, er setzte sich still ans Bett hin, und beobachtete sie, die Tante war auch zugegen: nach einer Weile reckte sie die rechte Hand aus, lächelte und rief: Wohlauf der Bräutgam kömmt, steht auf, die Lampen nehmt, Halleluja! macht euch bereit, zu der Hochzeit, ihr müsset ihm entgegen gehn. — Da ist Er der Herr, wie helle glänzen seine Wunden, nun werden ihn sehen, die ihn gestochen haben — nun werden heulen alle Geschlechter der Erden, u. s. w. Ueber eine Weile fieng sie an zu zittern und zu zagen, ach Gott! rief sie, wie schrecklich ist der jüngste Tag, wie fürchterlich das letzte Gericht! Siehe, der Herr kommt mit viel tausend Heiligen Gericht zu halten über alle u. s. w. Die Angst gieng immer weiter, so daß sie sich endlich im Bett aufrichtete, und der

kalte Schweis floß über ihre Wangen herab; noch immer aber war sie nicht bey sich selbst, doch erzählte sie den Umstehenden, die sie für Vater und Mutter ansahe, alles was sie gesehen und gehört hatte, das war nun erschrecklich, ihre Erzählung war so pathetisch, so wohl gesetzt, und so dramatisch, daß man darüber erstaunen mußte; sie redete darnach vollkommen vernünftig von allen Dingen, das ließ sie sich aber nicht ausreden, daß nicht die Tante ihre Mutter, und Theobald ihr Vater sey, sie sprach auch mit ihnen ganz im Ton eines Kindes, da nun alles, was sie sagte, als von Gott eingegeben angesehen wurde, so ahndete man auch etwas prophetisches darinnen, ob mans gleich nicht auszulegen wußte.

Von diesem Zeitpunkt an, gerieth sie alle Tage, um die nemliche Stunde, in eine Entzückung, so daß sie ganz ausser sich kam; wenn sie fühlte, daß sie dieser Zustand anwandeln wollte, so legte sie sich auf den Rücken, breitete die Bettdecke über ihre Brust her, faltete die Hände auf derselben, und schaute in die Höhe. Bald darauf sahe sie Christum vor sich am Kreuz hangen, sie fieng dann Gespräche mit ihm an, die sehr zusammenhangend waren, und oft konnte man aus ihren Ant-

worten alles schliessen, was mit ihr geredet wurde.

Da war nun nach Theobalds und der Tante festen Ueberzeugung die Prophetin fertig, sie wurde als eine heilige Person angesehen, er schrieb alle ihre Worte zu dem Ende auf, um sie drucken zu lassen, und schäzte sich glücklich zu einem so heiligen Amt gebraucht zu werden, denn sie forderte ihn feyerlich dazu auf. Da auch Sannchen alle Abende die Entzückung bekam, so konnte Theobald einer jeden beywohnen, ohne etwas zu versäumen, er kam aber auch allemal hin, denn er hätte lieber alle Collegia ihren Gang gehen lassen, als nur eine Entzückung zu versäumen.

Einsmals, nachdem dieser Umstand etwa 14 Tage gedauert hatte, so war die Entzückung viel feyerlicher, als jemals, Theobald und die Tante erwarteten daher etwas grosses, als sie vorbey war, so sagte Sannchen, bleiben Sie beide diese Nacht bey mir, denn der Herr Jesus wird mich wieder besuchen, und mir etwas sehr wichtiges sagen; mit Freuden entschlossen sich beide zu wachen; der ganze Abend bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht wurde mit lauter erbaulichen Gesprächen zugebracht, nun aber fieng Sannchen an, sie wolle ein wenig ruhen,

die Tante möchte doch so gütig seyn, und ein wenig Coffee während der Zeit machen, sie selbst habe Lust ein Schälchen mit zu trinken. Die Tante that das sehr gerne; als sie kaum eine halbe Viertelstunde weg war, und Theobald still vor dem Bett gesessen hatte, so hörte er sie sich sehr verwundern, und mit Erstaunen sagen, ach Herr Jesus! ist das wahr, ach Herr! dein Wille geschehe, — mein Gott! was ist das, mein Gott und mein Alles! — u. s. w. Er riß den Vorhang von einander, und sagte: was ist Mademoiselle! was ist geschehen? Sie sah ihn bedenklich an, und antwortete: Herr Theobald! da hat mir der Herr Jesus etwas sehr wichtiges gesagt, ich darf aber nichts davon entdecken bis zu seiner Zeit — in dem Augenblick empfand er eine Rührung in seiner Seele, und eine tiefe Ueberzeugung, daß es nichts anders sey, als daß sie beide sich heirathen sollten, so wie er das fühlte, so sagte er lächelnd, Mademoiselle! ich weis es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat.

„Wissen Sie's?"

Ja ich weis es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand!

„Ja das ist der Wille Gottes, — der Herr Jesus hat mir gesagt, wir sollen uns

heirathen;" mit diesen Worten schlugen sie ihre Hände in einander, und versprachen vor Gott sich zu heirathen.

Leser! ich bitte mit dem Urtheile noch etwas einzuhalten, ich erzähle gewisse Wahrheiten, in sofern du Erfahrung in der Physik und NB. auch in der Religion hast, in sofern hast du ein Wörtchen dazu zu sagen, sonst aber bitte ich dich, noch ein wenig zu warten, denn bald wird dir ein Mann den Knoten lösen, der beides in einem hohen Grad hatte. Kaum war das alles vorüber, so erschien die Tante mit dem Caffe, sie war ganz heiter, und sagte, indem sie das Geschirr auf den Nachttisch setzte, nun hat sie denn ein wenig geruht, Jungfer Baase? Nein! antwortete die Kranke, aber sonst ist etwas sehr Wichtiges vorgegangen, der Herr Jesus erschien mir wieder am Kreuz, und befahl mir, den Herrn Theobald zu seiner Zeit zu heirathen, ich wunderte mich sehr darüber, und ohne daß ich ein Wörtchen habe blicken lassen, so hat doch der Geist Gottes zu gleicher Zeit das Nämliche dem Herrn Theobald in den Sinn gegeben, er sagte mirs, ehe ich ihm etwas sagte, und wir haben uns so eben zusammen versprochen.

Die Tante schlug ihre Hände zusammen, für Verwunderung, und über dem Caffeetrinken musten ihr beide alles mit den kleinsten Umständen erzählen. Sie hatte nichts einzuwenden, sie sagte, ihr schickt euch für einander, jetzt seyd aber auch so klug, und haltet alles höchstgeheim, mein Schwager Blond ist ein recht braver Mann, aber von solchen Sachen hat er keine Kenntnisse, wenn er nun hörte, daß sich seine Tochter mit einem Studenten versprochen hätte, so würde er alles umstoßen, und euch viele Leiden machen, wenn aber Herr Theobald einmal ausstudirt hat, und sein Brod erwerben kann, so ist gar kein Anstand da, ich will ihm dann meine Baase schaffen.

Die beiden Neuverlobten hielten auch dafür, daß man die Sache heimlich halten müste, indessen war ihnen ganz wohl dabey, denn sie sagten beide gegen einander, das hat Gott angefangen, Er wirds auch vollenden.

Nach dieser Geschichte hörten auf einmal alle Entzückungen auf, man sahe nicht das geringste Ausserordentliche mehr an Sannchen, so gar schien es als wenn ihre Lust am Lesen und Aufschlagen einigermaßen erkaltete, Theobald und die Tante wunderten sich sehr darüber, doch fanden sie bald die Ursache, die Tante

kam sogar am ersten darauf, sie glaubte nemlich, die ganze Sache habe keinen andern Zweck gehabt, als daß Gott die Heirath zwischen ihnen beiden habe stiften wollen, dieser Aufschluß spannte nun ihre Erwartung aufs höchste; was wird denn Gott mit der Heirath vorhaben? — daraus muß etwas sehr Großes entstehen! — so rief die Tante oft mit zusammengeschlagenen Händen. Selbst Theobald träumte sich eine große Zukunft in seinem zukünftigen Ehstand, dann durchdachte er seine Erziehung, und seine wunderliche Schicksale, und das alles bekräftigte ihn immer in den Gedanken, es müste noch etwas sehr Großes aus ihm werden. Obgleich diese Zufälle bey Sannchen aufhörten, so hörte doch ihre Krankheit noch nicht auf, Theobald verordnete ihr etwas, indessen sie wollte nichts nehmen, denn sie sagte: der Herr hat mir gesagt, Er sey mein Arzt, und keine Arzney würde mir etwas helfen. Theobald verehrte das als Gottes Wort, und gab ihr nichts mehr. Da sie aber von Zeit zu Zeit schwächer wurde, so daß es schiene als wenn sie die Auszehrung hätte, so fieng Theobald an zu sorgen, sie aber lachte ihn aus, und sagte: Kleingläubiger! Was zweifelst du? — einsmals als er auch da saß, und bekümmert war, so richtete sie sich im Bette

auf, und sagte: Theobald, heute über vier Wochen werde ich in dieser Stunde aufstehn, aufbleiben, und gesund seyn: er erstaunte, glaubte aber ihrem Worte und wurde muthig.

Die vier Wochen durch schien sie gar keine Besserung zu spüren, sie behielt aber immer guten Muth, so sehr auch oft Theobald zweifelte. Am bestimmten Tage verfügte er sich zu der gesetzten Stunde zu ihr, er fand sie sehr matt und schwach im Stuhl sitzen, indem ihr die Magd das Bette machte, sie konnte sich aber nicht aufrecht halten, sondern mußte wieder ins Bett, jetzt wurde ihr selber Angst, und Theobald fieng an zu weinen; sey gutes Muths! sagte sie zu ihm, der Herr wird sein Wort an mir nicht stecken lassen. Bey ihm that das aber keine Wirkung, er gieng herab zur Tante, und beide klagten sich ihre Noth bitterlich.

Als sie nun so recht am Weinen, Klagen und Zweifeln waren, und Plane machten, wie sie sie ans Arzneynehmen bringen wollten, so trat sie ganz angekleidet, und mit frohem Gesicht zur Thür herein: seht ihr Zweifler! rief sie, da bin ich, und bin gesund! Da fühl meinen Puls Theobald! Er thats, und fand ihn mit Erstaunen ordentlich, da er vor einer

guten

guten halben Stunde noch mit Extrapost gegangen hatte. Nun das war noch das größte Wunder, das war augenscheinlich Gottes Finger, daran zweifelten nun alle drey nicht mehr, und wer nur das mindeste Bedenken darüber würde gezeigt haben, den hätten sie ohne Anstand für einen Gotteslästerer erklärt. Von dieser Zeit an blieb Sannchen zwar etwas bleich und schwächlich, sonst aber war sie ganz vollkommen gesund.

Ich vermuthe, daß hier viele meiner Leser die ganze Geschichte mit Sannchen theils für eine Krankheit, theils für einen vorsetzlichen Betrug erklären werden. Ich bezeuge aber, daß kein Betrug dabey unterlief, sogar den Befehl zum Verspruch mit Theobald glaubte sie steif und fest von Christo empfangen zu haben, sie war, die erste entfernte Ursache von allem ausgenommen, ganz und gar an allem unschuldig.

So hält wohl Stilling selbst die ganze Sache für göttlich? — Nein ihr Herren! das thut Stilling nicht.

So sehr man auch alles geheim zu halten suchte, so kamen doch allerhand wunderliche Gespräche unter die Leute, und jeder redete von

der Sache wie ers verstund. Sannchens Vater wußte durch Briefe von der Tante, seiner Schwägerin, daß seine Tochter nicht recht wohl wäre, weiter aber nichts, aber durchs allgemeine Gericht erfuhr er ganz andere Dinge, doch hörte er nichts Schändliches, nicht einmal wurde Theobalds gedacht, der hatte sich aber auch so vernünftig bey der ganzen Geschichte aufgeführt, und überhaupt war sein Ruhm so gegründet, daß außer den Altdorfer Studenten kein Mensch etwas Böses von ihm sagte.

Durchgehends nahm man Sannchens Umstände nicht so übel, der eine sagte, sie sey verrückt; der andere vermuthete, sie könne es noch werden, der dritte glaubte, es stecke etwas Großes darhinter, und da es eben keinen Zusammenlauf unter dem Volke verursachte, so intereßirte es die Geistlichen nicht, es war überdem auch niemals einer zu ihr gerufen worden, eben so wenig ein Arzt, denn Theobald vertrat bey ihr beide Stellen. Herr Blond glaubte nur seiner Schwägerin, und alles andre, was man sagte, hielt er für Mährchen, doch hielt er nicht für gut, seine Tochter länger in Altdorf zu lassen; er schickte also seine Equipage hin, um sie abzuholen; diese kam, nachdem sie acht Tage wieder aus dem Bette gewesen

war, und sich in etwas wieder erholt hatte. Dies war ein Donnerschlag sowol für Theobald als für Sannchen, doch faßten sich beide, verbanden sich noch fester, und er nahm sich nun vor, noch fleißiger zu studiren, und alle seine Kräfte dran zu werden, damit er einst als ein würdiger Arzt in der Welt möchte wirken können; sie indessen versprach ihm feyerlich, nie einen andern zu heirathen, und ihm so oft, als es ihr möglich sey, durch Einschluß an die Tante zu schreiben, welcher Gelegenheit er sich auch zu den Briefen an sie bedienen sollte. Nun verabschiedeten sich beide, dies geschah so feyerlich und auf eine so erhabene Art, daß Sannchen fast aufs neue ihre Zufälle bekommen hätte. Darauf berichtete Theobald die ganze Geschichte seinen Eltern, alle Worte die Sannchen in ihren Entzückungen und außer denselben gesprochen hatte, überschrieb er ihnen; diese beide guten Leute wurden dadurch so gerührt, und so von der hohen Würde Sannchens überzeugt, daß sie sich es für die höchste Ehre hielten, sie zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen: sie schrieben ihm also aus der ganzen Fülle ihrer Freude, und wünschte ihm von ganzen Herzen allen erdenklichen Segen.

Diese neue Veränderung in Theobalds Gemüth vergestaltete ihn zu einem ganz andern Menschen, anstatt daß er vorher still und abgeschieden von allen Menschen gelebt hatte, so war er nun offen, freundlich, gesprächig, und höchst angenehm, er hütete sich aufs sorgfältigste für allen Ausschweifungen, aber er vermied doch anständige Gesellschaften nicht; er aß und trank nun ordentlich, kleidete sich auch so, wie es seinem Stande zukam, ohne eine Petit Maitre zu werden; kurz, er war jetzt der angenehmste und gefälligste Mensch von der Welt, so daß die ganze Universität alle Hochachtung für ihn hatte, und dennoch befliß er sich einer ungeheuchelten Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, mit einem Worte, er betrug sich ganz so, wie ihn Sannchen unterrichtet hatte. Dieses dauerte so ein ganzes Jahr fort, während welcher Zeit er alle 14 Tage an Sannchen schrieb und Briefe von ihr bekam.

Zu dem allen trug nun auch der Umgang mit der Welt, und mit lehrreichen Beyspielgebenden Menschen vieles bey; diese hatte er vorher ganz vermieden, mithin hatte er sie nicht prüfen, und das Gute, welches sie haben, nicht von ihnen lernen können, jetzt aber, da er sich mehr unter sie wagte, jetzt söhnte er sich mehr

mit ihnen aus, und er fand also auch viel mehr Gutes unter den Menschen, als er bis dahin geglaubt hatte; endlich kamen ihm auch allerhand aufgeklärte Schriften unter die Hände, die er las, und wodurch seine Seele allmählig von ihrer Höhe der Schwärmerey zu mehrerer gereinigterer Vernunft herabgestimmt wurde.

Nun aber änderte sich die Scene wieder: Sannchen war zu Hause immer schwermüthig und schwächlich gewesen, die vernünftigsten Aerzte, welche wegen ihrer consultirt wurden, schrieben alles einer Nervenschwäche zu, man erklärte sie für hysterisch; gut! — das war sie, aber alle Mittel, alle Staltinkturen, alle China, und alles was man ihr gab, konnte nichts helfen; endlich hörte man von einem Dorfpfarrer, dem Herrn Vosius, welcher besondere Fähigkeiten haben sollte, schwermüthige Personen zu kuriren. Herr Blond, welcher seine Tochter sehr liebte, und alles dran wenden wollte, um sie wieder zurecht zu bringen, schrieb an diesen Mann, und ersuchte ihn, zu ihm zu kommen, damit er seine Tochter sehen, und sich mit ihr unterreden könnte.

Herr Vosius kam; in einem ländlichen sparsamen, aber sehr reinlichen Aufzuge, erschien hier ein Mann, der mit einer ungeheu-

chelten Gottseligkeit, große Weltkenntniß, und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit verband. Daß er nicht kriechen, nicht pralen, vielweniger sich einschmeicheln, nicht einmal sich zu einer bessern Stelle melden konnte, war die Ursache, daß er in seinem funfzigsten Jahre noch auf der untersten Stufe des geistlichen Weltglücks stand; er war aber sehr zufrieden damit, er lebte mit wenigem vergnügt, und sein eigentliches Interesse war das Interesse seines Herrn und Meisters, daran lag ihm alles, fast seine ganze Gemeinde bestand aus frommen, nicht kopfhängerischen, sondern rechtschaffenen wahren Christen, und alle waren Früchte seines thätigen Fleißes und seines Gebets.

Dieser seltene Mann wurde mit Sannchen allein gelassen, er war außerordentlich freundlich gegen sie; und bat sie, mit ihm ein wenig in den Garten spaziren zu gehen. Die freundliche Mine und das gute Ansehen dieses Mannes gewann ihm bald jedes Herz, dem er sich zuwandte; Sannchen faßte Zutrauen zu ihm, sie gieng also mit ihm; als sie nun allein im Garten wandelten, so fieng Herr Bosius an:

„Haben Sie noch nie recht auf die Güte und Liebe Gottes, die er in der Natur offen-

bart, aufgemerkt, und Betrachtungen darüber angestellt?“

Nein Herr Pfarrer! einen flüchtigen Eindruck hab ich oft dabey empfunden, aber besonders hab ich noch nie darüber nachgedacht.

„Mamsell Blondin! so haben Sie sich mancher Freude beraubt, die Sie so oft in Ihrem Leben hätten genießen können.“

Ich glaube eben nicht, daß mein Herz Gefühl für so etwas hat; das Wort Gottes, die Bibel war immer meine größte Freude.

„Glauben Sie denn nicht, daß die ganze Schöpfung der erste Theil der Bibel ist? — wenn ich eine Bibel aufs neue müßte drucken lassen, so würde ich auf das Tittelblatt setzen: Des Worts, oder der Offenbarung Gottes an die Menschen, zweyter Theil, welcher die heiligen Schriften alten und neuen Testaments enthält; nun ists doch schicklich, daß man erst den Inhalt des ersten Theils eines Buchs kennt, ehe man den zweyten liest.

Das hab' ich in meinen Leben noch nicht gehört, aber mir dünkt doch, der erste Theil sey so weitläuftig, daß man im ganzen Leben nicht zum zweyten kommen würde, wenn man den Inhalt erst wissen müßte.

„Erlauben Sie, Jungfer Blondin! das Wesentlichste dieses Inhalts kann ich Ihnen mit kurzen Worten sagen: Nicht wahr? je mehr Gedanken Gottes Sie erfahren können, je mehr erfreut es Sie? — denn wir lernen Ihn, das höchste Wesen, dadurch immer besser kennen.“

Das ist gewiß!

„Nun so sehen Sie denn um sich, jedes Ding das Sie sehen, ist ein Gedanke Gottes, jedes Gräschen, jede Blume, jedes Steinchen und jedes Würmchen. Gott hat sich jedes einzelne Ding erst gedacht, und darauf erschaffen. Was fällt Ihnen nun dabey am ersten auf?“

Ich erstaune darüber, das ist mir ganz neu, und doch ists genau wahr, am allerersten muß ich die Mannigfaltigkeit der Gedanken Gottes bewundern, wie groß muß Er seyn, der so vieles denken, und wie mächtig, der alles, was er denkt, machen kann?

„Recht! das ist aber alles sehr bekannt, es ist noch was Größers, noch ein erhabenerer göttlicher Eindruck in jedem Dinge, sollten Sie den nicht errathen? Theures Mädchen! (hier trat Herr Bosius mit einem unbeschreiblich freundlichen Ernst vor Sannchen hin, und schaute ihr in die Augen), Sie sind auch ein

zur Wirklichkeit gebrachter Gedanke Gottes — forschen Sie tief in Ihrem Herzen, was fühlen Sie da am erhabensten, am feyerlichsten, das Sie mit jeder Blume und mit jedem Würmchen gemein haben?“

Sannchen dachte tiefsinnig nach, und sagte: ich weiß nicht wo der Herr Pfarrer hinaus wollen.

„Ich kann das wohl denken, aber ich muß diesen Umweg zu Ihrer kranken Seele nehmen, um die Wunde, oder die Ursache der Krankheit zu finden; ich will Ihnen auf den Sprung helfen: Alles was in der ganzen Natur ist, hat einen großen Zweck, in welchem es je nach seiner Art die größte Vollkommenheit zeigt — und dieser Zweck ist Liebe! — Liebe stralt aus jeder Blume, aus jedem Gräschen, alles liebt und wird geliebt; jetzt bemerken Sie wohl! alles liebt in der Ordnung, in welche es der Schöpfer gesetzt hat.“

Sannchen lächelte und antwortete: das begreif ich noch nicht ganz, aber was wollen der Herr Pfarrer damit? — Herr Bosius war etwas betroffen, daß sie gegen seine Erwartung so wenig Empfindsamkeit gegen den allgemeinen Trieb der Natur zeigte, er hofte sie schmelzender zu finden, er trat ihr also näher,

indem er sie fragte; „rührt Sie das nicht, daß die ewige Liebe Liebe in alle Geschöpfe goß?“

Was verstehen Sie durch das Wort Liebe?

„Trieb zur Vereinigung, eins mit dem Geliebten zu werden, das kann jetzt aus dem Wesen der Liebe zu meinem Zweck genug seyn.“

Hier fieng Sannchen an gerührt zu werden, Thränen zitterten in ihren Augen, ach! rief sie, wie gut ist Gott!

„Jetzt untersuchen Sie sich Mamsell Blondin! prüfen Sie sich tief, was Sie dazu bewegt, so auszurufen, fassen Sie Zutrauen zu mir, vielleicht bin ich im Stande, Ihre Wünsche zu erfüllen.“

Sannchens Herz öfnete sich, ach Herr Pfarrer! antwortete sie, ich fühle tief in meiner Seele — sie stockte und ward roth.

„Soll ich einmal für Sie ausreden: Sie fühlen tief in Ihrer Seele Trieb zur Vereinigung mit etwas, das Sie lieben, das ist: die Liebe, welche die ewige Güte in Ihr Herz schuf, hat angefangen zu wirken, Hindernisse, welche Ihrer Liebe im Wege stehen, machen sie verschlossen, weil Sie sie für unüberwindlich ansehen, und daher sind Sie schwermüthig.“

Nun weinte Sannchen laut, und antwortete — nichts.

„Nun warten Sie: wir wollen den Hauptinhalt des ersten Theils des Worts Gottes uns bekannt machen, vor der Hand ist er in seinem ganzen Umfang Liebe. Gott will, daß alle Geschöpfe je nach ihrer Natur und Empfänglichkeit lieben, daß Sie also lieben, ist natürlich, ist erlaubt, ist Befehl Gottes; warum sind Sie also schwermüthig?“

Dies erheiterte das gute Mädchen, sie lächelte und sagte: Ich gestehe Ihnen, daß ich liebe.

„Sie haben recht, daß Sie das gestehen: nun wollen wir auch sehen, was der zweyte Theil des Worts Gottes, nämlich die Bibel, dem Christen sagt: Lesen Sie von Anfang bis zu Ende, und Sie werden finden, daß auch ihr Inhalt nichts als Liebe athmet.“

Das begreif ich, denn Christus sagt, die Liebe Gottes und des Nächsten sey der Inhalt des Gesetzes und der Propheten; aber zwischen dieser Liebe, die Christus meint, und zwischen der natürlichen Liebe ist ein himmelweiter Unterschied.

„Von diesem Unterschiede darf ich jetzt nicht reden, leicht wärs mir zu beweisen, daß nach Abzug dessen, was das Verderben der Menschen dazu gethan hat, alle Liebe im Grund

eins ist, nur dies: die Natur lehrt, daß wir lieben, die Bibel aber wie wir lieben sollen. Jetzt meine Theuere! daß Sie lieben, ist recht, ist natürlich, Sie haben mir dies gestanden, nun erlauben Sie mir auch zu untersuchen, wie Sie lieben? wir wollen alles nach den Gesetzen der Bibel prüfen."

Bey dieser Prüfung, liebster Herr Pastor! werde ich bestehen.

„Haben Sie denn schon geprüft?"

Ja wohl, sie legt mir nichts in den Weg.

„Warum sind Sie denn schwermüthig?"

Weil mir Menschen etwas in den Weg legen könnten, und weil vielleicht etwas zwischen die Erfüllung meines Wunsches kommen kann.

„Erlauben Sie mir dann zu sagen, daß Ihre Schwermuth keinen wahren Grund hat, doch ich will der Ordnung folgen, um sie desto gründlicher trösten zu können: ist Ihr Geliebter ein Christ? — Sie werden gewiß ja sagen, aber können Sie freudig zugeben, daß man ihn auf den Fall gehörig prüft?"

O ja von Herzen, da bin ich sicher!

„Gut! ist er im Stande Frau und Kinder zu ernähren?"

Ja wohl, er ist ein Mediziner, und zwar ein Mensch von großen Fähigkeiten.

„Das erspart mir also auch die Frage, ob er Ihres Standes ist, ist er von gutem bürgerlichen Herkommen? — das Gegentheil verschlägt wohl nichts, allein Ihre Eltern könnten auch darauf sehen, und die müssen ja ihre Einwilligung geben."

Sein Vater ist ein frommer, braver, reicher Bauer, und seine Mutter von Adel.

„Also hat er ja auch Vermögen, nun noch eins: haben Sie Ihre Eltern irgend für jemand anders bestimmt?"

Nein! ich weiß wenigstens von nichts.

„Jetzt sagen Sie mir denn doch, warum Sie schwermüthig sind?"

Weil ich fürchte, es könnte noch etwas dazwischen kommen, das uns wieder trennte.

„Glauben Sie von Herzen, daß Gott die Seinigen zu ihrem größten Glück führt?"

Ja, davon bin ich überzeugt.

„Wenn Er Ihnen also Ihren Geliebten nicht giebt, so muß es ja auch Ihr größtes Glück seyn, folgt nun nicht daraus, daß Sie schwermüthig sind, weil Sie Gott glücklich machen will?"

Das folgt freylich wohl, aber mein Herz will sich doch nicht beruhigen.

„Was folgt daraus?"

Daß es nicht ganz an den Willen Gottes und seine heilige Führung übergeben ist.

„Und was folgt daraus?“

Daß es sich noch ergeben muß.

„Jetzt hab ich Sie da, wo ich Sie haben wollte, das Leiden, welches Sie bis dahin fühlten, war also weiter nichts, als eine Wirkung des Schmelzfeuers des treuen und guten Gottes, der die Seinigen von allen Unlauterkeiten fegen will. Sie verliebten sich ohne Vorwissen Ihrer Eltern, gaben Ihr Herz gegen die Ordnung Gottes einem Jüngling, ehe Sie beurtheilt und geprüft hatten, ob dieser Jüngling sich in allem Betracht zum Ehegatten für Sie schicken würde. — O hier muß ich Ihnen und allen jungen Leuten aus der Fülle meines Herzens predigen: so oft sich zwey junge Leute verlieben, zusammen versprechen, ehe sie ihr eigener Herr sind, ja ich sage noch mehr, ehe sie Gebet, Vernunft und vorbedachter Rath zusammengeführt hat, so bereiten sie sich eine lange schwere Prüfung, NB. wenn sie Christen sind, denn sind sie das nicht, so läßt sie Gott oft ihre eigene Wege gehen, und Er läßts ihnen gelingen.“

Mein Gott! ich erschrecke, wohin würden Sie mich führen, wenn das wahr wäre!

(Lächelnd) „in den Schooß der Vaterliebe Gottes, wo Ihnen unbeschreiblich wohl seyn wird; fürchten Sie nichts! — ich werde Ihren Wünschen nichts in den Weg legen, ich werde sie befestigen; aber daß es wahr ist, was ich sage, das will ich beweisen: Sie können nicht das geringste von Ihren künftigen Schicksalen wissen, das geben Sie doch zu?“

Das ist ganz gewiß.

„Hängt nicht auch der größte und wichtigste Theil dieser Schicksale von dem Ehegatten ab, mit dem man verbunden werden soll?“

Unstreitig.

„Wer kann also am besten wissen, welcher Ehgatte zu unserm künftigen Glück am mehresten beförderlich seyn wird?“

Niemand anders als Gott.

„Ganz richtig! daraus folgt also, daß der, welcher sich als ein Christ, als ein Verehrer Gottes verheirathen will, sich einen Gatten von Gott zuführen lassen müsse.“

Das ist gewiß; aber wie muß ers denn machen?

„Laufen Sie mir nicht vor, Ihre künftige Gewissensruhe gründet sich auf meine Ueberzeugung, laßt uns also Schritt für Schritt gehen: Wenn ein Jüngling ein Mädchen, oder diese

jenen sieht, und sie sich in einander verlieben, nicht wahr, so gründet sich allemal diese Liebe darauf, daß sie sich gefallen?

Das ist nicht zu läugnen.

„Nun fragen Sie einmal Ihr Herz, Sie sind in dem Fall, daß Sie mirs am besten beantworten können: worauf gründet sich dies Gefallen?“

Ich glaube, daß das verschieden ist: zwey können sich gefallen, weil sie sich für schön halten, bey mir war das der Fall nicht so sehr, als daß ich meinen Geliebten für fromm hielt, und mir sein ganzes Wesen wohlgefiel.

„Es ist der Mühe werth, daß Sie sich in dem Punkt aufs genaueste prüfen; wenn uns ein Mensch moralisch wohlgefällt, so kann er unser Freund werden, aber wenn wir uns in jemand verlieben, so muß uns auch sein Körper, daß ist, er muß uns auch physisch gefallen.

Gott wie wahr ist das, ich zittere!

„Zittern Sie nicht, meine Beste! — Wenn uns nun ein Mensch wohlgefällt, es mag moralisch oder physisch, oder beides zugleich seyn, können wir dann gewiß seyn, daß er uns als Gatte glücklich machen werde? wie viele verborgene große Schwachheiten, wie vieles kann er

er noch in seinem Charakter haben, das uns in der Folge höchst elend macht? — ja wie leicht kann sich noch ein solcher Mensch ändern und der größte Bösewicht werden?"

Ach das ist unstreitig, Gott, wie nah geht mir das!

„Seyn Sie nur ruhig: gesetzt nun, das alles träfe bey Ihrem Geliebten zu, wäre dann Ihr künftiges Unglück Kreuz? — gewiß nicht, es wäre wohlverdiente Strafe."

Ach schonen Sie mich Herr Pfarrer! Sie zerquetschen mein Herz.

„Nein, liebes Mädchen! glauben Sie mir, ich will Sie beruhigen, aber dies muß vorhergehen. Kreuz muß der Christ haben, es ist das Läuterungs- das erhabene große Mittel, wodurch unser Geist vervollkommnet, und unserm Erlöser immer näher gebracht wird; aber Strafe führt uns zur Erkenntniß begangener Sünden, und ist immer mit dem Schrecklichen, der Unruhe des Gewissens verpaart. Im Kreuz kann man froh seyn, es bringt eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen die sich dadurch üben lassen. Das alles thut aber die Strafe nicht, daher muß Gott in diesem Fall Kreuz und Strafe mit einander verbinden,

wenn Er uns bessern will; mithin haben wir doppelt und dreyfach zu leiden."

Gott, wie wahr ist das!

„Um also die Strafe zu vermeiden, muß man sich eine Gattin oder einen Gatten von Gott zuführen lassen; jetzt kommts nun darauf an, daß man wisse, wie man das anzufangen habe: hier muß man den Gesetzen folgen, welche Gott, die Natur und die Obrigkeit festgesetzt haben. Wer noch seine Eltern oder andere Vorgesetzte hat, deren Willen er in diesem Stück entweder ganz oder zum Theil unterworfen ist, der muß, wenn er heirathen will, Gott eifrig anrufen, daß Er ihm einen Gatten zuführen wolle, der ihm zu seinem wahren zeitlichen und ewigen Glück beförderlich seyn könne; ist er eine Mannsperson, so muß er vorzüglich seine Vernunft fragen, ob sich diese oder jene Person, die ihm sein Herz vorschlägt, für ihn schicke, ist er dann mit sich selbst eins, so fragt er auch seine Vorgesetzten, und er thut wohl, wenn er sich auch deren Willen unterwirft, wären diese aber unbesonnen und gar zu eigennützig, so daß sie ihm seinen Vorschlag nicht willfahren wollen, so sey er nur fest versichert, daß dies der Wink Gottes ist, die Person schicke sich für ihn nicht, er muß also von seinem

Vorhaben abstehen, fleißig beten, und andere Winke erwarten. Wollen ihn aber Eltern oder Vorgesetzte an eine Person zwingen, die sichtbare Fehler hat, und anerkannt böse ist, so ist er nicht gehalten ihnen zu folgen, er kann sich mit Bescheidenheit wegern, denn sie haben das Recht nicht, ihre Kinder zum Heirathen zu zwingen. Eine Frauensperson verhalt sich eben so, sie ist aber um so viel sicherer, weil sie nicht sucht, sondern gesucht wird. Sehen Sie, das ist der Weg zu Heirathen. Die Liebe kann nicht beurtheilen, ob sich jemand für uns zum Gatten schicke, sondern nur Vernunft, Religion und die göttliche Ordnung in Regierung unserer Schicksale."

Das alles sehe ich wohl ein, aber wo bleibt da die eheliche Liebe? diese Seligkeit auf Erden?

„Gute Seele! wie wenig kennen Sie die Liebe! Wenn sich ein Jüngling und ein Mädchen in einander verlieben, so glauben sie, ihre Leidenschaft gegen einander sey Liebe — O das ist ein großer gefährlicher Irrthum! ich bezeuge Ihnen vor Gott, es ist natürlicher Geschlechtstrieb — ich kann mir nicht helfen, es gehört zu meinem Zweck, Ihnen zu sagen, es ist das Liebkosen eines Thierpaars, welches sich begatten will, zur menschlichen Würde erhöht,

nun mag man das verfeinern und destilliren, und zum schönsten Platonismus hinauf subliminiren, wie man will, es bleibt immer ein leidentlicher Zustand bis er befriedigt ist.“

Herr Pfarrer! Sie beschämen mich.

„Wenn eine Wahrheit fruchtbar ist zur Besserung, so muß ich sie sagen, wenn sie auch beleidigt. Aber hören Sie weiter: sobald zwey Verliebte ihren Zweck zur Genüge erreicht, ihren Trieb befriedigt haben, so hört jene Leidenschaft, die Sie Liebe nannten, auf, und nun tritt beider Charakter in seiner wahren Gestalt ans Licht; jene Leidenschaft bewog jedes dem andern gefällig zu seyn, nun hört sie aber auf, und nun zeigt sichs, ob sich beide zusammenschicken, jetzt, wenn sie blos die Leidenschaft geleitet hat, so fühlen sie Reue, machen sich Vorwürfe, und damit ist das unübersehbare Elend da; sind sie aber nach dem Willen Gottes, und nach der Ordnung zusammengekommen, so werden sich beide nach und nach zusammengewöhnen, keins kann dem andern etwas vorwerfen, denn beide sind unschuldig, das Kinderzeugen und viele andere unnennbare Kleinigkeiten bringen allmählig die wahre eheliche, bis in den Tod dauernde Liebe zuwege, die so groß, so edel und herzerquickend ist, daß keine

unverheirathete Person, nicht einmal das allerverliebteste Brautpaar einen Begriff davon hat. Sie glauben jetzt Ihren Geliebten zu lieben, und ich weiß gewiß, wenn diese Liebe wieder zurückgienge, und Sie würden an einen andern, aber edlen Mann verheirathet, welcher Ihnen anfänglich auch gleichgültig wäre, so würden Sie ihn nach und nach so lieb gewinnen, daß Ihnen Ihre jetzige Liebe wie nichts dagegen vorkommen würde; das ist Ihnen jetzt nicht wahrscheinlich, und doch ists wahr; es scheint Ihnen jetzt unglaublich, daß Sie je einen andern würden lieben können, und vor Gott bezeuge ich Ihnen, Sie würdens können."

Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn sich aber zwey verlieben, und beiderseits Eltern geben dann ihre Einwilligung dazu, ists dann nicht göttliche Ordnung und göttlicher Wille?

„Wußten Sie, daß es beiderseits Eltern zufrieden seyn würden, als Sie sich verliebten?" —

Nein, ich wußte es nicht, aber die Umstände meines Geliebten waren mir bekannt, ich vermuthete, mein Eltern würden ihre Einwilligung geben.

„Ich glaube das vermuthen die mehresten jungen Leute, wenn sie sich verlieben, aber wie

oft irren sie in ihrer Vermuthung. Wenn Ihr Geliebter noch Eltern hat, so ist die Frage, wie sie denken; doch das alles will ich nicht untersuchen, genug Sie wußtens nicht, mithin, als Sie sich versprachen, so wagten Sie einen Eingrif in die göttlichen Rechte; diesen Eingrif ahndet Gott durch Ihre jetzigen Leiden. Sehen Sie, das ists, was ich anfänglich sagte, daß zwey, die sich eigenmächtig verlieben, schwere Prüfungen auszustehen haben, wenn sie anders Gott fürchten."

Sannchen weinte bittere Thränen, diese wohlthätige Wirkung störte Bosius nicht, er ließ sie ausweinen und schwieg still, endlich sagte sie: ich fühle tief, daß ich gefehlt habe, und daß sich mein Herz übereilt hat, aber wie soll ichs nun gut machen?

„Erinnern Sie sich noch, was Sie vorhin gestanden haben, daß Sie sich an Gott übergeben müßten?"

Ja es fällt mir wieder ein.

„Nun, da haben Sie das wahre Mittel zur Beruhigung, jetzt müssen Sie nicht das allergeringste mehr zur Beförderung Ihrer Heirath mit Ihrem Geliebten beytragen, Sie dürfen ihm nicht mehr schreiben, daß überlassen Sie mir; dann werfen Sie sich vor Gott nieder,

opfern Ihm Ihren Geliebten ganz auf, überlassen alles seiner fernern Führung, und dadurch werden Sie, wenn Sie anders aufrichtig mit sich selbst zu Werke gehen, Ihre Ruhe, und mit ihr die Gnade Gottes wieder finden."

Sannchen wurde auf einmal ruhig und munter, sie versprach alles, entdeckte nun dem würdigen Manne ihre ganze Geschichte, und wer ihr Geliebter wäre, und überließ ihm, für sie die Correspondenz zu führen. Indessen bemerkte Vosius wohl, daß er zwar ihre Seele überzeugt habe, daß aber ihr schwaches Nervensystem die Probe nicht aushalten würde, daher nahm er sich vor, ihre Sache zu unterstützen, und ohne ihr Wissen die Heirath zu Stande zu bringen. Des Nachmittags sprach er mit ihren Eltern, er stellte ihnen die ganze Geschichte und die Ursache von ihrer Tochter Krankheit vor, zugleich erklärte er ihnen die Folgen, welche entstehen würden, wenn sie nicht ihren Zweck erreichte. Herr Blond und seine Gattin stutzten zwar über die Unvorsichtigkeit ihrer Tochter, weil sie aber fanden, daß sie nicht auf einen unwürdigen Gegenstand gefallen war, so beruhigten sie sich, und beschlossen, wenn sich alles so verhielte, wie Sannchen sagte, ihre Einwilligung zu geben. Nun empfahl ihnen

Bosius, sich ganz ruhig zu verhalten, so als wenn sie von gar nichts wüßten, damit ihre Tochter in ihrem Kampf zur Ueberzeugung an Gott nicht gestört würde, und ja keinen Schritt zu thun, ehe und bevor sie ihn zu Rathe gezogen hätten. Dies wurde ihm zugesagt und fest beschlossen.

Bosius schrieb nun weitläuftig an Theobald, er stellte ihm alle die Wahrheiten vor, welche er auch Sannchen im Garten gepredigt hatte; hier fand er aber nicht den willigen Eingang, als bey seiner Geliebten. Theobald antwortete ihm höflich wieder, aber gerad so sophistisch, wie alle Jünglinge thun würden, die in seinem Falle sind. Sein Hauptbeweiß, daß seine Verlöbniß gerecht wäre, bestund darinnen, daß er und seine Geliebte Gott fürchteten, daß ihre Bekanntschaft auch Führung der Vorsehung sey, und daß ihre Verlöbniß ohnehin keinen Werth habe, wenn die Eltern ihre Einwilligung nicht geben würden. Bosius suchte diesen dreyfachen Satz dadurch zu widerlegen, daß das Bekanntwerden zweyer junger gottesfürchtiger Leute unmöglich immer ein Wink zur Heirath seyn könne, sonst müßte ja die Welt umgekehrt werden, und wenn ihre Verlöbniß auch mit dem Beding beschlossen worden, daß sie ohne

der Eltern Einwilligung keinen Werth haben sollte, so sey doch im Weigerungsfall jedes von ihnen unglücklich, und Sannchen könnte leicht Leben und Gesundheit darüber aufopfern müssen; endlich suchte er ihm auch den höchstrichtigen Grundsatz beyzubringen, daß das Verlieben, ohne die göttliche Ordnung vorher zu Rathe zu ziehen, dem Christen sehr schwere Prüfungen zuziehen müßte. Diesem gründlichen Beweiß konnte zwar Theobald nicht widerstehen, aber er glaubte noch immer, die Sache sey von Gott unmittelbar so veranstaltet worden, weil er in seiner Seele überzeugt war, daß Gott wirklich zu Sannchen geredet habe, und daß also hier nicht zu vernünfteln sey. Er war zwar anfänglich nicht willens Sannchens Entzückungen dem Pfarrer zu erzählen, jetzt aber verleitete ihn die Hoffnung dazu, den braven Mann zu überzeugen; er schrieb also seine Aufsätze von Wort zu Wort ab, und übersandte sie ihm; hierauf antwortete Bosius nichts weiter, als daß er ihn mündlich über diese Sache sprechen müsse, weil der Briefwechsel dadurch zu weitläuftig werden würde. Im Grunde aber fand der kluge Mann aus dem ganzen Zusammenhange, daß sich beide junge Leute

heirathen müßten, oder Sannchen würde darüber zu Grunde gehen.

Das gute Mädchen folgte dem Rath ihres getreuen Arztes, sie runge im Gebet vor Gott, um von ihrer Liebe befreyt zu werden, zu Zeiten glaubte sie auch ihren Zweck erreicht zu haben, zuweilen kam aber auch ihre Schwermuth in aller ihrer Stärke wieder. Bosius besuchte sie öfter, stärkte und tröstete sie, allein endlich unterlag sie abermal, sie fieng wieder an völlig krank zu werden, und ihre Entzückungen nahmen wieder ihren Anfang, aber auf eine ganz andere Art, als zu Altdorf.

An einem Nachmittag bekam sie Frost, darauf Hitze, und mit diesem Fieber wurde sie stumm, so daß sie kein Wort reden, sondern alles was sie wollte, schreiben mußte. Diese Stummheit dauerte bis den andern Nachmittag um 2 Uhr, wo sie auf einmal sich auf den Rücken legte, ganz steif wurde, und mit dem Gesicht in die Höhe starrte. Nach einer Weile machte sie eine freundlich lächelnde Miene, und sagte: Groß ist unsers Gottes Güte, seine Treu, täglich neu, rühret mein Gemüthe, sende Herr den Geist von oben, daß jetzund, Herz und Mund, deine Güte loben. Darauf fieng sie an, sich in der Höhe umzusehen —

zu lächeln und zu sagen: Ach wie viele Engel, — ach wie schön sind sie! — aus ihren Reden und Geberden merkte man, wie die Heere der Engel vor ihr her zogen, und ihr so nahe kamen, daß sie oft nach ihnen haschte, und mit der größten Freude sie ans Herz drückte; zuweilen hörte sie Musik, und dann pflegte sie mit einzustimmen. Endlich erschien ihr dann Christus am Kreuz, der fieng ein Gespräch mit ihr an, welches manchmal, wie aus ihren Antworten erhellte, sehr wichtig war, nach diesem Gespräch gieng der Zug der Engel fort, wie er gekommen war, sie sah ihnen mit aller Anstrengung nach, und wenn alles vorbey war, so sagte sie den Vers: Lob, Preis und Dank sey dir mein Gott gesungen, dir sey die Ehr, daß alles wohl gelungen, nach deinem Rath schon ich es nicht versteh, du bist gerecht, es gehe wie es geh. In dem Augenblick kam sie wieder zu sich selbst, und war ganz munter, außer daß ihr Fieber immerfort dauerte. Die ganze Entzückung währte gewöhnlich über eine Stunde, und kam alle Nachmittags genau um 2 Uhr, allemal fieng sie mit obiger Strophe an, und endigte sich mit letzterer, während der ganzen Zeit war sie so ganz außer sich, daß sie durch kein Geschrey und durch nichts ermuntert wer-

den konnte. Obgleich der Zug der Engel und das Gespräch mit Christo das Wesentliche der Entzückung ausmachte, so waren sie doch in Ansehung der Materie des Gesprächs, und in andern kleinen Umständen, alle von einander verschieden, dabey paßirte öfters so viel Unbegreifliches, daß es meine Leser nicht glauben würden, wenn ichs ihnen auch erzählen wollte. Z. B. daß sie einen Mann von einem sehr widerwärtigen geizigen Charakter schon vor der Hausthür ahndete, ohne daß sie das mindeste von ihm hörte, vielweniger ihn durch vier Wände durchsehen konnte. Sie rief: da kommt der R... geht sagt ihm, daß er mir nicht vors Gesicht komme! man gieng hinaus und sahe ihn gerad zur Hausthür herein treten; nun lag Sannchen aber oben auf, und zwar auf der andern Seite des Hauses. Ich gebe das für nichts weniger als ein Wunder aus, aber ich finde für nöthig, dergleichen wunderbare Wirkungen der hysterischen Krankheit hier anzuführen, um meine Leser zu warnen, daß sie ja nicht die Weissagungen und Reden solcher Frauenspersonen für göttlich halten. Bald wird Herr Pastor Bosius die Sache in soweit erklären, als sie sich erklären läßt.

Herr Blond und seine Frau erstaunten über das alles, sie wußten nicht, was sie daraus machen sollten; es lief nichts Thörichtes oder Wahnwitziges mit unter, im Gegentheil war alles so richtig und den Religionsbegriffen im gesundesten Verstande so angemessen, daß der Orthodoxeste gegen alle ihre Reden nichts hätte einwenden können, und doch die ganze Begebenheit für göttliche Eingebungen zu halten, das wollte ihn als einem vernünftigen Mann auch nicht in den Kopf. Er consultirte alle benachbarte Aerzte, alle konnten wohl die Krankheit benennen, aber nicht die wunderbaren Wirkungen, die bey dieser Person sich zeigten, erklären; das war ihnen fremd, und sie hatten dergleichen nie erfahren; alle Mittel, welche angewendet wurden, waren durchaus vergeblich. Endlich wurde wiederum an Herrn Bosius geschrieben; dieser kam, er beobachtete die Kranke 24 Stunden lang, in welcher Zeit er nicht von ihrem Bette kam, er wohnte auch einer Entzückung bey, und bemerkte alle Umstände aufs genaueste; hernach gieng er mit den Eltern allein, und sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen sage, Sie müssen Ihre Tochter als sofort ihrem Geliebten geben, oder sie leidet so an ihrer Gesundheit, daß hernach alles verge-

bens ist; ich habe mit ihm correspondirt, und mich nach ihm erkundiget, er ist ein frommer, braver und sehr geschickter Jüngling, der dereinst ein rechtschaffener Mann werden wird."

Ja das ist wohl alles richtig, aber er hat ja noch nicht ausstudirt, hat dann noch keine Uebung, Herr Pfarrer! das alles sieht vor der Welt einer sehr unreifen Handlung ähnlich, die mich ja ordentlich prostituirt.

„Sie haben ganz recht, aber ich versichere Ihnen bey Gott, Ihre Mademoiselle Tochter hat durch ihren Kampf gegen ihre Leidenschaft, und durch ihre Liebe schon so viel gelitten, daß sie nicht lange mehr leiden kann, ohne unwiederbringlich ruinirt zu werden, glauben Sie mir das, als wenns Ihnen ein Engel vom Himmel sagte. Jetzt erlauben Sie mir weiter, Ihnen meinen Rath zu ertheilen. Ich will an Herrn Theobald schreiben, ihm die ganze Sache berichten, er soll dann ordentlich um sie anhalten, Sie lassen beide in der Stille copuliren, und dann kann er wieder nach der hohen Schule ziehen, und sich daselbst fertig machen. Die Sache ist nun einmal nicht anders, und unter zweyen Uebeln muß das Geringste gewählt werden, das Gespräch unter dem Volk hört bald

auf, und es ist doch eigentlich in dem ganzen Vorgange nichts Schimpfliches.“

Die Eltern hatten freylich gegen die ganze Heirath im Grund nichts einzuwenden, aber diese Art zu freyen war ihnen nicht ganz recht, indessen war nun nichts anders zu machen, denn sie sahen wohl ein, daß Herrn Bosius Rath der Beste war, es blieb also dabey. Bosius fand auch für gut, Sannchen einen Wink von diesem Vorhaben zu geben, denn er wußte wohl, daß das eine stärkende Arzney für sie seyn würde. Sie freute sich auch wirklich ungemein, wurde froh und heiter; dennoch aber dauerten die Entzückungen und die Zufälle der Krankheit noch immer fort.

Das sechste Hauptstück.

Sobald Herr Bosius zu Hause war, schrieb er einen Brief an Theobald, in welchem er ihm Sannchens Zustand und ihre Gefahr entdeckte, zugleich ersuchte er ihn, hieher zu reisen, und zuerst zu ihm zu kommen. Theobald gieng mit diesem Brief zur Tante, welche sich entschloß mit ihm zu reisen. Nicht weit von Sannchens Wohnort ließ er die Tante

allein reisen, und gieng zu Herrn Bosius, der ihn mit vieler Würde empfieng. Dieser rechtschaffene Mann war willens, ihn wo möglich, noch von einigen Irrthümern in Ansehung Sannchens zu überzeugen, damit sie ihn nicht verleiten möchten, noch ferner nach schwärmerischen Grundsätzen zu handeln, die der Religion allemal Schande, und dem der sie hegt, mancherley Strafen zuziehen können.

Der große Weltkenner fand bald, daß Theobald nach Verstand und Herz ein vortreflicher junger Mann war, aus dem nothwendig etwas rechts werden mußte; wenn nicht der fanatische Hang in Religionssachen, und die Neigung, immer den Weg der Phantasie einzuschlagen, bey jedem Scheideweg den Faden der Vorsehung abzuschneiden, und blos dem Glanz eines Irrlichts zu folgen, alles vernichten, oder doch aufhalten würde; er redete den ganzen Nachmittag vieles mit ihm, und gewann ihn lieb bis zu einem hohen Grade der Freundschaft. Von Sannchen und von der Heirath wurde auch allerhand gesprochen, doch aber verschob der Pfarrer das Hauptsächlichste von dieser Materie auf die Zeit nach dem Abendessen, um desto ungestörter mit ihm reden zu können.

Als

Als am Abend der Tisch abgetragen war, so nahm Bosius Theobalden an der Hand und führte ihn in sein Studierzimmer; hier setzten sie sich, rauchten eine Pfeife Taback bey einem Glas Bier, und nun fieng der Pfarrer an:

„Herr Theobald! was halten Sie von der Vernunft in Religionssachen, in wiefern kann sie, oder soll sie damit wirken?“

Herr Pfarrer! in dem Stück bin ich noch ein Zweifler; nach den Grundsätzen meiner Erziehung muß die Vernunft ganz verläugnet werden, und die Empfindungen insofern sie dem Wort Gottes gemäß sind, sollen die Seele leiten; nachher aber hab ich so vieles Licht in dieser Sache bekommen, daß ich nun wohl einsehe, man dürfe den Empfindungen nicht alles zutrauen, sondern die Vernunft müsse doch mitwirken, allein ich kenne die Schranken noch nicht, welche sowohl der Vernunft als den Empfindungen gesetzt werden müssen.

„Es ist mir ungemein lieb, daß Sie sich mir in diesem Stück aufrichtig entdecken, hier darf Ihnen nichts mehr zweifelhaft seyn, wenn ich anders meinen Zweck erreichen, und Sie über verschiedene wichtige Punkte aufklären will. Sagen Sie mir einmal, was ist eine Empfindung?“

Eine Definition kann ich Ihnen so nicht auf einmal davon geben; mir deucht eine Empfindung sey: wenn ich eine Neigung in meinem Gemüth finde, eine Lust, etwas zu thun oder zu lassen.

„Diese Beschreibung ist richtig, und zu unserm Zweck genug; stellen Sie sich einmal alle Gattungen von Empfindungen vor, so werden sie sehen, daß das von allen eintrift. Nur ein paar Beyspiele: Es ist eine Frage, ob wir mit einem Menschen vertrauliche Freundschaft errichten sollen? wenn wir nun nicht lange nachdenken und untersuchen, ob er dieser Freundschaft würdig ist, sondern die Neigung unsers Herzens fragen, ob wir ihm gut sind, ob wir ihn leiden können? so folgen wir unserer Empfindung. Oder wir lesen oder hören eine Meinung von geistlichen Dingen, wir fühlen daß uns diese Meinung gefällt, wir haben eine Neigung dazu, und folgen ihr, so folgen wir unserer Empfindung. Noch eins, wir werden durch den Anblick einer Schönheit oder des Elends gerührt, wir lassen uns durch diesen Anblick zu einer Handlung leiten, ohne zu untersuchen, ob die Schönheit wahr, und ob das Elend wahr oder falsch sey; so folgen wir auch in diesem Falle nicht unserer Vernunft, sondern

der Empfindung. Haben Sie gegen diese Bestimmung unserer Empfindungen etwas einzuwenden?"

Mir deucht, das sey ganz richtig.

„Mir deuchts auch; allein woher kommt jetzt diese Empfindung? darauf kommt alles an."

Nach den Grundsätzen meiner Erziehung, wirkt Gott, oder der Geist Jesu Christi, die Empfindungen in den Herzen der Frommen; und darum ist man auch schuldig sein Leben darnach einzurichten.

„Sind denn alle Empfindungen, auch frommer Menschen, gut? — oder wirkt Gott alle Empfindungen in den Herzen der Frommen?"

Das kann man unmöglich glauben, denn auch in den frömmsten Menschen gelüstet noch das Fleisch wider den Geist; täglich steigen noch Empfindungen auf, denen man nicht folgen darf, die unfehlbar bös sind.

„Folglich darf man auch nach den Grundsätzen der Pietisten, die das glauben, nicht allen Empfindungen trauen, vielweniger sich von allen zu Handlungen leiten lassen."

Gewiß nicht.

„Wie kann man denn wissen, ob man einer Empfindung folgen, oder nicht folgen darf?"

Man muß sie nach der unfehlbaren Richschnur aller unserer Handlungen, nach dem Worte Gottes prüfen, ist sie dem gemäß, so ist sie von Gott, und man folgt ihr, ist sie dem aber nicht gemäß, so kommt sie von unserer verderbten Natur her, und wir dürfen ihr nicht folgen.

„O schön! schön! man darf also wohl keiner einzigen Empfindung folgen, bis man sie nach dem Worte Gottes geprüft hat?“

Das versteht sich von selbst, weil so viele verderbte Empfindungen mit unterlaufen, so muß ich freylich eine jede eher prüfen, ehe ich ihr folgen darf.

„Sehen Sie! — wenn Sie also die Sache beym Licht besehen, so dürfen Sie niemals einer Empfindung folgen, sondern dem Schluß Ihrer Prüfung; Sie thun das, was Sie nach der Prüfung nach der Bibel, dem Willen Gottes gemäß finden, nicht wahr?“

Ganz gewiß.

„Wie nennt man die Kraft der Seele, mit der man prüft und schließt?“

Mein Gott! und mein Alles! — Vernunft! das ist ja sonnenklar — ich muß also nie meinen Empfindungen, sondern meiner Vernunft folgen.

„Sachte! sachte! das ist ganz wahr, allein mit einer Einschränkung: die wahren Gottesgelehrten warnen dennoch immer für der Vernunft, und das mit Recht. Sehen Sie! die Vernunf hat bey weitem nicht Gründe genug, alles zu erreichen, was zu des Menschen ewiger Glückseligkeit nothwendig ist; dies beweise ich Ihnen nicht, denn Sie sind kein Freygeist; darum hat Gott den Menschen sein geoffenbartes Wort gegeben, dieß muß also die Richtschnur des Lebens seyn. Diesem muß sich auch die Vernunft ganz unterwerfen, und nach demselben urtheilen. Daher wollen wir nun den Grund- oder Heischesatz festsetzen: der Christ darf nie seinen Empfindungen folgen, sondern er muß sich durch seine, durch das Wort Gottes erleuchtete, und von demselben ganz abhängige Vernunft leiten lassen."

Das ist unwidersprechlich, und ein Aufschluß, der mir eine unendliche Ruhe einflößt, denn ich war noch immer zweifelhaft, was ich von den Empfindungen halten sollte, jetzt weiß ich meinen Wegweiser.

„Es freut mich sehr, daß Sie der Wahrheit Raum geben; aber nun zur Sache selber: Sie sind nun gewiß, daß die christliche Vernunft (so wollen wir sie um der Kürze willen

nennen,) allein die Führerin ihrer Handlungen seyn darf, jetzt ist die Frage, ob Ihr Versprechen mit der Mademoiselle Blondin vor diesem Richterstuhl Stich hält?"

Hier stutzte Theobald, er wurde bald roth, bald blaß und schwieg. Herr Bosius fuhr fort:

„Sehen Sie! mir scheints als wenn Sie in diesem wichtigsten Fall nicht einmal Ihrer Ueberzeugung gefolgt, und Ihre Handlung nach der christlichen Vernunft geprüft hätten?"

Ja ich glaube doch; ich hielt die Reden und Entzückungen dieser wahrhaft frommen Person für göttliche Wirkungen, weil sie nichts enthielten, das dem Worte Gottes zuwider war, und da sie sagte, es sey der Wille Gottes, ja da ichs noch vorher fühlte, ehe sie's sagte, daß es der Wille Gottes sey, wir sollten uns heirathen, so glaubte ich bis daher fest, Gott habe diese Ehe beschlossen.

„Sie wollen ein Arzt werden, Sie sind schon mit der Lehre vom gesunden und kranken Körper bekannt, und werden also leicht begreifen, was ich Ihnen über diese Materie sagen will: Die langfortwährende Anspannung der Seelenkräfte, besonders der Einbildungskraft, wirkt dergestalt auf die Nerven, daß sie davon höchst reizbar, und gar leicht zu Krämpfen,

Zuckungen und dergleichen geneigt werden, nicht wahr?"

Das lehrt die tägliche Erfahrung.

„Bey dem weiblichen Geschlecht ist diese Folge leichter, und erreicht einen sehr hohen Grad, weil hier die Einbildungskraft sehr lebhaft, und die Muskelfaser zugleich zärtlich und reizbar ist, oder mit einem Wort, weil die Nerven schwach sind."

Auch das ist unstreitig.

„Wenn daher ein Mädchen von Jugend auf sich mit göttlichen Dingen und Betrachtungen beschäftiget, und in solchen Sachen ihre Einbildungskraft beständig anstrengt, so kann sie in allem Betracht eine höhere Stufe der Tugend erreichen, weil sie geschickter zur Liebe ist, als ein Mann, dagegen aber läuft sie auch mehr Gefahr, eine Schwärmerin zu werden, besonders wenn sie ihren Empfindungen, und nicht der christlichen Vernunft folgt.

Das ist in allen Erfahrungen gegründet.

„Nun wollen wir den Fall setzen, ein solch wahrhaft frommes Mädchen sieht einen wohlgebildeten Jüngling, der Eindruck auf ihr Herz macht, und zugleich fromm ist, oder den sie wenigstens dafür hält, denn einen offenbar Lasterhaften wird sie nie lieben, sie verschließt schon

beym ersten Anblick ihr Herz vor ihm, aber vor einem frommen nicht, was thut sie? er gefällt ihr, sie fühlt den Trieb der Liebe, er ist fromm, im Augenblick wird die Empfindung zu stark, und immer stärker, je mehr sie ihr nachhängt, jetzt mag sie die christliche Vernunft nicht mehr fragen, die gewaltige Empfindung nimmt sie gefangen, und zwingt sie so zu schließen: dieser Jüngling da ist edel, ist fromm, ist schön, dein Herz fliegt ihm zu, er ist also von der Vorsehung für dich bestimmt. Wenn nun der Jüngling ihr auch sein Herz zuwendet, so ist vollends alles richtig."

„Wenn nun ein solches Mädchen wahrhaft fromm und eine Christin ist, so wird sie nicht weiter gehen, sie wird nun die Sache der Vorsehung überlassen, aber ihr schwacher Körper ist nicht stark genug, die Leidenschaft, die in ihrer Seele brütet, zu ertragen, die Einbildungskraft beschäftigt sich unaufhörlich mit dem geliebten Gegenstand, sie mag dagegen kämpfen wie sie will, dadurch steigt die Empfindung aufs höchste — und nun ist die Frage: ob diese Empfindung von Gott sey, und ob man also alles was daraus folgt, für göttlich anzusehen habe."

Das ist gar keiner Antwort werth, diese Empfindungen sind von der Liebe, und nicht von Gott; aber Sannchens Empfindungen waren ganz anders, sie athmeten lauter Geist des göttlichen Worts.

„Wir wollen bald sehn, in wiefern das Grund hat; wenn die Empfindungen höher steigen als es der ohnehin durch viele fromme Vorstellungen geschwächte Nervenbau ertragen kann, so muß ein Fieber folgen; der Reiz der Lebensgeister gegen die Reizbarkeit der Muskelfaser bekommt das Uebergewicht, und das ist ja die nächste Ursache des Fiebers. Begreifen Sie das?“

Das begreif ich sehr wohl; ob mir gleich diese Erklärung neu ist, so ist sie doch richtig.

„Sobald aber ein Fieber da ist, dessen Ursache, wie in diesem Fall, durch keine Arzney anders, als durch die Befriedigung der Liebe gehoben werden kann, so dauren auch die Symptomen des Fiebers immerfort, diese haben wieder ihre Folgen, und so wird die Krankheit immer verwickelter; nicht wahr?“

Das ist alles ganz gewiß.

„Nun geben Sie Acht: ein Mädchen wird durch die Schaam zurückgehalten, von dem zu reden, womit sich ihre Seele vorzüglich

beschäftigt, nämlich von ihrem Geliebten, die Sehnsucht nach ihm bleibt immer tief versteckt; wer also von dem Umstand nicht weiß, und auch die Krankheit nicht kennt, der erräth die Ursache nie, der Arzt sagt: die Person ist hysterisch, das ist aber beynahe eben so viel gesagt, als: sie ist krank — das sieht ja ein jeder. Nun liegt die Ursache dieser Krankheit in der Einbildungskraft, als welche zunächst an die Nerven gränzt; diese Ursache kommt aus Schaam nie ans Licht, dagegen aber offenbaren sich die andern Vorstellungen, welche bey guten frommen Mädchen gewöhnlich die Religion betreffen, desto stärker; nun sind die äußeren Sinnen sehr schwach, weil die Nerven schwach sind, dagegen sind die innern Sinnen, oder die Einbildungskraft, desto stärker, desto lebhafter — was ist hier die Folge? Träumen — und zwar auf eine besondere Art: Wenn die äußern Sinnen ruhen, die innern aber wirken, so sind wir uns unsers natürlichen Zustandes nicht bewußt, sondern des Zustands, den sich die innern Sinne vorstellen; alles was wir da sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, das halten wir so lange für wahr, als der Zustand dauert; da nun aber die Seele eines solchen Mädchens beständig mit der Religion beschäftigt ist, so

äußern sich diese Wirkungen in einem solchen Zustande in der Entzückung, durch die äußeren Sinnen, da sieht eine solche Frauensperson lebhaft und deutlich alles, was sie sehen will, würde in ihrer Seele der Wunsch aufsteigen, Gott selbst zu sehen, so wird sich ihr ein Bild vorstellen, welches das Resultat ihr Begriffe von Gott ist, sie erstaunt darüber, sie weiß nicht wo es herkommt, sie glaubt fest, Gott selbst offenbare sich ihr; wünscht sie mit Gott zu sprechen, so wird der Gott, der sich ihr vorstellt, anfangen zu reden, und diese Reden werden wiederum Resultate der Begriffe seyn, die sie von göttlichen Reden hat; folglich wird sie selbst betrogen, indem sie nicht Seelenkenntniß genug besitzt, um auf die Ursache zu kommen: und andere, denen es auch daran fehlt, werden ebenfalls ohne ihre Schuld hinters Licht geführt. Sehen Sie, mein theurer Herr Theobald! so sind die Empfindungen der Liebe die ganze Ursache dieser vermeintlichen göttlichen Offenbarungen."

Auf die Weise wäre also alles ein Delirium, ein fieberhaftes Irrereden?

„Gewiß nichts anders!"

Wie kommts denn aber, daß dies Delirium so vernünftig ist? — Wenn ein anderer

frommer Kranker delirirt, so hängt nichts zusammen, man hört daß die Begriffe verworren sind, hier aber ist alles bis zum Erstaunen regelmäßig?

„Das ist sehr begreiflich: bey andern Kranken ist eine materielle Ursache der Krankheit, mehr Hitze und mehr Alteration der Lebensgeister, das alles ist hier nicht, alle Säfte sind gesund, da fehlt nichts als daß (nämlich in der Entzückung) die äußern Sinnen unwirksam, ja ich darf sagen, während der Zeit convulsivisch sind; die Seele wirkt also ganz ordentlich fort, alles ist ganz natürlich, außer daß sie die Vorstellung der innern Sinnen für die äußern hält, und in so weit irrt. Wenn man träumt, so ist die Sache auch anders: dann ruht noch ein großer Theil der Werkzeuge der innern Sinne, mithin fällt da auch viel Regelmäßiges weg.“

Herr Pastor! das ist erstaunlich, ich fürchte, daß Sie Recht haben; allein noch eins, wie kommts denn, daß solche Personen oft abwesende und zukünftige Dinge errathen?

„Die Fälle sind doch selten; und wenns geschieht, so kommts daher, daß die höchstfreye Seele, die jetzt durch keine äußere Vorstellungen gehindert wird, vermittelst der höchstwirksamen feinen Werkzeuge, der innern Sinne,

die Vorstellungen eines andern auch entfernten Geistes, an den sie entweder ein starker Zug bindet, oder von dem sie ein hoher Abscheu wegscheucht, in sofern jene Vorstellungen Beziehung auf sie haben, empfinden kann. Hier liegt das Geheimniß der Ahndungen und vieler Visionen versteckt, und hier kann der nachdenkende Weise Morgenluft der Ewigkeit wittern, wenn er will; wenn die Seele einmal ganz von den Banden des Leibes befreyt, die Werkzeuge der innern Sinne, und das alles noch dazu in der Geisterwelt, frey haben wird, was wird sie da in der Nähe und Ferne vermögen?“

Jetzt begreife ich alles gar wohl, und ich sehe leider! ein, das Saunchens Krankheit die Ursache ihrer Reden und Entzückungen, mithin auch unsers Versprechens ist.

„Gott Lob! mein Freund! mehr wollt ich nicht, jetzt wollen wir nun auch weiter gehen, allemal müssen wir denn doch mit Ehrfurcht an eine Person denken, deren ganze Seele sich während ihrer Krankheit mit dem Einen, das Noth ist, beschäftigt; alles was sich bey ihr äußert, ist nichts weiter als Empfindung, und jede Empfindung ist Wirkung der Vorstellung oder der Einbildungskraft, denn wenn wir auch annehmen, daß Gottes Geist unmittelbar ohne

das äußere Wort in uns wirke, welches ich noch bezweifle, so wirkt er denn doch zuerst auf den Verstand, dieser auf die Einbildung, und diese endlich auf die Empfindung. Hieraus folgt aber noch eine wichtige Wahrheit: Wenn in diesem Fall der Geist Gottes erst auf den Verstand wirkt, so begreift ja eine solche Seele das, was die Empfindung will — folglich kann sie ja auch ihre Wahrheit beweisen!!! — denken Sie doch darüber nach, daraus lassen sich erstaunlich wichtige Schlüsse ziehen, die aber nicht hieher gehören."

„Wir sind also darüber eins geworden, daß Sannchens Reden und Entzückungen blos seelische und nicht göttliche Empfindungen zur Ursache haben; die also alle dem Richterstuhl der christlichen Vernunft unterworfen sind, nicht wahr?"

Freilich muß ich das gestehen, allein was wird nun aus mir?

„Ein Brand, der aus dem Feuer gerettet worden; Sie irrten aus Unverstand, aus Mangel an Kenntnissen, Sie glaubten dem Willen Gottes zu folgen, als Sie Sannchens und Ihrem eigenen Willen folgten, daher fehlten Sie aus Schwachheit, und Gott wird Ihnen Ihre Sünde nicht zurechnen, das heißt,

Sie werden beide selig werden, doch so, als durchs Feuer, denn an schweren Prüfungen und Läuterungen wirds Ihnen nicht fehlen, die Sie aber alle hätten vermeiden können, wenn Sie auf eine vernünftige, christliche und Gottgefällige Weise in den Ehestand getreten wären."

Herr Pastor! Sie gehen warlich zu weit, so gern ich auch gestehe, daß ich fehlte, indem ich Sannchens Reden für göttlich hielt, und also auch unser Verlöbniß göttlichen Ursprungs zu seyn glaubte.

„Ich glaube nicht daß ich zu weit gehe; antworten Sie mir nur auf meine Fragen, ich wills Ihnen bald, und daß sokratisch beweisen. Wenn ein wahrer Christ heirathen will, und sich noch in niemand verliebt hat, noch ganz unpartheyisch ist, was muß er dann zuerst thun?"

Beten, daß Gott ihm die rechte Person zeigen wolle.

„Ganz recht, was thut er dann weiter?"

Wenn er Eltern hat, so bespricht er sich mit ihnen über die Sache, er läßt sich von ihnen und andern Freunden rathen, dann kommen Personen in Vorschlag, aus denen wählt er sich diejenige, welche sich für ihn am besten schickt, die fromm und tugendhaft ist, die die gehörige

häusliche Geschicklichkeit hat, und endlich auch wenns thunlich ist, die ein verhältnißmäßigas Vermögen hat.

„Vortreflich! aber Sie vergessen ja noch ein Hauptstück: er sieht doch auch mit auf eine Person, die wohlgewachsen, und wenigstens nicht übel gestaltet ist.“

Daran dachte ich wirklich nicht, und doch sieht ein Jüngling vorzüglich darauf.

„Nun wie weiter?“

Dann macht er den Eltern oder Vorgesetzten dieser Person seinen Antrag, diese beten auch, gehen auch mit guten Freunden zu Rath, und wenn sich nun kein Anstand findet, und sich beide junge Leute leiden mögen, so gehen sie in Gottes Namen weiter, und heirathen sich.

„Sie haben da den Weg, den christliche junge Leute nehmen müssen, recht wohl beschrieben, genau so muß man zu Werke gehen; nun sagen Sie mir aber auch, warum man so verfahren müsse?“

Beten muß man um göttliche Führung, damit Er die Herzen lenken, und die Umstände so leiten möge, daß sich gerade die Person findet, die sich für uns schickt, und daß auch ihr

Herz

Herz so gestimmt werde, damit sie sich wirklich mit dem der sie sucht, vereinigen könne. Hernach muß man auch eine solche Person suchen, weil es des Menschen Pflicht ist, das Seinige zu thun; ferner muß man bey diesem Suchen auf die gehörigen Eigenschaften sehen; denn es ist im Leiblichen und Geistlichen dran gelegen, daß eine Hausfrau rechtschaffen und tugendhaft sey.

„Das hieß also christlich vernünftig geheirathet; nun möchte ich aber gerne wissen, ob jemand von dieser christlich-vernünftigen Ordnung dispensirt werden könne?“

Ich sehe wohl ein, daß ich wenigstens nicht in dem Fall war, ja ich erkenne auch gar wohl, daß meine Heirath nicht nach der Regel ist: ob aber gerad mein Schritt mich zu einem Brand mache, der aus dem Feuer gerettet ist, und daß wir beide, ich und Sannchen, durchs Feuer selig werden müssen, das kommt mir immer noch zu hart vor. Bedenken Sie, theuerster Herr Pastor! welch eine Menge Eheleute kommen durch Hurerey in den Ehestand? wie viele durch Kuppeleyen der Eltern, um Familienverhältnisse willen, die sich sonst in Ansehung der Uebereinstimmung ihrer Gemüther gar nicht

zusammenschicken? und doch gehts sehr oft gut, oft blühet auch Segen auf solchen Ehen, und ihr frommer Wandel läßt mich auch hoffen, daß ihnen aus Gottes Barmherzigkeit um Christi willen, das Seligwerden nicht so gar schwer fallen werde.

„Sie citiren da zween Fälle, durch welche Ehen gestiftet werden; einen durch unehlichen Beyschlaf; denn Hurerey kann man so etwas nicht nennen, und den zweyten: durch Familienverhältnisse, Reichthum u. dgl. lassen Sie den Ihrigen für den dritten gelten, und nun wollen wir vergleichen. Zuerst aber müssen Sie einen großen Unterschied machen, zwischen den Folgen, welche die Fehltritte eines wahren Christen haben, und denen, die aus den Sünden der Nichtchristen entstehen: jene stehen unter der züchtigenden Leitung ihres himmlischen Vaters, diese aber noch unter den Lockungen der ewigen Liebe, sie genießen ihr Theil in dieser Welt, jene aber werden durch Kreuz und Trübsal zu der zukünftigen erzogen; wenn sie also viele bemerken, denen es ungeachtet ihrer Fehltritte wohlgeht, so wissen Sie entweder nicht, was solche Leute in Geheim für einen nagenden Wurm, für geheime Leiden haben können, oder es stehen ihnen noch Trübsalen bevor, oder sie

sind Menschen, die ihr Theil hier in der Welt zu genießen haben."

Hat denn das Leiden und Sterben Christi keinen erlösenden Werth für solche Schulden? muß denn der Christ selber für seine Sünden büßen?

„Können Sie, kann ein so aufgeklärter Kopf so fragen? Wir müssen einmal alles thun, um das was wir verdorben haben, wieder gut zu machen, und es ist eine unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, wenn Er uns Gelegenheit dazu giebt, denn um so viel als wir selbst restituiren können, um so viel wächst der Grad unserer Seligkeit; fürs Verdienst Christi bleibt noch genug zu ergänzen übrig. Alle Prüfungen und Leiden wegen begangener Fehler zielen dahin, uns zur Erkenntniß derselben, und ihrer Größe zu führen, damit wir sie hernach meiden mögen, und also immer vollkommener werden."

Verzeihen Sie! ich machte einen thörigten Einwurf.

„Nun wollen wir wieder auf unsern Vergleich zwischen den dreyen Wegen zum Ehestand kommen: Zuerst also vom unehelichen Beyschlaf, in sofern er der Ursprung einer Ehe wird, alle andre Fälle gehören nicht daher:

Wenn zwo ledige Personen diesen Fehler begehen, wogegen sündigen sie dann?"

Gegen die heiligen Befehle der Religion, gegen die christlich-vernünftige Ordnung, und gegen die Gesetze des Staats.

„Warum mögen wohl die Religion und der Staat dies Mittel zum Heiraten verboten haben?

Ich kann mir keine andere Ursache vorstellen als die: weil es gegen die christliche vernünftige Ordnung ist; denn an und für sich selbst in dieser Ordnung ist ja der Beyschlaf erlaubt.

„Sie haben ganz recht; daraus folgt also, daß er als Mittel zum Heirathen betrachtet, blos gegen die christliche vernünftige Ordnung ist. Und ich glaube, mit dem zweyten Fall, wo die Eltern ihre Kinder kuppeln, wird sichs wohl eben so verhalten?"

Ganz gewiß!

„Sollte aber Ihr Fall wohl auch auf dieser Liste stehen? sollte er auch nichts weiter, als ein Fehler gegen die christlich-vernünftige Ordnung seyn?"

Sie machen mir das Herz klopfen für Erwartung.

„Gesetzt es erschiene ein Mensch in einer gewissen Stadt, mit dem Aufzug eines Gesand-

ten vom Landesherrn, und publizirte ein Gesetz von wichtigen Inhalt und Folgen — ein Gesetz, das er selbst gemacht — ein Gesetz, das den Gesetzen des Landesherrn entgegen liefe?“

Sie tragen Materien zu meinem Todesurtheil zusammen.

„Nein, es sind Materien, einen Brand aus dem Feuer zu erretten. Wenn der Gesandte nicht betrügen will, in Sannchens Fall ist, so wird er nicht gestraft, aber curirt — Freund Theobald! er wird curirt. Diese Cur aber verhält sich wie die Krankheit. Sehen Sie! welch ein großer Unterschied es ist: aus Schwachheit, oder aus zeitlichen Vortheilen gerade zu, die christlich-vernünftige Ordnung, ein Polizeygesetz des Reichs Gottes übertreten, und als ein Gesandter Gottes auftreten und sagen, Gott befiehlt daß ichs übertreten soll. Ist das nicht Hochverrath? — ist das nicht Ihr Fall? — ist Ihr Schritt nicht ein unendlich größerer Fehler, als die beiden andern? — Durch Ihre Heirath wird die große erhabene, und reine Gottheit entehrt, und Ihre Religion bey ihren Gegnern lächerlich gemacht, fromme Christen aber werden geärgert.“

Theobald erblaßte, er kam einer Ohnmacht nahe und rief: Großer Gott! erbarme dich! — ich bin verloren!

Wer den Pfarrer Bosius selber in aller seiner Energie und Feuer hat reden hören, der wird sich über diese Wirkung nicht wundern; als er nun sahe, wie weit die Rührung bey dem Theobald gienge, so hielt ers nun für Pflicht ihn zu erquicken und zu trösten.

„Freund! fieng er an: treiben Sie die Sache nicht zu weit: Sie haben nichts weiter nöthig, als einzusehen, in wie hohem Grad Sie und Sannchen gefehlt haben, das ist der Wille und die Ordnung Gottes, fassen Sie in dieser Erkenntniß Ihrer Schwäche den festen Vorsatz, nie wieder auf eine ähnliche Art zu sündigen, sondern sehr behutsam in dergleichen Sachen zu seyn, wo sich Schwärmerey mit einmischt; dann wird Ihnen Gott gnädig seyn, und Sie väterlich leiten.“

Herr Pastor! ich darf, ich darf Sannchen nicht heirathen, mir schaudert für den Gedanken.

„Schön! Schön! jetzt sind Sie auf dem rechten Standpunkt, wo es Ihnen erlaubt ist, sie zu heirathen, Ihr Wille mußte in den Willen Gottes aufgeopfert werden, sobald das

gründlich und von Herzen geschehen ist, sobald beweise ich Ihnen: daß es nun Ihre größte Pflicht ist, die Heirath mit Sannchen unverzüglich zu vollziehen."

Theobald wunderte sich, erholte sich, und war wie ein Träumender, der nicht recht weiß wie er dran ist. Der Pastor aber erzählte ihm nun umständlich, wie er mit Sannchen zu Werke gegangen war, daß sie sich ebenfalls in den Willen Gottes geschickt habe, und ihren Fehler erkenne, daß es aber ihr Körper nicht aushalten könne, und also kein anderer Rath sey, als daß er sie heirathe.

Den ganzen Plan dazu machte Bosius auf die vernünftigste und geschickteste Weise; und er wurde auch also fort ausgeführt. Theobald wurde mit Sannchen auf ihren Schlafzimmer in der Stille getraut, und so die Hochzeit ohne Geräusch vollzogen.

Da aber hier eine neue wichtige und ganz andere Epoque anfängt, so will ich den ersten Theil beschließen, und meine Leser damit trösten, daß der zweyte unverzüglich folgen soll.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Theobald oder die Schwärmer eine wahre Geschichte

Bd.: Erster Band

1797

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941267-1